

Humoristische Bibliothek

von

Moritz Gottlieb Saphir,

mit einer Vorrede

von

Friedrich dem Lachenden.

Motto:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

Goethe.

Neueste vermehrte Ausgabe.

Dritter Band.

Wien, 1863.

In Commission bei William Radde,
Nro. 300 Broadway, New-York.

Ueber die Kunst zu lachen,

mit Hinsicht auf

das große Hanswurst-Theater der Welt.

Die Kunst zu lachen, über welche ich mich in der gegenwärtigen Vorlesung aussprechen will, verdient unter allen freien Künsten den ersten Rang, und ich hoffe, mich durch eine Theorie derselben wenigstens ebenso verdient zu machen, als irgend einer unsrer neuen Weltweisen durch eine Lehre von den Wundern des Galvanismus und Magnetismus.

Bevor ich jedoch zu diesem großen Unternehmen schreite, wird es nöthig sein, diejenige Gattung des Lachens, welche ich meine, näher zu bezeichnen. Ich unterscheide zwischen dem behaglichen oder dummfrohen Lachen, dem harmlosen oder gutmüthigen Lachen, dem boshaften oder hämischen Lachen, dem pflichtmäßigen oder unterthänigen Lachen, und dem demokritischen oder satyrischen Lachen.

Das behagliche oder dummfrohe Lachen entspringt eigentlich aus dem Bauche, oder aus einem vollen, gesättigten Magen, und malt sich auf dem Antlitz Desjenigen, welcher, im Gefühle des physischen Wohlseins, das Leben als einen fetten Sonntag oder blauen Montag, die Erde als einen Maststall, und den Magen als seinen Gott ansieht. Betrachten wir z. B. den feisten Pachter Quabbe, wenn er nach dem Genuß eines Gerichts Erbsen mit Speck Heerschau über seine borstigen Zöglinge hält, und mit calculatorischem Gesichte den Gewinn be-

rechnet, der ihm nach Abzug der Fütterungskosten aus dieser hoffnungsvollen Jugend erblühen werde. Das Facit ist so deutlich wie Schwabacher Schrift auf seinem Wurstmaule zu lesen, das sich zu einem fröhlichen Grinsen verzieht. Lebensfroh und behaglich glotzt er in die Welt hinein, kein anderer Gedanke beschweret seinen Hirnkasten, als der: was wird das liebe Vieh abwerfen? Keine andre Empfindung beseelt seinen Leichnam, als der Vorschmack der künftigen Schinkenernte, und was man sein Herz nennt, ist eigentlich nicht viel mehr als ein Pfund Fleisch in Fett emballirt, welches so wenig einer göttlichen Empfindung fähig ist als ein Beefsteak.

Daß von dieser Gattung des Lachens hier nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Wer so lachen will, der muß eine Pachtung oder Viehmästerei übernehmen, der muß Lieferant, Wechsler, Brauer oder Branntweinbrenner werden, oder irgend eines von jenen Gewerben treiben, aus welchem heutzutage die seidespinnenden Nabobs hervorgehen, welche aus ihren stolzen Prunkwagen auf uns bescheidene Fußgänger in ihrer übersatten Behaglichkeit herabschauen.

Die zweite Gattung, nämlich das harmlose oder gemüthliche Lachen, giebt jene glücklichen, unbefangenen Seelen zu erkennen, welche alle Dinge im rosenfarbenen Lichte erblicken, und mit kindlichem Gemüth in das Treiben der Welt, wie in die bunten Bilder eines Guckkastens hineinschauen. Wohl Denen, welchen die Natur so eine glückliche Mischung des Bluts verlieh, daß Alles, was bei Andern einen Mißton hervorbringt, sich bei ihnen in eine lustige Harmonie auflöset; daß Alles, was bei Andern die Galle aufrührt, nur auf Erschütterung ihres Zwerchfells wirkt. Sie tragen den Himmel in ihrer Brust, ohne von der Hölle um sie her berührt zu werden. In der That giebt es keinen wohlthuendern Anblick als so einen harmlosen Lacher, der gleichsam alle Sultane

der Erde zu einem Wettkampf heraus zu fordern scheint: wer der Glücklichere sei. Bei seiner beneidenswerthen Genügsamkeit, die weder von Habsucht noch von Ehrgeiz, von keiner quälenden Begierde, von keiner ängstlichen Sorge gefoltert wird, ist er reicher als Crösus, mächtiger als Alexander, zumal wenn er sich darauf versteht, seine innere Harmonie durch den Stimmhammer des Bacchus, den Pfropfenzieher, zu erhöhen.

Ganz anders giebt sich das eigentliche boshafte Lachen zu erkennen. So lacht eine alte Jungfer, die ihre verlegene Unschuld, gleich einem bestäubten Makulaturballen, nicht an den Mann zu bringen vermochte, wenn ein junges Mädchen durch sie zu Falle kommt.

So lacht Shylock, wenn Tubal ihm erzählt, daß der Entführer seiner Tochter durch Schiffbruch zum Bettler geworden sei, oder wenn er das Messer wetzt, um seinem Schuldner das als Conventionalstrafe verschriebene Pfund Fleisch von dem Herzen wegzuschneiden. So lachen die Shylocks unsrer Zeiten, wenn sie einen jungen Verschwender durch Wucher an den Bettelstab gebracht, oder durch bestochene Zeugen und Richter ein Urtheil erkauft haben, wodurch ein ehrlicher Goj in den Schuldthurm geliefert wird. So lacht ein liederlicher Gutsbesitzer, wenn der verlängerte Indult ihn von den Schröpfköpfen der Justiz, den Sequestern und Executoren befreiet, und seine Gläubiger auf die Folter der Geduld spannt. So lachen die Teufel und feiern ihren Triumph, wenn ganze Länder und Völker durch die höllische Flamme des Bürgerkriegs verzehrt werden.

Doch auch von dieser Gattung Lachens ist hier so wenig die Rede, als von der vierten Gattung, dem pflichtmäßigen oder gezwungenen Lachen.—Dies findet nämlich alsdann statt, wenn Jemand in einem Verhältnisse der Abhängigkeit

zu einem Andern steht, welches ihm die Pflicht auferlegt, der albernen Einfällen desselben als Blitzstrahlen des Witzes seinen Beifall zu zollen.

Wenn z. B. ein Rath bei dem Minister, ein Secretarius bei dem Präsidenten, oder ein Lieutenant bei dem General zu Tische sitzt, und der Chef nun die zwanzigste Flasche mit der Bemerkung zum Besten giebt, daß dies aufrichtiger Elfer vom Jahre 1748 sei, so versteht es sich von selbst, daß der Gast, wenn er sonst seinen Vortheil versteht, diesen Einfall ex officio belachen muß.—

Lassen Sie uns daher zu der letzten Gattung, dem satyrischen oder spöttischen Gelächter übergehen, womit einst Demokritus über seine achtbaren Mitbürger in Abdera herfiel.

Wie das behagliche Lachen aus dem Bauche, und das harmlose aus der Brust zu entspringen scheint, so hat das demokritische Lachen seinen Ursprung mehr im Kopfe, und ist ein Product der Vergleichung, welche der Verstand zwischen den Dingen wie sie sind, und wie sie scheinen, vornimmt. Diese Verstandes-Operation macht den demokritischen Lacher mehr zu einem stillen, welcher gleichsam in sich hineinlacht, als zu einem lauten, welcher aus sich herauslacht.

Um sie jedoch mit gehörigem Erfolge vornehmen zu können, ist es nothwendig, daß wir uns im Geiste auf einen isolirten Standpunkt versetzen, von wo aus wir die große Schaubühne der Welt und die Menschlein, welche sich darauf herumtummeln, mit freien Blicken übersehen, und uns an dem bunten Possenspiele des Lebens mit beschaulicher Laune ergötzen können.

Wir müssen daher im Stande sein, von der Rolle, die uns selbst in diesem großen Possenspiele zu Theil ward, zu abstrahiren, aus dem engen Kreise unserer Sorgen und Mühen hinauszutreten, und uns als bloße Zuschauer zu betrachten,

die in ihrem geistigen Sperrsitze von aller Berührung mit den mitspielenden Personen ausgeschlossen sind. Hierzu aber ist erforderlich, daß wir selbst keine Hauptrolle in diesem Drama mitspielen, die uns zu sehr in die Handlung verflicht, alle Kräfte unserer Seele in Beschlag nimmt, und es uns unmöglich macht, als unbefangene Beobachter dem Spiele gleichsam von Außen zuzusehen.

Wer also einen so großen Antheil an dem Drama nimmt, daß er nie, auch nicht einmal in Gedanken, von der Bühne abzutreten vermag, dem fehlt jene Nüchternheit und Heiterkeit des Gemüths, welche den demokritischen Lacher characterisirt; er tritt vielmehr in die Klasse der Pulcinellos und Hanswürste, welche uns Stoff zum Lachen geben.

Haben wir uns aber erst jene freie Ansicht des Lebens eigen gemacht, dann wird es uns bald gelingen, seine Lachseite aufzudecken.

Jedes Ding hat nämlich seine ernsthafte und seine lächerliche Seite, und es ist unleugbar, daß die letztere in der Regel die erstere überwiegt und daß alles was menschlich ist, selbst das Ehrwürdigste—gleich einer Amtsperücke oder einem Doctorhut—mehr in's Possirliche als in's Ernsthafte schillert.

Die ganze Kunst zu lachen beruht also in der Fertigkeit, diese Lachseite der Dinge von einem freien Standpunkte aus zu erspähen und wer es erst zu dieser Fertigkeit gebracht hat, dem kann es nicht fehlen, daß ihm das ganze Leben im pomphaften Style erscheint, worin Hanswurst die Hauptrolle spielt.

Werfen wir zuvörderst einen allgemeinen Blick auf die Schaubühne des Lebens! Betrachten wir mit unbefangenen Augen das unruhige und verworrene Treiben dieser Pygmäen, welche sich da vor uns herumtummeln und den tragikomischen Ernst, womit sie durch und gegen einander rennen, nach Schimmer haschen, Irrlichtern nachjagen, ein=

ander ein Bein stellen und endlich in den Abgrund fallen, ohne ihres Lebens froh geworden zu sein.

Möchte man nicht fragen, wie jener französische Mathematiker, nachdem er eine große heroische Oper gesehen hatte: bon! mais qu'est-ce que cela prouve-t-il?

Was will es beweisen, frage ich, daß man sich wie ein armseliger Gaukler ein paar Stunden auf diesem Planeten breit macht und nachher abtritt, um nie wieder gesehen zu werden? Was will es beweisen, daß man nach dem kurzen Rausche der Bewunderung sich hinter die Coulissen verzieht oder in die Versenkung hinein stolpert?

Was liegt für eine Bedeutung in den Triumphen der Herrschsucht und des Ehrgeizes? Sind sie etwas anderes als ein buntes Hanswurstspiel, wenn wir sie von unserem demokritischen Sperrsitze aus betrachten?

Warum lachen wir denn über die possirliche Wichtigkeit, womit die Knaben ihr Soldatenspiel treiben, über das stolze Auftreten des kleinen Triumphators und über die nachgeäffte Majestät, womit er die papiernen Orden unter die Ritter seiner Ehrenlegion austheilt? Sind denn jene Heldenspiele der Erdengötter etwas anderes, als größere und blutigere Knabenspiele? Sind ihre Ehrenzeichen etwas anderes, als glänzende Flitterchen, womit sich die großen Kinder behängen?

Warum lachen wir über den Marionettenkaiser, der mit seiner Krone von Goldpapier auf dem drei Fuß langen Theater herumstolziret und mit seinem hölzernen Scepter ächt sultanisch wüthet? Ist denn ein so großer Unterschied zwischen ihm und seinen hohen Vorbildern auf dem Welttheater?

Sind ihre goldenen Kronen von viel längerer Dauer als seine papierne; sind sie selbst etwas anderes, als mechanische Figuren in der Hand eines verborgenen Lenkers?

Und wenn sie ihre Rolle ausgespielt haben, werden sie nicht

auch mit Knecht und Bettler zusammengerafft und bei Seite geworfen, wie jene in den Marionetten-Kasten?

Wenn es wahr ist, daß es unsichtbare Geister giebt, welche mit gigantischen Schritten auf den Sternen umherwandeln und denen die Erde nicht viel größer vorkommt als ein Kirschkern, den der Weltschöpfer auf's Gerathewohl in den endlosen Raum geschleudert hat, so möchte ich wohl wissen, wie groß ihnen erst die Helden erscheinen müssen, die auf diesem Kirschkern ihren Spuk treiben.

Würde ich aufgefordert, eine Instruction für einen Prinzenerzieher zu entwerfen, so sollte der erste Paragraph ungefähr also lauten:

Führe deinen Zögling alle Nächte einmal auf eine Sternwarte, laß ihn dort einen Blick in den gestirnten Himmel werfen und sprich zu ihm: „Siehe da, kleine Hoheit! Diese zahllosen Lichtpunkte sind lauter Sonnen, ungefähr so groß wie die, welche uns bei Tage leuchtet. Um jede dieser Sonnen drehen sich vielleicht ein Dutzend solcher winzigen Erdbälle wie der, worauf wir stehen, und jeder dieser Erdbälle ist vielleicht von hundert Millionen solcher Infusionsthierchen bewohnt, wie wir beide sind. Nun stelle Dir vor, kleine Hoheit! wie groß Du gegen das Universum bist."

Wenn diese Lektion kein Gegengift gegen den aufkeimenden Ehrgeiz des kleinen Halbgottes ist, wahrlich! dann ist jede Lection an ihm verloren.

Aber was hilft's? Ein Narr reißt um, was sieben Weise aufbauen. Der Narren-König regiert die Welt und seine Schellen-Kappe ist's, die aus allen menschlichen Unternehmungen hervorguckt.

Wir erkennen sie in den ungeheuren Anstrengungen des Ehrgeizes, in den Riesengebäuden der Herrschsucht, welche der

leiseste Hauch des Zufalls, wie das Kartenhaus eines Knaben, zertrümmert.

Wir erkennen sie in den Großthaten eines Napoleons, der die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllte, wie ein Löwe daherschritt und wie ein Ameisenlöwe von der Bühne abtrat. Wir erkennen sie in den furchtbaren Revolutionen, welche die Erde verwüsten, ganze Geschlechter wegraffen, sich durch Sturm, Erdbeben und Donnerschläge ankündigen, und zuletzt—risum teneatis amici!—wie eine Revolution im Magen endigen. Wir erkennen sie in dem ewigen Kreislaufe, in welchem sich die Menschheit wie ein Mühlenesel um den Wellbaum der Thorheit, des Irrthums und des Lasters herumdreht.

Was wohl der Mann im Monde dazu sagen mag, der, nach dem Glauben eines Volkes, nun schon seit Jahrtausenden diesem erbärmlichen Treiben zusehen mußte? Fast glaube ich, daß e r es ist, der sich zuweilen den Zeitvertreib macht, uns mit Steinen zu werfen. Denn wer will es ihm verdenken, wenn ihn die ewige Wiederholung derselben albernen Posse, worüber er sich schon längst satt lachte, endlich dergestalt langweilte, daß er seinem Unmuth durch einen Steinhagel Luft zu machen sucht?

Freiheit, schöner Wahn! Wie Pierrot in der bekannten Pantomime unaufhörlich der Colombine nachjagt, die sich dem Harlequin in die Arme warf, und unaufhörlich Schläge und Beulen erntet, so verfolgen Dich die Menschen seit Anbeginn der Welt und was sie ernten, ist selten etwas Besseres. Wie Don Quixote darauf ausging, Mambrin's Helm zu erobern und statt seiner ein Barbierbecken erhaschte, so ist das, was die Völker statt deiner erkämpfen, selten mehr werth als ein Barbierbecken, worin sie Haar lassen müssen.

Da ziehen sie in den Freiheitskampf mit ça ira! und

allons enfans de la patrie! proklamiren die Volksherrschaft, zerbrechen alle alten Formen, und Millionen Gerechte müssen mit den Ungerechten für das liebliche Dunstbild verbluten. Aber was ist der Preis dieser ungeheuern Opfer? Statt der alten tauschen sie neue, zehnfach grausamere Tyrannen ein; statt der Ruthe, binden sie sich eine Knute auf den Hintern, und beten endlich: Herr! gieb uns unsere Ruthe wieder! die einzige Weisheitslehre aber, welche aus der blutigen Lection hervorgeht, ist die: das hätten wir wohlfeiler haben können. —Und wahrlich! das kann man sich überall zurufen. Denn, wenn man hier das Parteiwesen, dort den Corporalstock, hier die Länderverwüstungen, dort das alte weiland deutsche Staaten-Ragout wieder aufwärmen sieht, so ist es, als ob Hanswurst als Doctor philosophiæ auf dem Welttheater aufträte, und den Völkern der Erde mit lauter Stimme zuriefe:

Hört ihr Herren! ihr müßt es bekennen,
Das hättet ihr wohlfeiler haben können.

Ist es nicht zum todtlachen, wenn man sieht, daß die Menschen ewig, wie die Fieberkranken, in ihren alten Paroxismus zurückfallen? Von jeher glichen sie den Kindern, welche mit ungestümem Geschrei einen neuen Rock verlangen, ehe der alte abgetragen ist. Stets unzufrieden mit den bequemen Pumphosen und Faltenkleidern ihrer ursprünglichen Verfassungen, sehnen sie sich nach einer andern, sobald ein politischer Reformator ihnen zuruft: diese Verfassung steht Euch nicht gut, ich will Euch eine andere anmessen, welche dem Zeitgeiste gemäßer ist.

Aber was ihnen angemessen wird, ist entweder das alte Kleid, mit einigen neuen Fetzen verbrämt, oder es ist eine enge französische Gallahose, worin sie keinen freien Schritt thun können, oder ein langer englischer Oberrock, der ihnen

zwischen den Füßen schlottert, oder gar ein schwerer Russischer Pelz, worin sie schwitzen, und Ungeziefer hecken, der jedoch wenigstens das Gute hat, daß er eine Schanze gegen den sibirischen Winter und—Knutenhiebe ist.—

Am Ende preisen sie sich glücklich, wenn ihnen von allen verlorenen Freiheiten noch die Preßfreiheit übrig geblieben ist, welche manche Fürsten ihren Unterthanen großmüthig gestatten, so lange ihnen eine andere Preßfreiheit bleibt, nämlich die, ihre getreuen Unterthanen nach Gefallen zu pressen und zu drücken.

Gerechtigkeit!— —hahaha!

Da sitzt ein Richter und schreibt ganze Stöße voll Akten zusammen, und zermartert sein bischen Gehirn, um einen Dieb zu dem Geständniß zu bringen, daß er den Meisterschelmen ein wenig in's Handwerk gepfuscht habe. Während dessen aber requiriren, rauben und stehlen diese ungescheut in Gegenwart der blinden Göttin fort, und strecken höhnisch die Zunge gegen sie hinaus.

Freilich gewährt es einen recht schauerlichen Anblick für den Pöbel, wenn ein armer Schelm ausgepeitscht wird, der seinem Herrn ein Paar Groschen veruntreuet hat, und mit Alt und Jung ruft: „Da seht ihr den Finger der Gerechtigkeit!

Aber wo steckt denn der Finger der Gerechtigkeit, frage ich, wenn der betrügerische Lieferant oder Kassenverwalter durch Unterschleife aller Art viele Tausende zusammenscharrt, und wie ein Pascha schwelgt? Liegt es nicht am Tage, daß er ein Schelm ist?—Antwort: er stiehlt in der gesetzlichen Form, es fehlt an Beweisen, seine Bücher stimmen, er kann Belege über jeden verausgabten Pfennig aufweisen, er ist ein gerechter Diener vor allen Richtern der Welt, spottet seiner Ankläger, und stiehlt in bester Form Rechtens bis an sein seliges Ende fort.

Wo steckt denn der Finger der Gerechtigkeit—frage ich—wenn ein französischer Maréchal de l'Empire, zu deutsch: Reichsschinder, mit dem Bankschatze einer neutralen Handelsstadt davon geht? Alle Welt schreit über Raub und schändliche Gewalt.—Aber der gute Mann lacht darüber in's Fäustchen. Denn er schützt sich mit dem Rechte des Krieges, das heißt mit dem Rechte, das Recht mit Füßen zu treten.—Und er hat Recht, denn er hat Kanonen und Bajonette, um die, welche mit ihm rechten wollen, zurecht zu weisen.

Freilich sieht es grausend genug aus, wenn ein Mörder unter dem Zulauf einer unzählbaren Volksmasse zum Blutgerüste geführt wird, wo ihm der Abgeordnete des Gerichts mit wichtiger Amtsmiene das Todesurtheil vorliest, und der Nachrichter seinen Körper zum schreckenden Beispiele des gaffenden Volks den Raben auftischt.

Armseliges Hanswurstspiel, wenn wir das Verbrechen des armen Sünders mit den großen Mordscenen auf dem großen Welttheater vergleichen. Wo bleibst du denn mit deinem hochweisen Amtsgesichte, furchtbarer Priester der Themis! wenn die großen Mörder der Herrschsucht oder Habsucht hunderttausende auf den Schlachtfeldern opfern? Warum zögerst du, unermüdlicher Dintenkleckser! den ungeheuren Thatbestand zum Protokoll zu registriren? Warum zögert ihr, Schergen der Gerechtigkeit! den großen Verbrecher zu ergreifen, und in Ketten zu legen?—Und du, dienstfertiger Nachrichter, der du dein Rad so meisterhaft zu schwingen verstehst, hier, hier zeige dich als Virtuosen in deiner Henkerskunst.—

Doch weg von dieser blutigen Hanswurstscene! Hier ist die Grenze des demokritischen Lachens, hier streift er an's sarkastische, und wird bitter, wie Aloë und Wermuth.—

Die Tugend!—Freilich, wer es so mit anhört, wie eine schöne, moralische Sentenz, oder eine herzergreifende Scene

im Theater beklatscht wird, und wie die empfindsamen Seelen in Rührung zerfließen, wenn Maria Stuart zum Tode geht, und Johanna von Montfaucon leidet, der sollte fast darauf schwören, daß sie jetzt an der Tagesordnung sei.

Schade nur, daß neben der Anstalt, wo der Saame der Tugend ausgesäet wird, sich zugleich eine andere befindet, wo sie vom Halme gemähet wird; daß neben jeder Erziehungsanstalt sich ein Gelegenheitsbureau mit einem Putzmacherschilde, und neben jeder Kirche—ein Saufhaus erhebt.—

Aber die Aufklärung!—Gottlob! Seit einigen Jahrtausenden hat man sich nun schon die Köpfe darüber zerbrochen, woher der Mensch komme, und wohin er gehe.—Endlich ist man zu dem bereits obengedachten wichtigen Resultate gelangt, daß man das so eigentlich nicht wissen könne.

Summa summarum: aus allen menschlichen Dingen tritt die Lachseite hervor.

Das Leben, von der Wiege bis zum Grabe, vom Taufsteine bis zum Leichensteine, selbst das Trauergepränge, womit unser Leichnam zur Erde bestattet wird, der Gesang der Chorschüler und die Leichenrede, die man uns hält, was ist es anders, als ein ernsthaftes Spiel, worüber wir offenbar laut auflachen müßten, wenn uns, mit dem Athem, nicht zugleich das Lachen wie das Weinen verginge.

F. v. L.

Humoristische Abende.

Vor-Vorlesung.

In dem gerechten Zweifel, ob meine Vorlesungen Sie anzusprechen im Stande sein werden, erlaube ich mir, Sie selbst anzusprechen, und zwar mit einem Vorworte, dessen Kürze seine Empfehlung sein soll. Wenn Bücher Vorreden haben, so gebühret es sich, daß Vorlesungen eine kleine Vor-Vorlesung haben. Alle Vorreden aber sind nichts, als Empfehlungs-Briefe; gewöhnlich giebt man aber auf Empfehlungs-Briefe nicht viel, und besonders das schöne Geschlecht legt den Empfehlungs-Brief aus der Hand, und besieht sich lieber sogleich den Mann oder die Sache selbst: so wie überhaupt das schöne Geschlecht, welches so reich ist im Ausreden, so geübt im Einreden, so nachgiebig im Zureden, so beharrlich im Widerreden, so geistreich im Hin- und Herreden, so gefaßt im Anreden, doch nichts so sehr haßt, als eben alles Vorreden. Ich will aber in meiner kleinen Vorrede nur bemerken, daß es von vielen Vorlesern, zu denen ich mich selbst auch zähle, überflüssig ist, die Vorlesungen zu halten, und daß sie besser thäten, die Zuhörer zu halten, damit sie nicht davon gehen; denn es tritt gar leicht der Fall ein, daß die Zuhörer dem Vorleser die Mühe ersparen, sie zerstreuen zu wollen; da sie sich selbst, nach und nach, nach allen Gegenden zerstreuen, und daß sie oft nicht so sehr nach dem Ausgange des vorgetragenen Gegenstandes, als nach dem Ausgange des Saales sich sehnen. Der Vorleser müßte dann ganz gegen seine Ge-

wohnheit handeln; anstatt daß er sich sammeln sollte, um die Hörer zu zerstreuen, müßte er sich zerstreuen, um die Hörer zu sammeln.

Die meisten Vorleser vergessen eine Hauptsache, nämlich eine Weckuhr mitzubringen, um am Ende der Vorlesung das Publikum aufzuwecken; dann könnten die Kritiker auch mit Recht erzählen: Das Publikum verließ sehr aufgeweckt den Saal. Indem ich also durch diese Vor-Vorlesung mich vor jeder Erwartung, die sie hegen könnten, verwahrt wissen will, gehe ich gefaßt zu meiner ersten Fasten-Devise über, da schon das Wort: „Fasten" die diätetisch geist'ge Nüchternheit der Devise gewissermaßen zur Pflicht macht.

Extrablatt.

So eben durch die Zeitung vernommen,
Daß die Franzosen bald nach der Hauptstadt Mexiko kommen,
Und sich sehnen nach dem Grafentitel.
Als gute Deutsche legen wir uns gleich in's Mittel,
Das heißt, wir machen ihnen Alles nach,
Und bringen so auch den Grafentitel zur Sprach'.
Der Titel: Grafen soll nämlich, nach Grimm, von greifen kommen,
Und alle Grafen hätten, was sie haben, früher genommen.
Drum möchten wir Deutsche auch Grafen werden,
Um uns etwas nehmen zu dürfen auf Erden.
Ferner wäre dies der gescheiteste von allen Streichen,
Um die Standesunterschiede auszugleichen,
Hat Jeder ein Wappen und eine Krone,
Dann sind wir von selber lauter Barone.

Erste Fasten-Devise.

Die Scala des modernen Gesellschafts-Tones.

Der Text, den wir unserer heutigen Devise zum Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet in allen Annalen der deutschen Städte und Städtchen: es ist das "ut-re-mi-fa-sol-la" des allgemeinen Gesellschaftstons. Dieser Ton zerfällt in zwei Theile: in „Nichts" und in „Etwas." Ich erbitte mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu dem ersten Theil meiner Devise, zu—

Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, ist bei weitem keine solche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entstanden; denn das Nichts, welches vor der Erschaffung der Welt da war, ist ein wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte sagen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus diesem Nichts entstanden mehrere Nichts, als da sind:

Die Welt und das Licht; die Menschen und die Türken; die Thiere und die Ultra's, u.s.w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, so müßte es doch irgendwo sein, nach dem es erschaffen wurde; wo ist aber nun das Licht? Beim Lichte betrachtet ist nirgends Licht, ja man steht sich im Lichte, wenn man nur vom Lichte

spricht. Das bischen Licht, das etwa im Paradiese gewesen sein mag, war unser erstes Unglück; wäre kein Licht da gewesen, so hätte Adam Eva nicht gesehen, Eva hätte die Schlange nicht gesehen, die Schlange hätte den Apfel nicht gesehen, und wir wären Alle noch im Paradiese, also mit dem Licht ist's auch nichts; wir haben Kerzen, aber keine Lichter, und auch von diesen nur so viel, als nöthig ist, um zu sehen, wie finster es ist. Sie sehen also, daß aus dem präadamitischen Nichts ein ganzes Nichtsheer herausgeschachtelt wurde, und eins von diesem Nichtsheer ist auch der Grundton oder die „Tonica“ unserer modernen Gesellschaften.

Die Tonart einer jeden Gesellschaft bedeutet ursprünglich den Klang, oder den Gehalt derselben in Beziehung des Verhältnisses der Höhe und Tiefe; wir aber sind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieser Tonart in Rücksicht des Verhältnisses von Länge und Breite zu suchen.

Die Systeme haben von jeher die Kunst zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein System von Stühlen, eine Gasse ein System von Häusern, und die Frisur unserer Damen ein System von Lockungen nennen könnte, so kann man jede Gesellschaft ein System, ein Tonsystem nämlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menschen nennen.

Die bestimmte Abmessung dieser Töne aber nennen wir *bon ton* — allein es giebt zwei *bon*, die oft sich gegenseitig fliehen, das ist der "bon sens" und der "bon ton," nur wo diese zwei bon zusammen sind, da findet man die Bonbon der geselligen Conditorei.

Zur geselligen Harmonie muß man eine ganze Octave in sich fassen, nämlich:

C D E F G A H.

Das C: Cultur, das D: Denken, das E: Einfälle, das F: Feinheit, das G: Geschmack, das A: Anstand und das H: Heiterkeit.

Alle diese Dinge, und wohl noch mehrere, gehören dazu, um im gesellschaftlichen Gespräche, in diesem rüstigen Zweikampfe der Ideen in der Gesellschaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Lesen eines Buches, des besten Buches, ist eine schleppende Geistes-Bewegung gegen den lebendigen Buchstaben des Gespräches. Das Gespräch läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, regt den Witz und den Humor an, und legt die weichen Folien des anständigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und um die schneidenden Kanten des Lebens und des Ernstes. Eben deßhalb ist das weibliche Geschlecht im Allgemeinen weit scharfsinniger, als das männliche, weil es viel spricht, weil es ohne Sprechen nicht leben kann, weil es spricht, um zu leben, und lebt, um zu sprechen. — Legen wir heut zu Tage unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälchen, Zimmer und Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erschlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da sitzt man auf der langen Bank eines Winterabends um die Riesin „Langeweile" todtzuschlagen; zuerst wird diese Riesin mit Thee gebeizt und mürbe gemacht, sodann marschiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabakspfeifen auf sie los, aber es geht dieser Riesin, wie

dem Gespenste in der Fabel, was man ihr unten abschneidet, setzt sie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkissen, welches uns auf der Fluth der Conversation oben aufhält, ist das Theater, also wieder ein Nichts; wir sprechen also ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit, oder ein Aufruhr der Ergebnisse irgend einen Neuigkeits-Wallfisch aus dem Strom der Ereignisse an unsern öden Strand, da läuft Jung und Alt zusammen, mit Töpfen und Schüsseln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Wallfisch schnell ein bischen Thran ab, und läuft damit nach Hause. Sodann Morgen, und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang hindurch laden wir uns und unsere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Basen und Vettern gegenseitig ein, und setzen uns gegenseitig denselben Thran vor, und finden ihn immer sehr schmackhaft, und alle Basen sagen: der Thran, er ist delikat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zwei davon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon sind über den Balkan gegangen, und sind nicht wieder zurückgekommen, und wovon wir jetzt zu reden haben, dafür ist *ein* Sprachwerkzeug auch schon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede Deutschlands fortdauert, so werden wir dieses Eine Sprachwerkzeug auch quiesciren und sodann dürfte für die Ehemänner wenigstens, nicht nur ein *ewiger*, sondern auch ein *zeitlicher* Friede eintreten. Das *Nichts* unserer Gesellschaften ist aber nicht etwa blos deßhalb so leer, weil es ein *Nichts* ist, sondern weil wir es noch so emsig und mit aller deutschen Beflissenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und dasselbe Nichts Kopf ab und Fuß auf, zerfasern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erst mit den Zähnen. Dieses Nichts geht mit dem

Klingelbeutel herum, jeder wirft seinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er seiner Pflicht sich erledigt hat. Die gesellschaftliche Rede soll eine leichte, faßliche und angenehme Prosa sein; wir Deutsche können aber keine Prosa schreiben, und unsere besten Dichter sind nicht im Stande, eine kleine Zeitungs-Annonce fehlerfrei aufzusetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutschland die Sprache den Sprecher in der Gewalt; deßhalb spricht in England in den Gesellschaften stets nur Einer, wir aber sprechen in Gesellschaften Viere und Sechse auf einmal, gleichsam als wollten wir eine Rede zusammenschießen, da wir einzeln zu arm dazu sind.

In Frankreich sieht man darauf, hübsch zu reden und schnell zu denken; wir sehen darauf, recht schwer zu denken, und recht langsam zu sprechen. Darum rollt die französische Conversation, wie ein rasch bespanntes Cabriolet munter vorwärts, unser Gespräch aber bewegt sich wie ein deutscher Frachtwagen langsam vorwärts, und hält alle Augenblicke hübsch stille, um sich von seiner Pein zu erholen. Wenn der Franzose in Gesellschaft geht, so legt er im Vorzimmer nicht nur seinen Mantel und seinen Hut ab, sondern er hängt auch da seinen Minister, seinen Financier, seinen Conseiller, seinen Savant, seinen homme de lettres, seinen Deputé, u. s. w. an den Nagel, und tritt als bloßer Gesellschafter in die Gesellschaft. Bei uns aber giebt es keine Gesellschaft; ein Jeder bringt sein Amt und seinen Titel mit, und hängt sich dieselben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menschliches entfalle. Es giebt bei uns blos gesellschaftliche Menschen-Repositorien, in verschiedenen Fächern abgetheilt, als z. B.: ein Minister, ein Rath, ein General, ein Professor, ein Banquier, eine Ministerin, eine Räthin, eine Professorin, eine Generalin,

eine Banquierin; es sind zusammengefügte Sorten, aber es ist keine Gesellschaft. Der Reiche bringt seine Kisten mit, und rangirt sich nach ihrem Inhalte, als Ganzer, Halber, Drittel- und Viertel-Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kastengeist in der Gesellschaft, sondern auch einen Kistengeist. Das Gespräch spielt also nicht, wie ein schönes Farbenspiel, leicht und frei, in und durch einander, sondern einzelne Gesprächstheile schwimmen, wie Essig und Oel neben einander, ohne sich je zu verbinden.

Dieses schroffe und vereinzelte Dastehen in Gesellschaften eben läßt uns so unbeholfen und steif; darum ist unser Conversationston schwerfällig und pedantisch, gekünstelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz, wir sind wie Goethe's Musen in der Mark, nicht fein und manierlich, sondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was selbst unsere Dichter unter Conversation verstehen, können uns unsere Conversations-Stücke, mit welchen man uns in neuerer Zeit auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen kennen diejenigen dramatischen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt, und pfundweise, mit Bein und Knochen ausgehackt wird. Der Verfasser nimmt drei Fingerspitzen voll Natur, läßt sie in einem Maaß lauwarmem Gesprächwasser aufkochen und die Tisane ist fertig. Dazu kömmt ein großes Elend, oder ein großer Jammer, am meisten aber eine große Armuth, mit zwei oder drei Criminal-Verbrechen belegt, wie Spinat mit Setz-Eiern.

Kotzebue und Iffland lassen ihre Helden stehlen, einbrechen, silberne Löffel einstecken, dem Manne entlaufen, Nachschlüssel haben u. s. w. In England würden alle diese Helden aufgeknüpft werden; unsere Dichter bestrafen sie härter, sie bringen sie auf das deutsche Theater. Das Laster wird belohnt. Die Einkleidung dieser

Stücke ist alltäglich wie das Lächeln einer Tänzerin, schleppend wie ein unglücklicher Bräutigamsstand und ausgedörrt wie das Gewissen eines Jesuiten. Die Personen dieser Stücke stampfen mit den Füßen, prügeln, stoßen Flüche aus, sind alles Geistes und alles Anstandes beraubt, und das nennen unsere Theaterdichter: Conversations-Stücke.

Es ist also nicht einmal ein allgemeines Nichts, sondern ein zerstückeltes Nichts, welches der Gegenstand unserer Gespräche ist. Aus dem großen Vorweltnichts erstand also nicht nur das allgemeine Weltnichts, sondern aus diesem allgemeinen Weltnichts entstand das zerstückte Gesellschaftsnichts, aus diesem Gesellschaftsnichts entstand das Nichts dieses ersten Theiles meiner Vorlesung, und meine freundlichen und aufmerksamen Zuhörer werden wenigstens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts" ganz gewachsen bin, und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht versagen, wenn ich Sie durch „Nichts" auf „Etwas" vorbereiten will.

Etwas.

Unläugbar muß es aber doch ein Etwas sein, welches uns in unsere Gesellschaften zieht, ein Etwas, welches uns an unsere Gesellschaften fesselt, es ist: Das weibliche Geschlecht. Der Gesellschaftston hat auch zweierlei Tonarten, die Dur- und die Molltonart. Die Männer bilden die Durtonart, die Frauen die Molltonart. Die Durtonart trägt den Charakter einer großen Lebhaftigkeit, eines raschen, bestimmten, aber scharfmarkirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegischen und der feinen Empfindung an sich.—Die Freude wie der Schmerz, sie stören beide gleich die geistige Natur des Menschen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geistige Natur muß also streben, wieder Herr beider Empfindungen zu

werden; dazu ist ein Austönen, ein Aussingen, ein Ausschreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen, in Musik oder Gesang übergetragen, geben der geistigen Natur ihre gleichschwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt sich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Musik ist, so ist es in der Rede, nur mit dem Unterschiede, daß die Musik auf das Nervensystem und die Rede auf den Geist wirkt, daß die mathematische Meßbarkeit der Musik sie einschränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeschränkt besitzt, daß die Musik auf physischem Wege, und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Gespräch auf physischem Wege qualitativ zu Werke geht.

Wie die Musik, so hat die Rede, der gesellschaftliche Ton, eine Dur- und eine Molltonart, jene geht von dem männlichen Theile der Gesellschaft, diese von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Gesellschaft nach den Mühen des Tages, erschöpft, geistig oder physisch, sie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, sondern sie wollen unterhalten sein, sie wollen sich erholen, sie betrachten den Abend oder die Geselligkeit wie ein Sopha, auf das sie sich hinlehnen, in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geschlecht hingegen bringt alle seine Kräfte mit in die Gesellschaft, der ganze Tag ist ihm nur eine Vorschule des Abends, das gesellige Leben ist den Frauenzimmern Geschäft und Instinkt zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulses, eines Anstoßes, um zu sprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeisterung, eines Rausches, oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu sprechen.

Die Frauen hingegen sprechen aus freier Lust, sie improvisiren, sie sagen nichts langsam, nichts ängstlich, es ist stets

eine angenehme, eine gefällige Form. Selbst die geistreichsten Männer unter uns, wenn sie eine kleine Rede vom Stapel laufen lassen, suchen erst alle Sinne und Sprachwerkzeuge zusammen, man sieht ihr Gesicht schon minutenlang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Wasserschlag ist; die Frauen hingegen, selbst die nur halbgebildeten, bereiten sich auf das, was sie sagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und ist der Bach auch nicht tief, so ist er doch hell, und in ihm spiegeln sich die gemüthliche Bläue des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab. Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir besitzen denselben in großen Münzen, die wir im geselligen Leben nicht in Kurs bringen können. Die Frauen aber wissen das Nadelgeld, welches sie von Wissen und Bildung haben, rouliren zu lassen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu setzen. Wir Männer vergessen uns im Gespräche sehr oft, die Frauen nie, es ist immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziösen, auf welcher sie sich bewegen.

Wie in der physischen Natur sich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umrisse von der Zartheit und von den runden und weichen Lineamenten des weiblichen Baues unterscheidet, so äußern sich auch im geselligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft, eckig und schroff; die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit, in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewisser Hinsicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben ist der Mann das Begeistigende, und die Frau das fortbildende Prinzip, in der Gesellschaft hingegen sind die Frauen das begeistigende Prinzip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügsam fort. Es ist eine Natur-Erschei-

nung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: Gottheit, Engel, Himmel, Triumph, Urtheil, Verdammung oder Vergötterung sprudeln, mir nichts, dir nichts, aus dieser kleinen Zaubergrotte hervor. Selbst in Hinsicht der Complimente zeichnet sich der richtige Takt der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der geistreichste Mann läßt sich durch ein fades Compliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geistreiches Compliment, eine sinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unsere Schöngeister alle erschließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schatzkästlein von Grazie, Witz und Galanterie in den Sonnenstrahlen der weiblichen Gesellschaft, sondern auch der ernstere Beschauer des Lebens findet im geselligen Umgange der Frauen die Polirmühle feiner Sitten und das Maximenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob, sind die Frauen auch selbst von dem geringen gesellschaftichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langeweile in jede Gesellschaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäul Zwirn und fünf Nadeln machen die Besatzung aus, mit welcher sie sich defensiv gegen die zu erwartende Langeweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geschlecht wegen seines „vernähten und verstrickten Lebens," wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtisch als die Reichs-Insignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geschlecht verstrickend strickt, Schlingen schlingt, Häkchen häkelt, Netze netzt, und Stückchen stückt, aber wenn ich ein Frauenzimmer sehe, wenn es die Prosa aller Prosa: das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angstschweiß aus, da sehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen, wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an diesem sich

immer länger dehnenden Abend peinlich herunterstricken, wie sie den Abend abnehmen, hie und da eine Masche fallen lassen, und endlich am Ende den Abend fest zusammenstricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An diesen Strumpf knüpft sich auch sogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an, mit sammt dem Waschzettel und dem Bügeleisen. Fast sollte man glauben, die Frauen haben ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieselbe Hand schon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt fast gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Gesellschaft bringt, und die Männer erzählen sich gegenseitig: Wir waren gestern 15 Frauen, 15 Männer und 15 Strümpfe beisammen.

Unläugbar ist es, daß durch das Stricken die Frauen so mancher Verlegenheit entgehen, sie können so manches übersehen und überhören, was sie gerne übersehen und überhört haben möchten, die 5 Nadeln sind eben so viele Ableiter von Erröthungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit die Augen sogleich senken zu können, ist eine Gelegenheit aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Gespräch mit der Masche zugleich fallen lassen, und mit der neuen Masche ein neues Gespräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünsche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergesalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingestrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen solchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten stiller Lust und stillen Weh's, betrachten. Wir Männer wissen aber mit unseren Händen gar nicht, wo aus, wir spielen mit den Uhrketten, wir schreiben mit den Fingern auf den Tisch oder auf die Knie, oder wir streichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnur-

bart um den Finger, oder wir spielen mit der Dose, oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwischen den Fingern, anstatt daß wir den Gegenstand der Conversation drehen und wenden sollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und spielen Karten. Denn eine Partie Whist oder L'Hombre oder Boston ist doch gar nichts anders, als ein stillschweigendes Geständniß, welches sich vier Personen gegenseitig machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen.

Wir könnten unsere 52 Wochen ohne die 52 Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch; denn sie finden, in der ihnen eigenen Scharfsinnigkeit, in den dreizehn Kartenblättern ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken sie: einen Gegenstand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch besser ist, ein Paar zu sein; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weise Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen Geschäfte der Sechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer sich in Acht nehmen, keine böse Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Musen, ohne welche es doch keine Grazien gibt; bei der Zehn an die sonderbare Einrichtung, daß eine Null durch eine hinzugefügte Einzelheit erst zu hohem Werthe kommt, diese Einzelheit aber wieder durch diese Null zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken sie sich, was sie sich bei allen Gecken und Laffen denken; sie sind gerade gut genug, um mit ihnen zu spielen. Mit den Damen gehen sie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anscheinlich die Honneurs, können sie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich versetzen oder sie tüchtig abtrumpfen, so unter-

lassen sie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen sie sich als gute Royalistinnen. Wenn die Frauen zum Spieltisch eilen, so ist das reine Satyre auf die Männer, wenn aber die Männer spielen, so machen sie keine Satyre auf die Frauen, sondern eine auf sich selbst. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel selbst aus der Hand, die Männer hingegen, die legen bloß die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; sie spielen in Gedanken noch nach, und oft kömmt der Mann nach Hause, und glaubt in seiner Frau Coeur- oder Carreau-Dame zu sehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, so würden sie ihre Frauen zärtlicher und aufmerksamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall ist. Denn in der Regel ziehen die Männer nur, wenn sie in Gesellschaft gehen, den schwarzen Galla- und Bratenrock und den rosenfarbenen Humor an, wenn sie aber zu der armen, lieben Frau nach Hause kommen, da nehmen sie schnell wieder das aschgraue Sorgengesicht und die nußbraune häusliche Brumm-Schlafmütze hervor.

Sie gehen also mit Coeur- und Carreau-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt sind sie in der Gesellschaft schon glücklich, wenn sie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden ist ein Uebel unserer Gesellschaften, sondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunst des Zuhörens ist eines der ersten Bedürfnisse einer guten Gesellschaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lang gar nichts gesprochen, sondern bloß einem Andern zugehört, und der Andere sagte sodann: das ist ein recht scharmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unserer Gesellschaften sind die Schönsprecher und die Zierwörtler, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele festhalten. Ein solcher

Schönsprecher sucht in aller Stille erst das schönste Wortkleid für seine Gedanken zusammen; während des Sprechens sucht er immer noch den Flitterstaat, den er seinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödtet die Kraft seiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel sind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenstand allein verschlingen wollen, und die Alleinherrschaft des Zirkels gewaltsam behaupten.

Diese fallen jedem andern in die Flanken, schneiden ihm das Gesprächs-Terrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein: Der natürliche König jeder Gesellschaft hingegen ist der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit gibt und macht, ihr Schäfchen auch in die Heerde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wiese der Unterhaltung mit abweiden zu können, ein Sensal fremder Einfälle und Worte verdient und erntet auch am meisten Dank. Zur Geselligkeit ist T a l e n t a l l e i n nicht hinreichend, man muß ein Gesellschafts-Genie sein. Das Genie sprudelt; es überlegt, es wählt, es sucht nicht lange, es wirft den Gedanken hin, schnell wie es ihn empfing, schleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zusammen, drappirt seine Gedanken flüchtig mit denselben, und alles paßt und kleidet wohl, sieht wohl zuweilen p h a n t a s t i s c h, aber n i e b i z a r r aus. Zuweilen verfängt sich ein solches Genie, verwickelt sich, ja zuweilen wird es völlig besiegt; allein es ist ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie L e o n i d a s, sein Fall vermehrt seinen Ruhm.

Der Satyriker, der witzige Kopf, ist die Argand'sche Lampe der Gesellschaft, er überstrahlt Alles. Doch muß er pikant sein und nicht beißend, sein Witz sei ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als sticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader

des Nächsten fährt und eine schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Der Witz muß leuchten, aber nicht zünden; erhellen, aber nicht blenden. Der Witz steige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne sein Lustspiel über den Köpfen der Zuschauer, die ihr fröhliches „Ach!“ ausrufen; kein Funke falle zündend herunter und die ausgebrannte Rußdüte senke erst weit von ihnen sich hernieder.

Eine ganz eigene Erscheinung in der Gesellschaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie, ist zwar ein Gott, wenn der Gegenstand seiner Liebe mit in der Gesellschaft ist, aber eine Null, eine bodenlose Lyra, wenn er nicht da ist. Hier giebt es aber noch viel zu unterscheiden, ob es die wirklichen Blattern oder die Schafblattern sind, das heißt, ob es Liebende oder bloß Verliebte sind; in welcher Periode der Krankheit sie sind, ob in der Entwickelungs-Periode, ob in dem Ausbruch, ob in der Krisis derselben, oder in der Reconvalescenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Gesellschaft einen Staat im Staate und sind deshalb zur Gesellschaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geselligen Zirkeln sind die Vornehmthuer, die Gespreitzten, die petrifizirten Gesichter, die nie lachen, und nur selten sich hie und da ein Lächeln unter dem Fette zu Schulden kommen lassen. Diese affectiren geläuterten Geschmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da und man ist versucht, sich eine Weste daraus machen zu wollen. Das sind die geselligen Holzäpfel, wenn man in die sauern Gesichter hineinbeißt, bekommt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die sogenannten privilegirten Gesellschafts-, Spaß- und Lustigmacher sagen? Wer kennt nicht ein Heer solcher Fabriane, die einen und den-

selben Spaß immer von neuem vornehmen und sich dadurch so zu sagen das Bürgerrecht in gewissen Zirkeln errungen haben? Der Eine kann 15 Minuten auf einem Fuße stehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haselnuß aufknacken; der Dritte kann durch den Schatten seiner Finger einen Hasen und einen Hund an der Wand erscheinen lassen; der Vierte kann wie eine Katze miauen und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde sägen und hobeln; der Sechste kann sich ein brennendes Licht in den Mund stecken; der Siebente kann sich die Augenlider wie Aermelaufschläge emporschlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verschlucken; der Neunte kann mit seinem Gesichte wetterleuchten, blitzen und einschlagen; der Zehnte kann mittelst Schnupftabak und einer Serviette einen Türken vorstellen; der Elfte kann mit dem Munde einen Groschen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einen beliebten Schauspieler nachahmen; der Dreizehnte kann seine Nase nach Gefallen heben und senken wie einen Regenschirm; der Vierzehnte kann Kartenkunststücke machen; der Fünfzehnte kann aus Krebsscheeren einen Husaren zusammenstellen; der Sechszehnte kann aus Aepfelkörnern einen Maikäfer schnitzen, und so giebt es ein Heer solcher Kraftkünstler, die alle Tage in allen Gesellschaften eben dieselben Stückchen produziren.

Wenn man nun oft es mit ansieht, wie sich Gesellschaften dieselben Späße zum hundertsten Mal vormachen lassen und immer wieder neuerdings davon erfreut sind, so muß man mit jenem französischen Derbdenker ausrufen: „Der Mensch ist ein geselliges Thier!“

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unser geselliges Etwas stehe nicht viel höher, als unser geselliges Nichts. Wir kommen, um uns zu sagen, daß wir uns nichts zu sagen haben, und davon zu spre-

chen, daß man gar nicht weiß, wovon man sprechen soll und wir gehen auseinander, um zu gleichem Zwecke wieder zusammen zu kommen.

Wenn Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heute zusammengekommen sind, um zu hören, wie man viel spricht und wenig sagt, so werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht sagen können, daß ich mehr geleistet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten Etwas, ich habe aber nichts mehr geleistet.

Ich schließe hiermit meine erste Vorlesung; denn es ist nichts als gerecht, daß, wenn die Vorlesung Sie nicht fesseln konnte, daß sie selbst geschlossen werde.

Ich bin überzeugt, daß sie dies keinen voreiligen Schluß nennen werden.

Das Thema meiner nächsten Vorlesung soll das ff des Lebens:

„Frühling und Frauen"

sein.

Zweite Fasten-Devise.

Das „ff" des Lebens: „Frühling" und „Frauen."

Der Text, den ich meiner heutigen Devise zu Grunde gelegt habe, findet sich aufgezeichnet in dem großen Buche der Natur und in dem goldenen Buche Cytherea's:

„Frühling und Frauen."

Beide, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beginnen mit dem weichsten Buchstaben des ABC, mit einem zusammenstoßenden Lippenlaut und, so zu sagen, mit einem lei-

sen Kusse an und für sich selbst. Zu diesem weichen Lippenlaut kommt sogleich das R als Zungenbuchstabe, welcher nicht nur die Frauen charakterisirt, sondern auch den Frühling; denn im Frühlinge werden alle Zungen der Natur wach.

Die befiederten Sänger auf den Bäumen, die vor unseren Sängern das voraus haben, daß sie vom Blatte singen, werden wach; die Bäche, des eisigen Mundschlosses entfesselt, schwätzen und plaudern unaufhörlich, und aus Zweigen, Büschen, Blumen und Gräsern ruft uns die Stimme der verjüngten Schöpfung zu.

„Frühling" und „Frauen" sind die Vielliebchen des Daseins. Der Frühling erscheint uns rosiger und blühender, wenn wir an der Hand der Frauen sein großes Blüthen-Belvedere besuchen, und die Frauen sind wonniger und milder, inniger und traulicher, wenn der Frühling sie anweht mit dem unsichtbaren Kusse der Verjüngung.

Die erste Frau erstand im Schlafe. Adams erster ruhiger Schlaf ist auch sein letzter ruhiger Schlaf gewesen; seine Ruhe hatte während seines Schlafes einen gewaltigen Rippenstoß erhalten; aber auch der Frühling, möchte ich sagen, entstand in dem Schlummer der ermüdeten Schöpfung als reizender Traum ihrer raschen Jugend, und die gütige Gottheit hielt den Traum fest und führt ihn als Frühling alle Jahre auf kurze Zeit der schmachtenden Schöpfung wieder vor.

Wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, stehen jetzt an der Schwelle des Frühlings; und der Frühling ist ein freundlicher Wirth, er fragt nicht nach Paß oder Aufenthaltskarte, nach Wanderbuch und Kundschaft; er öffnet sein blaues Gezelt allen Wesen, die athmen und fühlen; und der Frühling ist ein heiliger Priester, und sein heiliger Tempel steht offen Allen, die belasteten Herzens sind, und er fragt nicht

nach Taufschein und Katechismus, und giebt beseligenden Ablaß Allen, die in der Ohrenbeichte der Natur ihre geheimsten Leiden aushauchen und ausweinen; und der Frühling ist ein großer Arzt, ein Wunderdoktor, und er fragt nicht nach Geld, Stand und Rang seiner Kranken, sondern er nimmt Alle auf, die kranken Herzens sind und siechen Gemüthes, in seiner großen Heilanstalt und in dem Bade der heilgewürzten Luft.

Leider wissen wir in unseren Städten gar selten, wann der gute Frühling vor dem Thor steht und nicht so sehr um Einlaß bittet, als um Auslaß, das heißt, daß die Menschen hinaus zu ihm kommen und sich seiner freuen, und kindlich und kindisch mit seinen Gaben spielen sollen.

Bis die Nachricht, daß der Frühling da ist, durch das Thor kommt, vom Thore durch die Straßen, durch die Hausthür, durch die Flur, durch das Vorzimmer, bis zur gnädigen Herrschaft, indessen ist der Frühling schon weg. Der Bediente meldet ordentlich: „Der Herr Frühling ist im Vorzimmer!" Die gnädige Frau sagt darauf: „Der Frühling? ein andermal, ich hab' jetzt nicht Zeit!" Der Mops bellt und die gnädige Frau hält ihn zurück, damit er dem Frühling nicht in die Waden falle. Höchstens schickt der Frühling unseren Damen ein paar Blumentöpfe als Visitenkarten in's Zimmer, die unter den Spiegel gestellt werden. Zuweilen fällt es auch den Damen ein, dem Frühlinge eine Gegenvisite zu machen, oder etwa visite de reconnaissance. Sie lassen anspannen, fahren in wohl verschlossenen Kasten bei dem Frühling vor, aber nur der Kutscher und der Lakai sprechen den Frühling mündlich. Steigt ja einmal eine Dame aus, um dem Frühlinge persönlich ihre Aufwartung zu machen, so geschieht es mit aller Delikatesse und Aengstlichkeit, daß sie nur ja nirgends mit ihren langen Aermeln oder mit der Garnirung in der lieben Natur hängen bleibe, oder vielmehr, daß nur ja

nichts von der Natur an ihr hängen bleibe. Sie schauen die Natur durch ihre Lorgnetten an, wie einen Schauspieler, fahren nach Hause und sagen: "Ce Monsieur Frühling est un joli garçon, il jouait bien!" und sie nehmen sich vor, wenn der Frühling noch einmalt spielt, wieder hin zu gehen.

Da sind wir Männer anders; wie freuen wir uns Monate lang auf den Frühling, wie sehnen wir uns nach ihm, wie jauchzen wir ihm entgegen! Nicht etwa seiner Rosen, oder Nachtigallen, oder seiner milden Lüfte wegen, o nein, wir freuen uns blos, daß wir so schön und frei, so unter Gottes schönem, blauen, weit hingestreckten, freien Himmel —— Tabak rauchen können. Denn wir Männer lieben Natur und Schinken geräuchert. Wir schwärmen mit Morgenroth und Knaster, mit Abendroth und Varinas. Wir sagen: „Morgenstunde hat Cigarren im Munde." Wie lieben wir Männer die herzliche Natur, wenn sie über unserm rauchenden Mund so schön im Schornstein hängt und allmälig hübsch braun wird.

Sollte es dem Scharfsinne, dem erfinderischen Geiste des schönen Geschlechts nicht möglich sein, es den Männern abzugewöhnen, daß sie nicht wie lebendige Rauchhöhlen herum wandeln? Es ist mit unseren Männern wie mit Küchenöfen, je weniger Feuer in ihnen ist, desto stärker rauchen sie. Ich habe letzthin zufällig das Gespräch zwei solcher lebenden Rauchöfen mit angehört, als sie von einer Pfeife sprachen; ich glaubte aber, sie sprächen von einem Frauenzimmer. „Ist das nicht ein wunderschöner Kopf?" fragte der Eine. „Wunderschön!" erwiederte der Andere. „Wie schön rund und proportionirt!" sagte wieder der Erste. „Ja," war die Antwort, „und zart braun, wie ich es gerade liebe." „Ach!" rief der Erste mit steigendem Feuer aus, „und dieser göttliche, langgebogene Hals!" Es wurde mir ordentlich schwül

bei dem Gespräche, aber plötzlich fragte der Eine: „Ich bitte dich, hast du den Kopf in Wachs eingesotten?“ Da fiel es mir erst ein, daß es wohl ein Pfeifenkopf sein müsse.

So wie nun der Frühling jedes Rendezvous begünstigt, so begünstigt er auch jedes tête à tête unserer Männer mit ihren Pfeifenköpfen, mit dem Unterschiede, daß bei dem Rendezvous oft beide Köpfe leer sind, bei diesem tête à tête aber immer ein Kopf wenigstens voll ist.

Wo giebt es aber ein reizenderes tête à tête, als das mit der ewig schönen, ewig jungen Morgenröthe eines schönen Frühlingstages?

Die Nacht, dieses Ruhebett aller Tages-Sorgen, und der herrliche Friedensfürst, der Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes, sie nehmen alle Menschen versöhnend auf und jede Morgenauferstehung ist eine wahre Auferstehung.

Hinter uns liegt die Nacht, wie das leere Grab, aus dem wir entkörpert aussteigen, ein reineres Dasein zu athmen, und nur die Träume schweben noch, wie die Geister theurer Abgeschiedenen, aus dem stillen Kirchhofe des Schlafes zu uns herüber. O, so eilt denn hinaus und begrüßt die Natur in ihrem lachenden Erwachen. Eilt hinaus, wenn die Morgenröthe die schlummernde Erde wach küßt, wenn sie die dunkeln Vorgehänge von ihrem Schlafgezelte zurückschlägt und der erste Lichtstrahl auf das schamerröthete Antlitz der bräutlichen Erde fällt; eilt hinaus, wenn Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt, eilt hinaus, meine freundlichen Hörerinnen, bewundert und betet an das Morgen-Negligée der Frühlings-Natur! Hier ist jede Schönheit wahr und jeder Reiz eigenthümlich! Wie Morgenrosen-Gardinen hängen die Guirlanden um das hohe Himmelsbett, die Sevigné des Morgensterns ist bereits nicht mehr zu sehen und bloß die

ächten Blonden des Lichts hat Aurora über das blaue nonêt de Matin des Himmels hingeweht; die ersten Lichtstrahlen flattern wie aufgelöste Rosenbändchen von diesem Häubchen tief herab. Blüthen, Reiß und Zweig schlagen nun die freundlichen Augen auf, und besehen sich lächelnd in dem Spiegel der freundlichen Wellen, die Bäume geben ihr freiflatterndes Lockenspiel hin dem haarkräuselnden Zephyr; die Kräuter, die Knospen und die Blüthenkelche eilen wie Kammermädchen mit ihrem parfume und eau de mille fleurs herbei, und die bethauten Blätter und Gräser legen ihre Thauperlen und ihr Juwelenwasser um den Hals und um den Busen der schönen Natur, und die blauen, entfesselten Ströme laufen wie eine hochwallende Ceinture um ihre üppige Form.

Kommt mit mir hinaus, meine freundlichen Hörerinnen, in den klar gewölbten Dom des Morgentempels, wenn die heilige Hofkapelle Gottes, die singenden Priester des Hains, aus tausend Kehlen zur anbetenden Hora rufen! Eilt hinaus Alle, die ihr kranken Gemüthes seid, in das große Erfrischungs-Comptoir der Schöpfung! Reißt herab von euch die Zugpflaster des Schmerzens und legt die wunde Schmerzstelle an den kühlenden, heilenden Odem der allgemeinen Verjüngung!

Eilt hinaus Alle, die ihr kaum noch athmen könnt, die ihr in der Stick- und Kellerluft der großen Welt lebt, und trinkt mit langen, tiefen Zügen in Euch hinein den Brusttrank der Luft, den himmelabthauenden Aether!

Ihr eingeschachtelten Alle, in Cirkeln, Museen, Kunstsälen und Vereinen, eilt heraus aus den Spannriemen und aus den Quetschformen eurer Cirkel, Kreise, in die große Menschengleiche der göttlichen Sendung und in das große Freiheits-Haus der Schöpfung.

Oder eilt mit mir hinaus in die Abendunterhaltung eines

Mai=Abends, seht wie der enteilende Tag mit dem Licht=Tritt nur noch auf den Bergesspitzen zu sehen ist, wie der westliche Himmel seine goldenen Locken tief in den milchweißen Horizont hereinflattern läßt; wie die Gipfel der Bäume wie Weihe=Räucher=Kerzen an den Spitzen erglühen und duften, wie das Theater de Variété der Abendwelt vor uns aufgeht, und der Compositeur dieses Theaters, die Nachtigall, ihre Weise anfängt, wie die überhandnehmende Dunkelheit ihre Schatten=Coulissen um uns herzieht und herstellt, wie das Licht von Millionen Sternen wie ein Staubbach durch den dichten Nonnenschleier der Nacht herabstäubt; eilt mit mir hinaus in einem solchen Augenblicke, in dem die Schöpfung den Athem anzuhalten scheint, um das leise Klopfen des menschlichen Herzens wie ein Gebet zu vernehmen, und laßt sodann das eingesogene Gefühl zu einer reichen Perle werden in eurer geöffneten Herzensmuschel.

Ja der Frühling giebt Allen Alles; er ist der Garten Gottes, die Idylle der Natur, das Sorgenfrei des Daseins, die Freiredoute der Wesen, die Kunstausstellung der Pflanzen, der Freistaat der Gefühle, die Rennbahn der Glücklichen, das Thränenkissen der Unglücklichen, der Schmollwinkel der Verliebten, die Eremittage der Denker, der Paradeplatz der Dichter und das letzte Mittel der Müßiggänger!

Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß jetzt die Frühlinge viel kälter und die Frauen viel heißer sind, als früher.

Das Eine soll daher kommen, daß sich große Eismassen vom Nordpol losgerissen haben sollen; für das Zweite aber haben wir noch keine Muthmaßung, da wir nicht ahnen können, wo sich bei unserer frostigen Welt Feuerbrände losgerissen haben sollen.

Weil aber der Frühling jetzt kalt ist, so bringen ihn unsere

Frauen mit in die heiße Luft der Bälle und Gesellschaften. Zuweilen hat eine solche Dame alle vier Jahreszeiten beisammen, den Frühling auf dem Kopfe, den Sommer in den Augen, den Herbst auf den Wangen und den Winter im Taufschein. Sie haben so viel Blumen in den Haaren, daß man fast die Blume „Frauenhaar" selbst gar nicht sieht, und man muß gestehen, daß sie den Frühling bei den Haaren herbeiziehen. Aber die Frauen sind sehr unzufrieden mit der Natur, sie hat ihnen noch viel zu wenig Blumen hervorgebracht, sie müssen noch „Phantasie-Blumen" haben. Es ist ein wahres Glück für die liebe Schöpfung, daß unsere marchands de modes die Natur in einer verbesserten Auflage herausgeben.

Der Frühling hat nicht Blumen genug, sie machen Phantasie-Blumen! und wer die jetzigen marchands de modes kennt, wird nicht zweifeln, daß ihre Phantasie die der Natur bei weitem überflügelt. Unsere Damen stecken diese zweite verbesserte Natur triumphirend auf, und manche hat so viel Phantasie auf dem Kopfe, daß sie selbst nur wie eine Titelvignette zu einem Phantasiestück erscheint. Noch schlimmere Natur- und Frühlingsverbesserer als unsere marchands de modes sind die Frühlingsdichter, die, wie die Schwalben, den ganzen Winter im Sumpfe liegen und mit dem Frühlinge heranrücken. Man lese nur bei jedem neuen Frühlinge unsere Zeitschriften, und man wird gestehen, daß der gute Frühling viel zu thun hat, so viel frische, schöne Blätter hervorzubringen, als Blätter durch ihn auf eine traurige Weise ausgedörrt werden. Den ganzen Winter über liegt ein solcher Frühlings-Phantasieblumen-Poet auf der Lauer und stellt sich die Gerüste zusammen, durch welche er sodann seine Frühlingsbauten vollenden will.

Einige solche Gerüste liegen mir ordentlich vor den Augen, so z. B.

„Gerüste zu einer Frühlings-Huldigung."

— — — Traum,
— — — halbe,
— — — Saum,
— — — Schwalbe.
— — — lind,
— — — gewoben.
— — — sind,
— — — geschnoben.
— — — Eis,
— — — glühen,
— — — weiß,
— — — blühen.
— — — O!
— — — Wonne,
— — — so,
— — — Sonne!

Oder Gerüste zu einem Sonette.

„Mai-Morgen-Minne-Manna:"

— — — freuen,
— — — geflossen,
— — — umgossen,
— — — Maien,
— — — neuen,
— — — genossen,
— — — entschlossen,
— — — zweien.
— — — geboren,
— — — Weiland,

— — — horen,
— — — Eiland,
— — — geschworen,
— — — Mailand.

Ist nun der Frühling da, werden die Gerüste schnell aufgeschlagen, Jamben, Trochäen und Daktylen werden durch rhythmisches Seegras zusammengekittet, das Gerüste darum herumgeschlagen und die neugebornen, frischen Frühlings-Pastetchen sind fertig, so mürbe, daß sie einem im Munde zergehen. Ich glaube auch fest, daß der Frühling diese Gedichte als Molkenkur gebraucht, und daß sie bei ihm die Schafgarben und die Saucrampfer heraustreiben. Ich will auch aus Mitleid mit ihm den ersten Theil meines ff beschließen, den ich mit dem Frühling anfing, weil ich zu viel Ehrfurcht vor den Frauen habe, um mit ihnen anzufangen; ich will mit ihnen enden, damit man sagen könne:

„Ende gut, Alles gut."

Zweite Abtheilung.

Frauen.

Die Frauen sind die beglückenden Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt. Die Verheiratheten sind schon an ihre Bestimmung gebracht, die Ledigen haben noch keine Adresse, und die, welche gar nicht heirathen, das sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben. Die Ehemänner zahlen das Postporto oft sehr theuer. Aber es macht uns Männern sehr wenig Ehre, daß wir mehr auf die Kalligraphie der Briefe sehen, d. h. ob sie schöne Züge haben, als auf den Sinn und den reellen Werth derselben. In dieser

Hinsicht stehen wir Männer wieder tief unter dem weiblichen Geschlechte.

Der gebildetste Mann liebt in dem Frauenzimmer nur die Form, das Frauenzimmer liebt aber an den Männern den Gehalt, den Werth, den Charakter, den Geist, den Grad der Achtung, den sie im Leben genießen, und nicht blos die Form.

Es giebt zwar eine Form, der sie vorzüglich zugethan sind, die Uniform; man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man spöttischer Weise sagen wollte, sie lieben das Port-Epé oder die Aufschläge; sie lieben den Muth, den Heroismus und den Gedanken von Schutz, weil sie ganz richtig wissen, daß der wahre Muth nur bei Biederkeit, bei hohem Charakter und bei einer freien und ungeschwächten Seele wohnt. Sie lieben den, der kühn sein Herzblut für das Vaterland hergiebt, weil sie glauben, dasselbe Herz würde auch sein Blut für seine Liebe hergeben.

Das liebe, schöne Geschlecht ist oft sehr verkannt worden, und warum? weil wir Männer die Sittenbüchlein und Erfahrungsregeln schreiben und nicht die Frauen. Wir schreiben über sie, was uns eben einfällt, und da man viel pikanter sein kann, wenn man Schwächen enthüllt, als wenn man sie verhüllt, so haben wir blos die Schattenseiten des weiblichen Herzens hervorgehoben. Wenn einmal aber die Frauenzimmer alle zu schreiben anfingen, wofür uns übrigens der liebe Herrgott behüten möge, da würden wir Männer bald um unser Bischen Vorzug kommen, welches wir nach dem "car tel est notre plaisir" uns selbst beilegen.

Leider aber sitzen Frauen, die das Musenroß besteigen, auf demselben auch wie auf dem Reitpferde nur einseitig. Ich mag aber den Pegasus als Damenpferd nicht sehen. Ich will hiermit nicht sagen, daß ein Frauenzimmer nicht auch hie und da in den Stunden der Muse den gefälligen Musen einen

freundlichen Sonnenblick ablauschen dürfe. Warum sollte das weibliche Geschlecht den süßen Besuch der Muse nicht empfangen dürfen? Ich kann nur einzig und allein das sogenannte Bücherkochen der Frauen nicht leiden, und ihr Heißabsieden der Schriftstellerei. Wir Männer, wenn wir schriftstellern, so warten wir, bis wir einen herzlich günstigen Blick von unserer Parnaß-Dame bekommen; die Schriftstellerinnen aber überlaufen den Parnaß. Sie müssen alle Tage ein Paar Bogen sieden oder braten. Das Schriftstellern ist bei vielen Frauen blos eine verfehlte Putzsucht; denn die Federn zieren sie nur auf dem Kopfe, aber nicht in der Hand. Es ist auch ein großer Unterschied in der Art und Weise, wie die Frauen die Schriften der Männer lesen, und der, wie wir Männer ein Buch von einem Frauenzimmer lesen.

Die Frauenzimmer betrachten das Buch als Staturpaß des Autors; sie wollen aus dem Buche gleich Alles herausfinden, was den Verfasser betrifft, ob er klein oder schlank, dick oder dünn, schwarz oder blond ist, ob er liebt, ob er gerne Kaffee trinkt u.s.w. Wenn wir aber ein Buch von einem Frauenzimmer lesen, so denken wir gar nichts dabei, als höchstens: „das ist gar nicht übel gestrickt." Die Frauen schreiben, wie sie reden, mit aller möglicher Bequemlichkeit und Ausführlichkeit. Sie schreiben einen Roman in drei dicken Bänden; im ersten erfährt der Leser: Anton und Sophie haben sich gesehen; im zweiten: Anton und Sophie haben sich geliebt, und im dritten: Anton und Sophie haben sich geheirathet. Ich kenne Schriftstellerinnen *, die, wenn sie erzählen wollen: Louise trank ein Glas Wasser, dieses ungefähr in folgenden Worten ausdrücken: „Horch! dort, wo im düstern Schatten der finstern Buchen der bemoosete Felsen sein Haupt in das Gezweige

---

* Z. B. Sz. Frau von Chezy.

hüllt, rieselt ein munteres Bächlein durch schaukelndes Schilf. Am Ufer, auf Blumen hingestreckt, ruhte Louise, schmachtend in drückender Hitze der glühenden Strahlen der brennenden Sonne. Unfern stand Robert und lauschte den Lüften, die blühende Blüthen auf Louisens wallendes Leben herabschütteten; da hob Louise den sehnenden Blick, in welchen die tiefere Sehnsucht nach des Baches sprudelnder Labung hochaufleuchtete, zu ihm und lispelte leise erröthend: „Robert, bring' mir ein Glas Wasser!"—Die meisten Schriftstellerinnen schreiben ihre Romane in Briefen, weil sie sich da immer selbst mit schreiben lassen, und gewöhnlich hängt noch ein Roman als Postscriptum daran.

Wagner, Oken, Walter und alle Anhänger der Identitäts-Philosophie stellen das Weib niedrig, allein Schiller, Göthe, Humboldt u.s.w. geben ihnen die Rechte zurück, welche der herzlose Verstand ihnen rauben will. Die Philosophen haben sogar schon Untersuchungen geschrieben, ob die Frauenzimmer wirklich zu dem Menschengeschlechte gehören. Allein was haben unsere Philosophen nicht schon Alles untersucht! Nur das haben sie noch nicht untersucht, ob sie selbst zum Menschengeschlechte gehören, und ob nicht bei ihnen der Mensch aufhört, wo der Philosoph anfängt.

Andere Schriftsteller erheben Frauenzimmer weit über die Männer. Boccaccio erhebt sie zu den Engeln. Plutarch sagt, sie können sich schwerer berauschen; Agrippa sagt, sie können länger schwimmen; diese Erfahrung bestätigt sich täglich; sie schwimmen länger als die Männer gegen—den Strom. Plinius erzählt, sie werden weniger von den Löwen angefallen. Leider sind wenige Löwen unter unseren Jünglingen; wir können also diese Wahrheit nicht ergründen.

Die Geschichte der Achtung, welche die Frauen von jeher genossen, gleicht einem Schichtengebirge, aus dessen verschüt-

teten Lagen und Anschwemmungen, durch Zeit und Völkerumwälzung, man seinen Charakter erkennt.

In den ältern Zeiten ist der Charakter der Frauen wenig hervorgetreten; sie standen nicht als sittliche Grazien, als Bildnerinnen des Schönen im Leben da; Staatsverfassung und Erziehung wiesen ihnen eine rohe Stellung an.

Die Griechen haben ihnen gefröhnt, aber sie nicht geachtet. Homer's Frauen sind groß, edel, aber höchst einfältig. Die griechischen Tragödien geben ihnen eine heroische Gestaltung, eine resignirende Tugend, aber die Blume der weiblichen Grazie erblühte ihrer Muse nicht, ihre Frauen sind duftlose Rosen, marmorne Gestalten, kalt ohne Seele. Mit den Römern begann die edlere Stellung der Frauen und ihr Eintritt in das gesellige Leben. Aber es war doch eine profane Verehrung, eine Gnadensache, und manche erlaubte Genüsse waren ihnen untersagt. Wenige Frauen aber wissen es, daß es einer der vielen Segen des Christenthums ist, welcher den schönen Morgen auch über das weibliche Geschlecht heraufführte.

Mit dem Christianismus begann das Reich der allwaltenden Liebe, der Sieg des allgemeinen Menschenrechtes. Jedes Frauenzimmer wurde auch als eine Erlösete angesehen, und stand in geistiger und heiliger Beziehung mit der Unendlichkeit.

Ebenso viele Märtyrerinnen errangen mit der Palme der Religion die hohe Würdigung des ganzen Geschlechtes und die Verehrung der Mutter Gottes warf einen Licht- und Gnadenstrahl auf alle Weiblichkeit zurück.

Späterhin kam die goldene Zeit der Frauen, die Zeit des Ritterthums, der Chevalerie; diese Zeit war eine Zeit des Taumels. Die Frauen wurden abgöttisch verehrt; Ritter und Sänger, Leier und Schwert, Kronen und Schäferstäbe waren nur dem Tempel der Galanterie geweiht. Man möchte diese

ganze Epoche einen großen Liebesseufzer nennen, von Provençalen und Troubadours an den süßen Klang der Saiten geknüpft. Nach diesem Champagner-Rausch kam die französische Küche; die Galanterie, mit den feinsten Sinnlichkeitsgewürzen gewürzt, brach aus Frankreich über Deutschland und das übrige Europa ein. Der allgemeine Ton wurde frivol und coquett, bis die Namen einer Du Deffand, einer Sevigné, einer l'Espinasse der schönen Literatur und dem Tone eine feinere, geistigere Richtung gaben.

Mit dem jungen Lichte der deutschen Literatur begann auch der schönere Morgen der deutschen Frauen; denn Schulen bilden nur die Männer, die Dichter aber bilden die Frauen. Der deutsche Bär fing endlich an, nach den Tönen der Liebe in edlerer Bedeutung des Wortes zu tanzen, der zarten weiblichen Anmuth den Sieg über die wilde und rohe Kraft der Männer einzuräumen, und in die angenehme Dienst- und Zinsbarkeit der Frauen sich zu begeben; denn

Was wär' das Leben immer,
Wohl ohne Frauenzimmer?
Ein Demant ohne Schimmer,
Ein Himmel ohne Blau,
Ein Morgen ohne Thau,
Ein Garten ohne Duft,
Ein Athem ohne Luft,
Ein Aermel ohn' Gigot,
Ein Stutzer ohn' Jabot,
Ein Mädchen ohne Herz,
Ein Dasein ohne Scherz,
Ein Nachtstück ohne Licht,
Ein Wechsel ohne Sicht,
Ein Feldzug ohne Feld,
Ein Freier ohne Geld,
Jedoch, wo sie sind, sie,
Da fehlt die Sonne nie,

Da herrscht des Seins Magie,
Harmonie,
Poesie,
Symmetrie,
Wenn auch nicht immer O r t h o g r a p h i e!

Wir Männer machen uns über das Uebergewicht, welches die Frauen über uns haben, gerne lustig: aber es ist nicht Jeder frei, der seiner Fesseln spottet. In jeder Gemüths-, Empfindungs- und Herzenssache steht das Frauenzimmer um einige Stufen höher auf der reizenden Schicklichkeitsleiter. Die Frauenzimmer haben mehr S c h w ä c h e n, die Männer G e b r e c h e n; die Frauenzimmer haben mehr U n t u g e n d e n, die Männer mehr L a s t e r; die Frauenzimmer verwunden mehr mit der Zunge, aber sie verbinden die Wunden mit dem Herzen und heilen sie mit den Augen; der Mann hingegen verwundet nicht, er zermalmt und geht von dannen. Man betrachte die Liebe des Frauenzimmers und die des Mannes. Sie verhalten sich zusammen wie Morgenroth zu Kornmehl. Das Mädchen ist ganz Liebe, die ganze Wesenheit existirt ihr nur in Beziehung auf ihre Liebe. Aurora und Hesper sprechen ihr nur von ihrer Liebe, all' ihr Thun, Streben, Wirken und Treiben bewegt sich nur um den Gegenstand ihrer Liebe. Der Mann aber liebt nur so „unter andern;“ er steht des Morgens auf, geht an sein Geschäft, speist Mittag, trinkt Kaffee, reitet spazieren, geht auf's Comptoir, endlich schaut er auf die Uhr, ob er schon lieben soll; nein, sagt er, ich hab' noch eine halbe Stunde Zeit, ich fange erst um drei Viertel auf vier an zu lieben. An hohen Fest- und Feiertagen legt er eine halbe Stunde Liebe zu. Selbst in der Mittheilung der Liebe zeigt es sich, daß das weibliche Geschlecht liebt, das männliche aber blos so gnädig ist, sich lieben zu lassen. Das Mädchen sucht eine Vertraute, um ihr zu sagen, wie sie liebt; der

Mann sucht einen Vertrauten, um ihm zu erzählen, wie er geliebt wird. In der Ehe sucht das Mädchen ihre erste Liebe. Der Mann sucht gewöhnlich eine Frau als seine letzte Liebe; wenn er schon genug geliebt hat, so schließt er seine Rechnung durch eine Ehe. Die Männer machen es mit den Heirathen wie die Weintrinker; sie versuchen erst alle Sorten, dann sagen sie: „Nun aber bleib' ich schon bei dem Chateau Margaut." Deshalb sind unsere Ehen auch so farblos wie ein angelaufenes Doppelfenster, und wir haben viererlei Frauen:

Weiber, Gattinnen, Frauen und Gemahlinnen.

Man nimmt das Weib, man heirathet eine Gattin, man freit eine Frau und man vermählt sich mit der Gemahlin. Man ist glücklich mit dem Weibe, zufrieden mit der Gattin, man lebt so so mit der Frau, und arrangirt sich mit der Gemahlin; man wird geliebt von dem Weibe, gut behandelt von der Gattin, estimirt von der Frau und geduldet von der Gemahlin. Man macht einen Leib und eine Seele mit dem Weibe, ein Paar mit der Gattin, eine Familie mit der Frau, und ein Haus mit der Gemahlin. Wenn der Mann krank ist, so ist seine zärtlichste Pflegerin das Weib, Theilnehmerin die Gattin, nahe geht es der Frau, und nach seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin; stirbt der Mann, so ist untröstlich das Weib, es trauert die Gattin, in einem Jahre heirathet die Frau, und in sechs Wochen die Gemahlin. Denn mit den Wittwen ist es eine ganz eigene Sache: sie gleichen dem grünen, frischen Holze, je mehr sie auf der einen Seite

brennen, desto mehr weinen sie auf der andern Seite. Wer Wittwen freien will, darf die Geister nicht fürchten; denn kaum haben sie den zweiten Mann, so citiren sie alle Augenblicke den Geist des ersten aus dem Grabe; sie haben dann gewöhnlich zwei Männer, einen todten und einen lebenden, der Todte möchte aber für sein Leben nicht wieder lebendig werden. Wenn eine solche Wittwe zu dem Manne sagt: mein Schatz! so muß ihn ein kleiner Zweifel anwandeln, ob sie nicht jeden Schatz in die Erde vergräbt.

Die Wittwen lesen in dem Buche der Liebe oft noch eifriger fort, als die Mädchen; den Mann, den sie hatten, betrachten sie als Einlegezeichen, um zu wissen, wo sie in dem Buche geblieben sind, das Einlegezeichen ist fort, und sie lesen weiter.

Jedoch sind alle diese kleinen Schwächen des weiblichen Geschlechtes nur Erhöhungsmittel seiner Liebenswürdigkeit, sowie kleine Wölkchen das heitere Blau des Himmels erhöhen und seine Klarheit anschaulicher machen.

Die vier Genien, die gemeinschaftlich die Bundeslade des weiblichen Lebens heiligen und überflügeln, heißen:

Schönheit, Anmuth, Gefühl und Geschmack.

Die Schönheit aber verhält sich zur Anmuth, wie ein Schlüssel zu einem Dietrich, die Schönheit erschließt ein Herz, die Anmuth erschließt alle Herzen, sie ist ein passepartout zu allen Seelen. In Hinsicht des Geschmackes sind sie die competentesten Richterinnen über Alles, was Anstand, Grazie, Lieblichkeit, Symmetrie und Harmonie betrifft, über Alles, was schicklich und zuverlässig, was angenehm und wohlgefällig ist.

Nur in Beziehung ihrer gegenseitigen Schönheit haben sie kein Urtheil. Zwei ausgezeichnet schöne Frauenzimmer wer-

den sich nie lieben, nie anerkennen, daß die andere schön ist. Es geht ihnen wie den römischen Zeichendeutern, alle Welt glaubte ihre Wunder, nur sie selbst machten sie sich wechselweise streitig.

In Hinsicht des Gefühls sind sie die süßen Gesandtinnen der trostreichen Götter. Liebe und Freundschaft haben keinen schönern Tempel als das weibliche Herz; die Tugend und die Unschuld keine geheiligteren Farben als das Morgenroth der Frauen-Wangen, das Mitleid und der Trost hat keine süßern Töne, als die Rosenglocke eines weiblichen Mundes; der Schmerz und der Jammer hat keine lindernde Tröstung als die Süßigkeit weiblicher Thränen; das Leidenshaupt des Dulders hat kein sanfteres Lager, als das Herz des Weibes, und der verwaiste, verwittwete Solitär-Mensch hat keine süßere Einfassung, als die Silberspangen weiblicher Arme. Leider aber artet dieses Gefühl oft in Kränkelei aus, seitdem irgend ein guter Weiberdoktor die Nerven erfunden hat. Wenn ich heirathen würde, würde meine erste Frage sein: „Hat sie Nerven? Was für Nerven? Wie viel Nerven?“ Wie oft heirathet man nichts, als ein Nervensystem mit zweitausend Thalern Einkünften. Die Einkünfte gehen sogleich als Auskünfte für die marchande de modes davon, das Nervensystem fällt in Ohnmacht, wo bleibt dann das Wesen, das man geheirathet hat?

Auch an Verstande sind die Frauen uns überlegen, denn nie liebt ein Frauenzimmer einen dummen Mann, oft aber liebt der Mann die dümmsten Frauenzimmer. Es ist nur Schade, daß der Verstand der Frauenzimmer auch oft in Ohnmacht fällt und Krämpfe bekommt, wie sie selbst.

Eine Haupttugend der Damen, die eben sowohl aus ihrem Verstande, als aus ihrer Sanftmuth entspringt, ist die Geduld, die ihnen in allen Fällen des menschlichen Lebens eigen

ist; um diese schöne Tugend aber nicht gar zu lange auf eine peinliche Probe zu setzen, will ich meine Variationen auf ein Thema beenden, welches, wie sein Gegenstand, zu hinreißend ist, um sich leicht davon trennen zu können.

Dritte Vorlesung.

Das ABC-Büchlein und die Hagestolzen vor dem jüngsten Gericht.

Das jüngste Gericht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nicht etwa ein Gericht, bei dem die jüngsten Richter sitzen, das wäre ein großes Unglück für uns arme Seelen; denn junge Referenten, junge Richter und junge Rheinweine gehen gerne in's Blut. Die ganzen jungen Priester der Justiz wollen der Gerechtigkeit nicht blos huldigen, sondern opfern, so wie junge Krieger weniger Pardon geben, als ergraute Helden. Ueberhaupt sind die Männer wie Rheinweine, in der Jugend herbe, und im Alter milde; die Frauen aber sind wie ächter Ofner. in der Jugend milde, und werden im Alter herber; so daß, wenn Damen beisammen sitzen, um zu richten, nicht sowohl um hinzurichten, als um auszurichten, da fürchte ich immer das älteste Gericht mehr, als das jüngste Gericht.—Wir warten noch immer auf das jüngste Gericht; was war aber unser ältestes Gericht? Unser ältestes Gericht war das Gericht Linsen, bei dem sogleich der erste Erbfolge- und Erstgeburts-Prozeß vorging.

Das jüngste Gericht aber wird nichts sein, als eine Kritik über Leben und Sein in dem ersten Blatte: post mortem. Wenn die Cortine der Zeit herunterfallen wird über Welt und Leben, dann werden die, so hier schlecht ihre Rollen spielten,

liegen bleiben, die aber so gut und gottgefällig spielten, die werden herausgerufen werden aus ihrem Grabe, und ein himmlisches Bravo wird ihnen ertönen. Ueber die aber, so ihre Rolle verdorben, wird ein schwerer Prozeß ergehen. Diese Prozesse aber werden sich von unsern Prozessen merklich unterscheiden; denn da das jüngste Gericht alle Partheien an einem Tage anhört und alles an einem Tage entscheidet, nämlich am jüngsten Tage, so werden weder Termine noch Recurse, noch Revisionen stattfinden, und die Advokaten werden beim jüngsten Gericht gar nichts verdienen.

An einem der letzten Tage, an welchem ich gerade Gelegenheit hatte, über die coquette Dame Gerechtigkeit, die mit Allen coquettirt, aber selten eine reelle Gunst gewährt, nachzudenken, wirkte dieser Gedanke noch im Schlafe fort, schwere Träume hatten mich in ihre drückende Haft genommen, und gegen Morgen gestalteten sich die Bilder geregelter und logischer. Ein großer Posaunenstoß spaltete die Wand meines Zimmers, ein Richter des jüngsten Gerichtes trat durch die Spaltung ein, ergriff meine Hand und sprach:

„Steh' auf, kleide Dich an und folge mir, Du sollst Zeuge sein, wie ich zu Gerichte gehen will mit den Todten!"

Vergebens erwiederte ich: „Wohlgeborner Herr Richter, ich bin ja erst von einem Gerichte gekommen, ich bin auch gar nicht neugierig." — Meine Einwendungen fruchteten nichts; ich mußte mit. In einem Nu war ich meinem Orte entrückt, wir machten eine kleine Reise durch die Luft und gelangten in einer großen Bibliothek wieder zu Boden. Ein paar Mal hunderttausend Bände standen rings herum in großen Schränken, und mehrere tausend Handschriften lagen am Boden.

„Hier," sagte mein jüngster Gerichtsrichter, „hier will ich eine kleine Heerschau halten über die Seelen der tausend und

tausend Abgeschiedenen, die hier in ihrer großen Familiengruft: „Bibliothek" genannt, eingesargt sind."

Er setzte sich in die Mitte des Zimmers, ich mich zu seinen Füßen, und er begann mit durchdringender, ungeheurer Stimme die Worte auszurufen:

„Zu Gericht, ihr Geister alle!"

Ein furchtbares Klappern ging durch alle Schränke; wie im Fieberfroste schlugen die Bücher an einander und die Einbände alle knisterten schwer seufzend auf—

Nach einer Pause sprach der Richter wieder:

„Ihre Bücher alle, aller Sprachen, aller Nationen und aller Fächer, gebt Jedem das Seine zurück. Alle gestohlenen Einfälle, alle erborgten Gedanken, alle den Alten ab- und nachgeschriebenen Systeme, alle umgemodelte Entdeckungen, kurz Alles, was ihr den Frühern entlehnt und nachgestaltet habt, liefert aus und gebet zurück an die ersten rechtmäßigen Besitzer."

Da begann eine große Gährung unter den viermalhunderttausend Bänden.

Die Bücher alle liefen heulend und zähneklappernd durcheinander, hinüber und herüber war es ein Abtragen und Abliefern; ganze Schränke liefen in andere Säle und legten sich andern Schränken zu Füßen.—Große Folianten und dicke Quartanten schleppten sich müheselig zu alten Pandecten hinauf, und kehrten dünn und schmalleibig wie melancholische Forellen zurück. Aus unzähligen Büchern zogen ganze Seiten- und Kapitel mit Möbel und Hausrath aus, und ganze Systeme wanderten aus den neuesten philosophischen Werken mit geschnürtem Bündel in ganz alte, kaum leserliche Bücher über. Es war ein Lärmen und Tosen, ein Seufzen, Weinen und Schluchzen, und fast alle viermal hunderttausend Bände zogen händeringend hin und her. Nur ein kleines unansehnliches Büchlein blieb ganz ruhig

in seinem Winkel stehen und sah der allgemeinen Bücherwanderung phlegmatisch zu. Es war das ABC-Büchlein. Während rings herum Alles in größter Verwirrung, im größten Tumulte war, stand es ruhig, unbefangen, im Bewußtsein seiner einfachen Würde da.

Unter den 400,000 Bänden aber gingen verschiedene Scenen vor. Große Prachtausgaben und gesammelte Schriften der neueren und neuesten Dichter kehrten als reines, weißes Papier in ihren Schrank zurück. In andern Werken blieb nur hie und da eine Zeile, zuweilen nur ein Wort stehen, welches wirklich vom Verfasser war, und inzwischen lagen die leeren Blätter wie große Schneefelder; die meisten Bücher aber brachten nichts zurück als den Titel und den Druckort, die sie wirklich selbst verfaßt hatten. Mit den alten Klassikern gab es große Spectakel. Einem einzigen griechischen oder römischen Klassiker brachten nun plötzlich 10,000 Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener u.s.w. dieselben gestohlenen Sachen zurück; aber in welchem Zustande? gewendet, zerstückelt, übernäht, schöngefärbt, plattirt, zusammengeschweißt und tausendfach verunstaltet. Vergebens schrieen die Klassiker: „Mein Gott, das erkenne ich nicht wieder, das ist nicht von mir!“ Die zehntausend Bände mußten nun den Gedanken in seiner ursprünglichen Form herstellen, damit ihn die Klassiker als Eigenthum wieder annahmen.

Zuweilen lief ein Buch zu einem andern Buche und brachte ihm eine Idee, die es ihm gestohlen. „Ach,“ sagte das Buch verzweifelnd, „ich habe es ja selbst von dem und dem Buche gestohlen!“ Es trug die Idee zu dem und dem Buche hin; „ach,“ sagte auch dieses Buch, „ich hab's ja auch nur von dem und dem Buche gestohlen,“ und so machte oft ein Gedanke, ein Einfall, ein Ausdruck die Wanderung durch hundert Bücher, bis er zu seinem rechtmäßigen Besitzer kam.

Große Auftritte gab es mit den Uebersetzern und Bearbeitern. Diesen blieb auch nicht einmal der Titel übrig, und sie durften sich gar nicht mehr in die Schränke hineinstellen. Andere Uebersetzer lagen sich mit dem Originale in den Haaren. Z. B. Horaz mit Dr. Nürnberger und Shakespeare mit dem Gothaer Meyer. „Das bin ich nicht,“ rief das Original. „Freilich sind Sie es,“ riefen die Uebersetzer, „das müssen wir besser wissen!“

Horaz wehrte sich mit Händen und Füßen; allein er mußte endlich doch die Nürnbergersche Uebersetzung als sein Eigenthum einstecken. Der arme Shakespeare gerieth sehr in die Klemme, auf der einen Seite die Meyersche Uebersetzung und auf der andern Tiek's dramaturgische Ansichten, die sich ihm mit Gewalt aufdringen wollten. Shakespeare rief in Verzweiflung aus:

„O das sind meine Worte nicht, und das sind meine Gedanken nicht!“ Sie hingen sich aber wie Kletten an ihn und schrieen: „da hast du dein Eigenthum!“ Shakespeare lief durch alle Säle der Bibliothek, Meyer und Tiek immer hinterdrein, endlich rettete er sich durch einen Geniestreich, er schob die Meyerschen Uebersetzungen geschickt den Tiekschen Ansichten in die Arme, sie hielten sich beide für ächt, und weinten deutsche Thränen aus dem Elbflorenz mit Englischbitter aus der Themse. Aber dem guten Shakespeare sollte es noch schlimmer ergehen.

Friedrich Förster aus Berlin kam auch mit einer Be-, Zer- und Ver-arbeitung von „Richard dem Dritten,“ „Julius Cäsar,“ „List und Liebe,“ und sagte auf berlinisch-englisch: My dear Shakespeare, ich bringe Sie your Works hiermit zurück.“ Der gute Shakespeare bekam Krämpfe, wollte entfliehen und rief in seiner Angst:

“A horse, a horse, a whole kingdom for a horse!”

Vergebens, dem guten Shakespeare wurden auch noch die Förster'schen Bearbeitungen als sein Eigenthum beigebracht.

Viel drolliger als mit den Büchern ging es mit den Componisten. Die Partituren der neuesten und ältesten Componisten lagen aufgeschichtet, und der Richter des jüngsten Gerichts, welcher voraussah, daß in den neuern Operncompositionen der größte Theil fremdes Eigenthum ist, wählte den kürzern Weg, schwang seinen Stab und rief:

„Aus allen neuern Compositionen soll blos das wirklich Neue herausfahren, das Alte, von gediegenen Meistern Gestohlene, so wie alle Reminiscenzen hingegen sollen drinnen bleiben.“

Da lockerten sich die aufgeschichteten Partituren allmählig auf, nur die Opern von Mozart, Beethoven, Winter, Salieri, Gretry, Dalairac, Generali und Cimarosa blieben ruhig liegen.

Aber aus unsern neueren, neuesten und besonders aus den allerneuesten Compositionen fuhren nur hie und da einige Dissonanzen, oder einige leere lärmende Accorde, die scheußliches Ohrensausen erregten, aus. Als man diese Partituren nachher besah, fand sich nichts in ihnen als ein Quodlibet aus allen klassischen Compositionen, und zwischen ihnen Lücken, wo der Kitt des neuen Compositeurs zu sehen war. Rossini's 43 Opern lagen als eben so viele gleichgestaltige Facsimile, die sich durch einander selbst bestehlen, da. Der Richter des jüngsten Gerichts öffnete die Fenster, damit die wirklichen eigenen Compositionen unserer neueren Compositeure hinausfahren könnten, und nach und nach wurde es ruhig.

Die viermalhunderttausend Bände waren ungefähr auf eine kleine Compagnie zusammengeschmolzen. Die dicksten und feistesten Bände standen schmächtig und abgemagert da, und die ehemaligen Einbände schlotterten ihnen wie Schlafröcke

nach einer Abzehrungskrankheit, um den Leib. Nur das ABC-Büchlein stand ruhig in unveränderter Gestalt da.

Ich selbst hatte schon gleich beim Eintreten, in richtiger Ahnung des Gerichts, meine eigenen Schriften heimlich weggenommen und in die Tasche gesteckt. Mit Zittern ergriff ich jetzt nach ihnen, allein wer schildert mein Entsetzen, als ich sie nicht mehr da fand; weiß der liebe Gott, wo sie hinkamen.

Der Richter aber sprach mit ernster Stimme:

„Noch ist das Gericht nicht zu Ende, ihr wenigen übrig gebliebenen, und du ABC-Büchlein, herbei zur letzten Richtung, zum letzten Durchgang durch limbos parentum et infantum."

Da stellten sich die noch übrig gebliebenen Bücher zur Rechten, und das ABC-Büchlein zur Linken des Richters, und der Richter sprach: „Was hast du gewirkt, ABC-Büchlein, und warum bist du allein nur bestanden in der großen, schweren und letzten Prüfung?"

Da antwortete das ABC-Büchlein bescheiden, aber mit dem edlen Bewußtsein seiner Würde:

„Weil ich auf zwei Seiten in mir vereine alles Wissen und alles das, was in diesen Extrakten der viermalhunderttausend Bände noch geschrieben ist."

Da sprach der Richter: „Wohlan ihr übrig Gebliebenen, heran zum Kampfe mit dem ABC-Büchlein!"

Da kamen zuerst die Reste der Theologischen Schriften des Cicero, Augustinus, Clemens, Eusebius, Petrus Abälardus, und alle die kabalistischen und rabbinischen Spitzfindigkeiten, und stellten sich dem ABC-Büchlein stolz gegenüber.

Das ABC-Büchlein aber sagte: „Alles, was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammen zu buchstabiren, nämlich:

„Die Furcht Got=tes ist al=ler Din=ge End' und An=fang."

Da winkte der Richter, die theologischen Ueberreste verschwanden alle und das ABC=Büchlein nahm ruhig eine Prise Tabak.

Da rückte das zusammengeschmolzene Häuflein der Philosophen heran: Plato, Sokrates, Thales, Pythagoras, Bias, Baco, Locke, Descartes, Spinoza, Leibnitz, Kant, Wolf, Schelling, Fichte, Hegel u.s.w. und sahen das ABC=Büchlein scholastisch=skeptisch an. Aber das ABC=Büchlein sagte: Alles was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammen zu buchstabiren:

„Ken=ne dich selbst."

Der Richter winkte, die philosophischen Ueberreste verschwanden, das ABC=Büchlein nahm eine Prise Tabak und das Häuflein der Rechtsgelehrten zog mit klingendem Spiel heran.

Cujaccius und Hugo Grotius, Coccejus, Schurzfleisch u. a. m., das römische Recht und das kanonische Recht, das gemeine Recht, das longobardische Lehnrecht und die drei C: Constitutio Criminalis Carolina, traten dem ABC=Büchlein rabulistisch entgegen; allein das ABC=Büchlein sprach: Alles, was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammen zu buchstabiren:

„Thu=e Recht, scheu=e Nie=mand."

Der Richter winkte, die Rechtsgelehrten alle verschwanden und das ABC=Büchlein nahm ruhig eine Prise Tabak. Da kamen die medicinischen Herren alle, von Galenus und Hippokrates bis zu den Homöopathen, die Nichts mit noch weniger als Nichts kuriren, und forderten das ABC=Büchlein heraus. Dieses aber sagte: Alles, was in euch

steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammen zu buchstabiren:

„Für den Tod ist kein Kraut gewachsen.“

Der Richter winkte, die Mediciner verschwanden, das ABC-Büchlein nahm eine kleine homöopathische Prise, als die pädagogischen Schriften in Massen heranzogen: Basedow, Rousseau und Pestalozzi. Allein das ABC-Büchlein sagte: Das Alles lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen, zusammen zu buchstabiren, nämlich:

„Was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht mehr ein.“

Der Richter winkte, die Pädagogen verschwanden, das ABC-Büchlein nahm eine Prise Tabak.

Da rückten die historischen Schriften an, die Universal- und Spezialhistorie; allein das ABC-Büchlein sagte: Was man aus euch lernt, das lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammen zu buchstabiren, nämlich:

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“

Der Richter winkte, die historischen Bücher verschwanden, und die politischen Schriften kamen schlau lächelnd, ihres Sieges gewiß, heran; aber das ABC-Büchlein sagte: Eure Systeme alle lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen lesen zu lernen:

„Ein Jeder ist sich selbst der Nächste.“

Der Richter winkte, die Politiker verschwanden; da kamen die Arithmetiker alle und Algebraisten, das ABC-Büchlein aber sagte: Euer ganzes Wissen lehre ich den Kindern auswendig:

„Ein mal eins ist eins.“

Der Richter winkte, die Arithmetiker verschwanden.

Da kamen die Finanzsysteme alle und die Projektirer; aber

das ABC-Büchlein sagte: Alle eure Speculationen lehre ich den Kindern in einem einfachen Subtractions-Exempel:

„Neun von acht kann ich nicht sagen, folglich muß ich borgen."

Der Richter winkte, die Finanziers verschwanden. Da rückten sogar die Trümmer der Kochbücher heran; allein das ABC-Büchlein sagte: Das Alles lehre ich den Kindern besser:

„Hunger ist der beste Koch."

Der Richter winkte, die Kochbücher verschwanden. Da kamen die Reisebeschreibungen, ein kleines Heft, denn der größte Theil unserer neuesten Reisebeschreiber sind nichts als schlechte lebende Copirmaschinen. Da sprach das ABC-Büchlein: Alle eure Erfahrungen lehre ich den Kindern, nämlich:

„Es flog ein Gänserich über'n Rhein und kam als Gick-Gack wieder heim!"

Der Richter winkte, die Reisebeschreibungen verschwanden. Da kamen die übrig gebliebenen Zeitungen alle pausbackig heran; aber das ABC-Büchlein sagte:

Was man aus Euch lernt, das lehre ich den Kindern in der Schule;

„Wer einmal gelogen sehr,
Dem glaubt man nimmermehr."

Der Richter winkte und auch die Zeitungen verschwanden. Der Saal war ganz leer, alle 400/m Bände waren hineingeschrumpft in das ABC-Büchlein, welches ruhig lächelnd da stand und eine Prise Tabak nahm.

Der Richter sah mich höhnisch an, ich schlug den Blick jungfräulich demüthig zu Boden. Mit klopfendem Herzen wagt' ich es, das ABC-Büchlein zu fragen: Was ist mit meinen Vorlesungen geschehen? Da antwortete das ABC-Büchlein:

„Solche Vorlesungen zeige ich den Kindern in der Schule unter den Ziffern als Null."

Ich erschrack so sehr, daß ich jetzt einen Moment der Erholung nöthig habe, bis ich zu der zweiten Hälfte der Vorlesung komme.

Zweite Abtheilung.

„Nun,“ sagte der Richter des jüngsten Gerichts, nachdem ich mich von meinem Schreck erholt hatte, „nun will ich die Hagestolzen richten.“

Ich muß gestehen, daß ich bei diesen Worten nicht ganz unbefangen blieb. „Erlauben Sie mir, Herr Richter,“ sagte ich, „zu wie viel Jahren wird man denn so eigentlich Hagestolz? Ich habe meine guten Ursachen, das wissen zu wollen, und muß Sie bitten, es in protokollarische Eröffnung zu nehmen, damit Sie nicht etwa mich selbst en passant auch mitrichten.“

Der Richter lächelte und sprach:

„Früher gab es wohl ein Gesetz, z. B. in Niedersachsen, wo ein Mann funfzig Jahre drei Monate und drei Tage alt sein mußte, in den Ober- und Niederrhein-Provinzen aber fünfundvierzig Jahre und sechs Monate, wenn er als Hagestolz betrachtet, das Hagestolzrecht bezahlen sollte.“

Darauf athmete ich etwas freier und fragte weiter:

„Sind Sie, Herr Richter, verheirathet?“

„Nein,“ antwortete dieser, „ein Richter darf nicht heirathen; denn ein verheiratheter Mann bekommt nie Recht.“

„Wir studiren die Rechte, aber die Rechte finden wir nicht. Doch,“ fuhr er fort, „um wieder auf unser Thema zurückzukommen, scheint mir, daß jetzt, wo die Männer die Kunst erfunden haben, jung zu scheinen im sechzigsten Jahre und alt zu werden im zwanzigsten, der Mann schon zu dreißig Jahren ein Hagestolz genannt werden kann.“

„Nein,“ fiel ich schnell ein, „da muß ich protestiren; machen Sie die Vierzig, da kann ich mich doch noch ein wenig besinnen.“

„Wohlan,“ sagte der Richter, „es sei. Da man dem Sprichworte nach ohnehin erst im vierzigsten Jahre klug wird, so sollten die Männer früher heirathen, damit sie, wie das Sprichwort sagt, durch Schaden klug werden. Bekommt aber auch ein Frauenzimmer einen Mann von vierzig Jahren, so kann sie sich schmeicheln, daß sie noch ein Kind ist, da sie noch eine Kinderkrankheit bekommt: den Vierziger.“

Nach diesen Unterhandlungen war ich beruhigt; der Richter des jüngsten Gerichtes setzte sich nieder, mitten in den Saal, schwang seinen schwarzen Stab und rief:

„Ihr Männer alle, die ihr euch allein gelebt, euch allein geliebt habt, euch allein abgelebt und euch allein abgestorben seid, steht auch allein jetzt wieder auf, und gebt Rechenschaft darüber, wem euer Leben Freude, und wem euer Tod Kummer gebracht hat. Erscheint! erscheint! erscheint!

Alsbald ließ sich ein Räuspern, ein Husten, ein Niesen, ein Keuchen, ein Stöhnen und ein asthmatisches Athemholen hören, und in den leeren Fächern der Bibliothek stiegen eben so viele Fächer Hagestolzen auf, und nahmen die steifgebundenen Einbände und die Lederrücken der entschwundenen Bücher ein. Alle waren anzusehen wie die hundertjährigen Kalender, mit dem personificirten Gliederreißen als nobler, leibeigener Barometer, und die meisten waren mit dem Ehrenkreuze der Galanterie, mit dem Podagra dekorirt. Es war ein ganzes ABC Hagestolzen.

Affectirte Hagestolzen, die eigentlich keine Frau bekamen und das Hagestolziat affectiren, die aus der Noth eine Tugend machen. Bequeme Hagestolzen, die blos deßhalb nicht heiratheten, weil sie zu faul waren, auf Freiers Füßen zu gehen.

Kapital-Hagestolzen, die sich mit ihrem Kapital vermählt haben und gleich bei der Trauung die silberne und goldene Hochzeit feierten. Dumme Hagestolzen, die aus bloßer Dummheit nicht wußten, wie sie den klügsten dummen Streich machen sollen, zu heirathen. Ehrliche Hagestolzen. Diese Zahl ist sehr klein, das sind die, welche wissen, sie wären doch kein Mann für eine brave Frau.

Fette Hagestolzen, die ihr eigenes Fett lieben nnd weiter nichts. Handelnde Hagestolzen, die wie gewisse Käufer um alle Frauen handeln und keine an sich bringen. Jüdische Hagestolzen, die immer warten, bis sie sich auf bessere Procente unterbringen, und am Ende ihr edles Selbst unverzinslich liegen lassen. Kindische Hagestolzen. Das sind die ewigen Unmündigen, die stets aus lauter Spielerei nicht zum Heirathen kommen, bald spielen sie mit der Liebschaft, bald mit einer Pfeife, bald mit einem Reitrosse oder mit einem Münzenkabinette, bald mit einer Schmetterlingssammlung, das sind die ewigen Kinder.

Kurz, das ganze ABC der Hagestolzen erschien. Ein furchtbarer Ernst umzog das düstere Auge des Richters, er gebot mit ernster Miene Stillschweigen und begann zu den versammelten Hagestolzen:

„Liebe und Ehe sind die zwei Herkulessäulen, auf denen der große Himmel aller Seligkeit sich stützt. Aber nur die Liebe, die eingeht in das Himmelreich der Ehe, verdient den heiligen Namen Liebe, die wie ein Schöpfungshauch die Welt durchgeht, die den Wurm an den Menschen, den Menschen an die Engel kettet, und die das unsichtbare Band der Geister- und Körperwelt gewoben hat.

Der Hagestolz aber ist dem Staate, der Gesellschaft, dem Leben ein Superflus, ein Luxusartikel.

Jeder einzelne Mensch steht nur durch seine Generation mit

der Mitwelt, und durch diese mit der gesammten Menschheit in Verbindung. Die Bande, die ihn von vorhinein an dieselbe schlangen, reißen oder lösen sich ab, andere werden locker, die meisten verschwinden ganz. Vater und Mutter sind nicht mehr, Geschwister entfernen, trennen sich, Verwandte verlassen uns, Freunde zerstreuen sich dahin und dorthin, werden erst lau, dann kalt; was bindet dann noch den Vereinzelten, den Isolirten an Staat und Pflicht, an Gesetz und Menschlichkeit? das süße Band, das den Menschen an ein ihm geheiligtes, weibliches Wesen bindet, erweitert sich im Kreise geliebter Kinder, schlingt und verzweigt sich von da um den Nachbar und Mitgenossen, schickt seine Ranken, Liebe und Mittheilung suchend, durch den Ort und die Stadt, von da durch's Land, und so in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staats-Mitglied, Kosmopolit. Was erschütternd auf die Welt einwirkt, wirkt, durch die sich mannigfach durchkreuzenden Kanäle auch auf ihn, denn er ist Mitinteressent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh des Ortes, in dem er lebt, ist sein Wohl und Weh; das Unglück seines Nachbars, seines Mitgenossen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen Preis gegeben ist. Vaterlandsliebe, Erfüllung aller Staatspflichten, ächter Bürgersinn, Nächstenliebe und reine Menschlichkeit sind die Springröhren, die aus der heilsamen und hellen Quelle der Ehe entspringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eignes, angetrautes Wesen an die Mitmenschheit, an die bürgerliche Gesellschaft gekettet ist, ist kein so eifriger Bürger, kein so eifriger Patriot, als der Verheirathete. Wer wie eine Schnecke sein Alles in seiner eigenen theuern Person herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes nichts als seinen eigenen edlen Leib zu retten hat, wird schwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löschen; denn

mit der Rettung seines ihm allein theuern Ichs hat er schon alles ihm Liebe und Theuere gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib, mit keuscher Scham umgürtet und mit vestalischer Züchtigkeit im Busen, sein zu nennen, Alles, was er denkt und fühlt, Alles, was er ist und hat, Alles, was er strebt und ringt, seines Herzens leisesten Schlag und seiner Pulse geheimnißvollstes Beben, die Summen seiner Freuden alle, der Gattin als Opferkranz um das heitere Haupt zu flechten, wer diese Seligkeit nicht ahnt, wird der die eheliche Glückseligkeit seines Nebenmenschen befördern helfen? wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdischen Glückes „eheliche Treue" ehrfurchtsvoll bestehen? Wem die Wonne fremd ist, seine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unschuld, zur Menschenliebe, zu thätigen, rüstigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenseitigen süßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekostet und nie kosten will, auf den züchtig verschämten Wangen seiner Töchter die Rosen seines Glückes aufglühen zu sehen, und in ihrem klaren, unschuldvollen Auge den heitern Tiefhimmel seiner eigenen abgeblaßten Jugendzeit zu schauen, wird der sich's zur Sünde rechnen, in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen?

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hagestolz gewöhnlich seine Grundsätze beschönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung, 2c. oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend, in moralischer und geistiger Hinsicht hinaus. Beide Entschuldigungen näher zu beleuchten und ihre Nichtigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz unnütz sein.

Wenn wir uns umsehen im Reiche der Hagestolzen, so werden wir gewahr, daß der größte Theil dieser Ehelosen aus wohlhabenden, sorg- und kummerlosen Menschen besteht, die blos aus lieber Bequemlichkeit im Cölibatus leben, um durch die süße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer ihnen lästigen Activität gezwungen zu werden. Wie wenig Hagestolzen finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitsamen Klasse! Der potenzirte Bedarf potenzirt auch ihre rastlose Thätigkeit, spornt sie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieses Vaters aller Egoisten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbstheit sagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Last meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder für mehrere fremde Geschöpfe arbeiten zu müssen! — Schon daß sie durch den Besitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß sie durch den Schlüssel zu allen irdischen Thüren—Geld—sich die Erfüllung aller ihrer Wünsche verschaffen können, stumpft sie für edlere Bedürfnisse, für das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonnen ab.

Mangel und Armuth sind also sehr selten die Beweggründe des Hagestolzismus. Eben so halbbefriedigend ist der andere Grund, Verbildung, schiefe Erziehung und übertriebene Luxuriosität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieser Schuld auf das männliche Geschlecht zurück, die in unserm Zeitalter vorherrschende Arroganz, Selbstheit, Frivolität und Verflachung eines großen Theils der männlichen Jugend, ja so zu sagen ihre geistige Entmannung, ist die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es giebt Männer, die sich beifallen lassen zu sagen: das

weibliche Geschlecht bedürfe keiner weitern Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speisekammer, am Waschtroge und Nähtische. Zu dieser Ansicht kann nur Mangel an Verstand leiten. Seelenrohheit, Blödsinn ꝛc. sind meistens die Ursachen, warum blos Eitelkeit, Modesucht und Coquetterie einem Theile des schönen Geschlechts mehr gilt, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Bescheidenheit. Dies fällt auch blos auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie sie sich an Toiletten und Nähtischen benimmt, wie sie um die Gunst, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß sie selbst weder Achtung, noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz stiller Tugend, für den Zauber geistiger Anmuth und für die süßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit besitzt, noch dasselbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und inconsequent ist es, wenn sich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei seiner Lalage einfindet, gekräuselt und gesalbt, sie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als seinen einzigen Götzen betrachtet; sie mit Plattitüden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geschenke, Spazierfahrten, Bonbons ꝛc. zu erhalten sucht und hinterdrein verlangt, sie sollte auf Alles das verzichten und blos für sein ausgehülstes „Ich“—welches ihr doch früher gar nicht zu Gesichte kam, leben und da sein.

Aus was besteht das Auxiliar-Corps unserer Jünglinge, wenn sie im Sturmschritt gegen ein weibliches Herz marschiren?

Englische Fracks—goldene Uhrketten—weiße Strohhüte—Schnurr- und Backenbärte—Nachtmusiken—Bälle—Cavalcaden—Walzer—Radmäntel—steife Halsbinden u. s. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn sie ihrerseits ein

ebenso bedeutendes Hülfscorps entgegenstellen, als z. B. ächte Shawls—lange Leiber—schottische Mäntel—Eau-de-Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Drappirungen—Ecossaisen u.s.w.

Die immer mehr überhandnehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich: die edle Nachlässigkeit und Zudringlichkeit eines Theils unserer Jünglinge, ist das erste Princip der Zerstörung aller Frauenwürde. Diese pestartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Richtachtung gegen das schöne Geschlecht, die jetzt unter vielen Zierbengeln, Tagesrittern und Modepostillons Ton ist, muß und wird das Uebel noch ärger machen und allen Sinn für zarte Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode ist, ein Weib unartig zu behandeln, bei dem herrscht Unsittlichkeit und Rohheit, und wo es schon Ton ist, selbst die äußern Ehren- und Achtungsbezeugungen außer Acht zu setzen, da hat die Verderbtheit den höchsten Gipfel erreicht.

Die jetzigen Männer heirathen nicht, o nein, sie wollen blos ihre Summen multipliciren. Ich kenne junge Männer, die mit schweren Sorgen herumgehen und sagen: Ich weiß wahrhaftig nicht, soll ich die aus der Wechselhandlung, oder die aus dem Eisen-Magazin, oder die aus dem Juwelierladen herausnehmen, oder soll ich das Eckhaus dort, oder das Landgut da, oder das Brauhaus drüben heirathen.

„Und nun," hier wendete sich der Richter zu mir, „will ich ein Paar Exemplare dieser trockenen Pflanzen aus dem Herbarium der Hagestolzenwelt heruntersteigen lassen, und sie näher beschauen."

„Bst!" winkte er einem Hagestolzen zu, „komm herab."

Ein Jüngling von sechzig Jahren stieg herunter. Sein Gesicht sah aus wie das Geschlechtsregister der Familie Lan-

geweile, und ein Neubau von Halstüchern hielt Dasjenige, was man Kopf heißt, in die Höhe.

„Wie lebst du den Tag über?“ fragte der Richter.

„Ich?“ hüstelte der Jüngling, „um 9 Uhr und 7 Minuten schlag' ich die Aeuglein auf, dann ziehe ich die Pantöffelchen an, dann schlürf' ich ein Süppchen, dann schleich' ich ein Stündchen aus, dann eſſ' ich mein Mittagsbrödchen, dann mach' ich ein Schläfchen, Abends hab' ich ein Spielchen, Nachts trink' ich ein Schälchen Thee, und dann schnarch' ich an der Seite meines Möpschens selig ein.“ — Ein reizendes Bild stiller Seligkeit! —

„Nun komm du herab, du eingesottenes Marillen-Exemplar,“ sprach der Richter wieder zu einem andern Hagestolzen, und ein Männchen schlank und dürr wie ein ausgedehntes Ausrufungszeichen kroch wie eine Kreuzspinne heran, der Tabakrauch hatte ihn schon lebend zu einer Mumie gemacht. — „Wie lebtest du den Tag über? fragte der Richter.

„Ich!“ antwortete er, und seine Stimme klang aus Nase und Mund wie ein Klarinetten-Mundstück, „ich? O, des Morgens habe ich Kaffee getrunken und Tabak geraucht, gegen Zehne habe ich Tabak geraucht und Bier getrunken. Mittags habe ich gegessen und Tabak geraucht, Nachmittags hab' ich Tabak geraucht und Kaffee getrunken, Abends hab' ich Bier getrunken und Tabak geraucht, und des Nachts hab' ich Tabak geraucht und geschnarcht.“ — „Und warum,“ sagte der Richter, „hast du nicht auch Tabak geraucht und geheirathet?“ „Ach,“ antwortete der ausgerauchte Menschenkopf, „darüber wäre mir das Feuer ausgegangen.“

„Nun komm du herab, du marinirter Häring!“ sprach der Richter zu einem Dritten, welcher lang und gradherab, wie ein Fläschchen Kölner-Wasser dastand, und sein ganzes Leben

hindurch nichts anderes gethan hatte, als Anekdoten erzählt. „Wie hast du gelebt?"

„Ich?" näselte das Kölnerwasserfläschchen, „darauf muß ich Ihnen meine Anekdote erzählen. Wissen Sie, warum der liebe Herrgott dem Herrn Hiob Alles genommen hatte, nur seine Frau nicht? Weil er ihm sodann Alles doppelt ersetzte, er ihm auch sodann zwei Frauen hätte geben müssen, und das wäre ein großes Unglück gewesen! denn da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen: Einmal sagte eine zweite Frau ihrem Mann: Liebst du mich auch so wie deine erste Frau? „O," erwiederte er, „ich wollte, du wärst meine erste Frau gewesen!" Da hatte er auch nicht Unrecht; denn da fällt mir eine Anekdote ein."——„Ho!" schrie der Richter, „genug! Hebe dich von mir weg, du Anekdoten-Satan, und du dort, steig' herab, du ausgeseufzter Heiraths-Hausirer, komm' herab und sag', wie du gelebt, und warum du nicht geheirathet hast?"

Ein blasses Mondscheingesicht ließ sich an einem wohlproportionirten Seufzer herab.

„Ach! warum ich nicht geheirathet habe? O! ich muß es Ihnen bekennen, Herr Richter, ich hätte für mein Leben gern geheirathet; ach! ich habe an diverse Herzensladen angeklopft, o! allein wie haben sie mich behandelt, ach! glauben Sie mir, Herr Richter! der größte Theil der Mädchen und ihrer Mütter sind selbst Ursache, daß die Männer nicht heirathen, und sie nicht geheirathet werden. Keine will in ihrem Range heirathen. Sie wollen alle einen Rang und einen Stock höher heirathen, als sie wohnen, und wenn es nur höher ist, mag es immerhin ein Range oder Stock sein. In ihrem Frühlinge wollen sie Allen gefallen und Keinen heirathen, späterhin aber sich zu Gefallen Alle heirathen.

Die Mütter und die Töchter fühlen sich geschmeichelt, wenn

Anbeter von Stand, Rang und Adel sie umflattern. Der solidere Bewerber wird eingeschüchtert, zurückgeschreckt und verscheucht; jene bunten und in allen Farben schillernden Courmacher ziehen sich, wenn die Glocke heirathen geschlagen hat, zurück, und die Mädchen bereuen zu spät, durch leeres Gaukelspiel ernstere Bewerbungen verscherzt zu haben.

Der edlere Sinn für stille häusliche Freuden ist einem großen Theile unserer Mädchen fremd; die Werthschätzung eines Mannes nach dem Maßstabe seines geistigen und sittlichen Charakters fehlt ihnen; der Reiz eines einfachen, aber ruhig glücklichen Familienlebens ist ihnen zu farblos. Sie wollen berauschen und nicht beglücken; sie wollen nicht nur heirathen, sondern sie wollen eine Partie machen; sie suchen nicht einen treuen Führer, einen sorgsamen Gehülfen, einen zärtlichen Genossen durch's Leben, sondern einen Einführer in Zirkel, einen Hinführer in's Theater und einen Ausführer in Equipagen; sie vermählen sich nicht so innig mit dem Manne, als mit dem Titel; sie heirathen nicht den Mann, um ein Weib zu werden, sie heirathen den Major, um Majorin zu werden, den Hofrath, um Hofräthin zu werden, den Professor, um Professorin zu werden, und ich glaube, sie heirathen auch einen Wittwer, um Wittwe zu werden."

„Genug, sagte der Richter, „du hast nicht ganz unrecht, indessen fällt die Schuld immer auf die Männer zurück, und somit kann ich euch Hagestolzen der Strafe nicht entlassen. Macht euch auf das Schrecklichste gefaßt!"

Er schwang seinen Stab und die Hagestolzen zitterten wie Espenlaub, die Erde that sich auf und die Gräber gaben eine Legion fünfzigjährige Jungfrauen heraus. Sie zogen ein mit Möpsen und Kaffeekannen, mit Canarienvögeln und Riesenkatzen, mit Seidenwürmern und Kartenblättern, mit Gebet-

büchern und Suppenschalen, mit Zinsbüchern und Versatzzetteln, und stellten sich vor den Richter hin. Dieser aber sprach:

„Ihr Hagestolzen, ihr seid verurtheilt, euch mit diesen Damen hier zu vermählen. Da hilft kein Sträuben!" Ein Schrei des Entsetzens fuhr durch die Hagestolzen hin, die fünfzigjährigen Jungfrauen aber lächelten selig, und warfen von sich Möpse und Kaffeekannen, und Canarienvögel und Katzen, und Seidenwürmer, und die Hagestolzen und die fünfzigjährigen Jungfrauen flogen sich in die Arme wie die Klapperstörche, und ihre Herzen schlugen aneinander wie die Brettermühlen.—Es war ein großer, ein imposanter, ein herzerhebender Anblick! allein, o Entsetzen! Eine einzige fünfzigjährige Jungfrau war überzählig! Für sie war kein Hagestolz mehr da! Sie sah sich unternehmend um, erblickte mich und krebste mit ausgestreckten Scheeren auf mich zu; eine tödtliche Angst überfiel mich, ich schrie ängstlich auf und —erwachte! Alles war ein Traum gewesen, ich war froh, daß ich nicht zum jüngsten Gericht kam, und daß auch das alte Gericht mir nicht bescheert war, und wünsche, daß auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit dieser Vorlesung freundlich zu Gericht gehen mögen.

Vierte Vorlesung.

Didaskalien über das deutsche Theaterwesen.

Wenn wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eines Morgens erwachten, und es wäre kein Wetter, so gar kein Wetter, kein freundliches Wetter, kein unfreundliches Wetter, kein schönes, kein trockenes, kein nasses Wetter, kurz das Wetter wäre ganz ausgeblieben, stellen Sie sich unsere

Verzweiflung vor! Wir wüßten dann gar nicht, wie wir es anfangen sollten, ein Gespräch anzuknüpfen; die Handhabe, das Mundstück und das Entree-Billet zu allen Unterhaltungen fehlte uns, wir wüßten kein gescheidtes Wort zu sprechen. Kein Mensch würde es wagen, einen andern anzureden, alle Cirkel und Gesellschaften würden, wegen plötzlichen, unvorhergesehenen Ausbleibens des Wetters abgesagt werden.

Ich habe mir eine solche Scene schon recht lebhaft ausgemalt, wie ich mir gerne einmal eben so wie eine Luftpumpe auch eine Wetterpumpe anschaffen und mit in Gesellschaft nehmen möchte.

Jedem Eintretenden würde ich dann schnell und unbemerkt das Wetter aus dem Munde pumpen, mit welchem er seine Rede beginnen will. In welche Verlegenheit geriethe er, wenn er das Wetter, welches ihm schon auf der Zunge gelegen hat, auf einmal nicht finden und nun den Faden der Conversation nicht aufwinden könnte. Höchstens würde ein Genie sich mit dem Einfalle retten: „Ach, welch' ein schönes Keinwetter ist heute!" Aber damit wär' es auch Alles, es könnte sich auf keine Weise varriiren, und man würde schweigen, bis einmal wieder Wetter wird.

Stellen Sie sich aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das noch schrecklichere, entsetzlichere, gräßlichere Unglück vor, wenn wir eines Morgens erwachten und—es gäbe gar kein Theater mehr. Weder Theater, noch Theater-Gebäude, noch Theater-Leute, noch Theater-Zettel, noch Theater-Kritiker, noch Theater-Intendanten, noch Theater-Intriguen, noch Theater-Liebschaften, stellen Sie sich diese schauderhafte Idee vor! Würden wir dann noch leben können? Hätte das Dasein noch Reiz für uns?

Das Theater ist ja unser Alles! Wetter hin, Wetter her, wenn nur Theater ist, so können wir in Gottes Namen das Wetter entbehren, das Theater ist unser Alles in Allem,

unser Alpha und Omega, unser Augensälbchen und unser Brustsäftchen, unser Rosensäckchen, unser Herzblatt und unser Seelen-Amulet, unsere Gliederpuppe und Hutschmännchen. Wir brocken das Theater Morgens in den Kaffee, wir tauchen es in die Zehnersuppe, wir salzen damit unser Mittagsbrod, wir zuckern damit unsern Kaffee, wir streichen es auf das Butterbrod, wir zünden mit ihm die Pfeife an, wir versüßen damit den Abendthee, wir stricken es in alle Strümpfe ein, wir markiren damit, während wir die Karten zum Ecarté abheben, und wir nehmen es noch als Schlafrock des Nachts um.

Wenn wir die Leerheit des jetzigen deutschen Theaters betrachten, seine allgemeine Nichtigkeit, seine generelle Ohnmacht, seine innerste Zerfallenheit, seine tiefeingefressene Nullität, und man hört das ewige Schwatzen und Faseln, das ewige Raisonniren und Kritisiren, das ewige Vergöttern und Verdammen, das ewige Meinen und Richten, das ewige Debattiren und Demonstriren in allen unsern Zirkeln, über, von und durch Theater, so wird man unwillkürlich an jene Schilderung erinnert, die ein Reisebeschreiber von einer kleinen Stadt machte: „Wenn sich nicht einmal ein Todesfall ereignete, wäre gar kein Leben in der Stadt."

Es ist uns Deutschen jedoch zu verzeihen, daß wir uns sämmtlich um die Achse des Theaters drehen; denn das Theater ist das einzige öffentliche Leben, die einzige Oeffentlichkeit, die man uns noch so ziemlich gönnt.

Die öffentliche Meinung ist nun einmal auf der Welt; dieser öffentlichen Meinung wachsen scharfe Zähne, damit aber diese scharfen Zähne nicht etwa in delicate Dinge fahren, so beißen wir sie an dem uns preisgegebenen Theater stumpf. Wir führen uns selbst bei der Nase herum, wir treiben uns in's Theater und wenn wir einen Schauspieler herausrufen und den andern auszischen, so machen wir uns weiß, wir

wären stimm- und wahlfähig, wir hätten öffentliche Gerichts-Verhandlungen. Wir betrachten unsern Theaterhelden als den Lord vom Wollsacke und wir setzen uns selbst das Theater als Fontanelle, um die Richtung unserer öffentlichen Meinung auf eine unschädliche Weise hübsch abzuleiten. Das Theater ist unser Douche- und Sturz-Bad, welches wir uns alle Augenblicke über den Kopf schütten müssen, um die etwaigen Congestionen und Aufwallungen eines gewissen politischen Blutes, und des Blutes sonstiger höherer Interessen zum Niederschlag zu bringen. Es giebt keine Nation, die sich in neuerer Zeit so sehr, so ausschließlich, von den Thronen bis zu den Hütten herab, mit dem Theater beschäftigte, als die deutsche, und wunderbar genug, es giebt doch keine Nation, die so gar kein National-Theater hat, als eben die deutsche.

Paris besitzt in seinem theatre française ein ächtes National-Theater. Den Deutschen fehlt aber zu einem National-Theater, erstens die Nation, das heißt die Einheit der Masse, in Form und Cultur der National-Bildung und des National-Charakters, hauptsächlich aber fehlt ihm die Einheit der Verfassung, die allein eine Nationalität ausmacht. Die deutsche Nation verhält sich zur französischen, englischen oder zu andern Nationen wie Charpie zu Leinwand, wir sind zerzupft, zerfasert, und in einzelnen Fällen liegen wir ohne Zusammenhang neben einander.

Wir sind Oesterreicher, Preußen, Bayern, Hessen, Schwarzburg-Sondershausener, Mecklenburg-Strelitzer, Lippe-Detmolder, Reuß-Greizer und Reuß-Schleizer, aber wir sind keine Deutsche. Es ist uns gegangen, wie den Tulpen in Holland, man hat so viel Zwiebelgattungen aus uns gezogen, daß nicht einer von uns mehr weiß, was er eigentlich für eine Tulpe und ob er wirklich eine Tulpe ist.

Napoleon, dieser größte historisch-tragische Schriftsteller,

welcher Nationen zu Lettern nahm, welcher Gebirgsketten und Meere nur als Beistriche eines einzigen Ländersatzes betrachtete, und welcher an einem Schreibfehler, den er mit den Frauenzimmern gemein hatte, zu Grunde ging, nämlich an dem Fehler, daß er keinen Schlußpunkt machen konnte: Napoleon ist wie ein verderbliches Erdbeben durch Deutschland gegangen, hat das Gebäude zerrüttet und große Risse in die Bauten der deutschen Nationen gebracht; das Erdbeben ist, Gottlob, vorüber, aber die Risse sind geblieben; der Kitt, den wir über diesen Rissen haben, gleicht die Oberfläche aus, aber die Wände sind und bleiben immer bis in den tiefsten Grund gespaltet. Diese Erscheinung hat so viel Fremdartiges an uns zurückgelassen, daß unsere Originalität verwischt ist; selbst der Französismus eines großen Theils der deutschen Höfe hat das Einschleichen fremder Eigenthümlichkeit und die Inokulation ausländischer Elemente in das Leben des Volkes und der Nation begünstigt.—Es fehlt also zu einem deutschen National-Theater vor Allem die Nation. Sodann aber auch die National-Dichter; denn National-Dichter heißen nicht etwa die, so in deutscher Sprache schreiben, sondern jene, so die Geschichte der Nation, ihre geheiligte Vorwelt und schwergeprüfte Mitwelt herausgeholt aus ihren Schlafgruben und sie hinstellten auf die Sonnenterrasse der Poesie, daß sich das Volk an ihr ergötze, kräftige und labe, und sich und seine Vorfahren und den Geist in seiner Nation wieder erkenne, und an diesen Gebilden zu ähnlichen Thaten und Ergebnissen der National-Tugend und des National-Heroismus angeglüht werde.

Schiller und Goethe sind keine Nationaldichter in „Kabale und Liebe,“ in „Don Carlos,“ in „Stella,“ in „Tasso“ u.s.w.; aber sie sind es in „Wallenstein“ und in „Götz von Berlichingen.“

Daß uns zu einem deutschen Nationaltheater aber nicht nur die Nation und die Nationaldichter fehlen, sondern auch die Nationalschauspieler, will ich späterhin, wenn ich auf unsere Histrionenwelt zurückkommen werde, erwähnen, sowie das, daß es keine deutschen Nationaldirectionen giebt.

Unsere Theater haben gewöhnlich nichts Nationelles als Nationalgeld und Nationalschulden; das Geld, welches sie vom Staate oder von der Nation bekommen und welches sie Einzelnen aus der Nation wieder schuldig sind.

Wien und Berlin leben in der Einbildung, ein Nationaltheater zu besitzen; jenes in seinem Burgtheater und dieses in seinem Schauspielhause. Würde man aber nun einen Wiener fragen: „Was ist denn so eigentlich Nation?“ so würde der gute, herzliche Wiener, mit der liebenswürdigsten Bonhommie, die es nur geben kann, antworten: „Na, a Nation, das sein halt mir Wiener, unser gut's Völkel so durcheinander, von Simmering bis Grünzing und Eipeldau, wie wir halt uns so durcheinander gern haben und alle andre Leut a, und wie mir halt uns'r Schnitzl essen und a Monatratich dazu!“—Würde man den Berliner fragen: „Was verstehen Sie denn so eigentlich unter Nation?“ so würde der gebildete und egoistische Berliner antworten:

„Nation, det is so eene Sache, die nur in Preußen wachsen dhut; eine Nation muß jebildet sind, det is man das Erste und det sind wir aberst alleene.“

Das Wiener Hoftheater könnte, seiner Kräfte und Leitung nach, vielleicht noch den ersten Impuls zu einem wirklichen deutschen Nationaltheater geben, wenn die Wiener Censur nicht aus allen Stücken den Charakter aus- und das Nationelle einstreiche. Gerade das, was die National-Theaterdichtung begründet, das Vorführen vaterländischer Helden und Ergebnisse in ihrer wahren Gestaltung, mit ihren Licht-

und Schattenseiten, ist da Todessünde. Die dramatischen Dichter sollen in Wien ihre Gestalten verklärt aussteigen lassen aus ihrer historischen Familiengruft, alle Makel und Sünden müssen im censirenden Purgatorium abgestreift werden, und nur der, durch das "Imprimatur" heilig gesprochene Schatten der historischen Figur, darf von den Autoren daselbst auf die Bretterwelt citirt werden. Schatten aber, namentlich die zu Schatten censirten Helden, sind keine Gegenstände für die Bühne und ein durch die letzte Oelung der Censur gegangenes Stück ist ein grundschlechter Herold der Nationalität.

Wie man, der Sage nach, den Laufern Milz und Leber ausschneidet, damit sie leichter laufen, so schneidet die Wiener Censur auch ibren National-Dichtern die Leber aus, damit sie nicht von der Leber weg reden können und lassen sie laufen. Es ist demnach rein albern, wenn sich das Wiener Burgtheater ein Nationaltheater schelten läßt.

Auch in Berlin, wo ein großer Grad von Bildung und eine geistige, freiere und liberale Censur herrscht, ist die Bildung doch nicht Nationalbildung, und die Preußen haben auch keine eigenthümliche dramatische Literatur, und keine in allen Theilen ausgebildete, vollständig ausgezeitigte Nationalsprache und ohne diese giebt es kein Nationaltheater.

Ueberhaupt ist die Benennung „Hof- und Nationaltheater" schon Beweis genug, daß es kein Nationaltheater giebt. Ein Hoftheater ist kein Nationaltheater und ein Nationaltheater kein Hoftheater; man muß sagen: „Ein Hof- und National-Theatergebäude" das ist möglich.

Berlin hat auch in letzterer Zeit sich eingebildet, in seinem Königsstädter-Theater ein Volkstheater zu besitzen, so wie Wien eins besitzt.

Allein „Nation" und „Volk" sind zweierlei. Die

deutsche Nation faßt mehrere Völker in sich; denn Volksthum ist nichts als Menschenthum, durch gemeinschaftliche Sitten, gemeinschaftliche Wohnplätze auf eine absonderliche Weise charakterisirt. Blos Oesterreich aber, eben weil es durch eine geistige Contumaz alle Volksporen gegen das Eindringen fremder Lüfte und Ansichten verstopfte, hat durch das Isoliren des Volkes seine Eigenthümlichkeit bewahrt.

Seitdem der kühne Rösselsprung der Freiheit auf dem Schachbrette Deutschlands geendet ist und aus den Narben des bluterrungenen Bodens segensreiche Friedenshaine emporblühen, sind die übrigen Völker weniger abgesondert als früher, obschon ihnen eine allgemeine Nationalität abgeht. Jedoch ganz im Norden von Deutschland giebt es eben so wenig ein Volksthum als eine Volkssprache oder einen Dialekt. Es giebt nur ein hohes und gebildetes Publikum und einen Pöbel, aber kein eigentliches Volk; sowie es nur ein hochgebildetes Deutsch dort giebt und einen corrupten Jargon, aber keinen Dialekt. Wien aber hat sein Volk, mit tausend naiven und reizenden, spaßigen, aber nie lächerlichen Eigenthümlichkeiten; mit allen jenen Individualitäten, die ein Lächeln über seine Bildung, aber stets auch eine Rührung über seine naive Gutmüthigkeit und ungeschminkte Herzlichkeit hervorbringt. In dem Berliner Jargon liegt kein Charakter, keine Natur, er verräth nichts als Gemeinheit und Rohheit; in der Wiener Mundart hingegen spiegelt sich die herzlich biedere Einfachheit und Biederkeit des Volkes eben so ab, wie in der schwäbischen und nürnbergischen die Einfalt und Treuherzigkeit.

Darum sind diese Mundarten so gar poetisch bildsam; denn wir haben vortreffliche Gedichte in Nürnberger Dialekt, und wer kennt nicht Hebel's meisterhafte Gedichte, und in letzter Zeit Castelli's Gedichte in Niederösterreichischer Mundart?

In Bayern nähert sich die Mundart schon sehr der Oesterreichischen, und deshalb mag auch der unglückliche Nachahmer der Wiener Volksbühne in München, Herr Carl, seine Rechnung gefunden haben.

Das einzige wahre deutsche Volkstheater aber ist nur und blos das der Leopoldstadt zu Wien, und ich glaube, daß es in gewisser Hinsicht für alle deutschen Theater-Freunde nicht uninteressant sein wird, wenn ich ihnen in der zweiten Abtheilung meiner heutigen Vorlesung die kurzgefaßte Geschichte und Charakterstücke dieses Theaters sammt ihren ersten Künstlern und Dichtern liefern werde.

Zweite Abtheilung.

Zwei Genien überflügeln gemeinschaftlich den Tempel der darstellenden Musen, der Genius des Erhabenen und der Genius der Laune, in das Reich des erstern gehört die Tragödie, in das Reich des zweiten die Posse. Das Lustspiel hat ursprünglich kein eigenes Bereich, es neigt sich, in so ferne es den Knoten aus den feinen Fäden sich durchkreuzender und durchwirrender menschlicher Leidenschaften und Gemüths-Stimmungen schürzt, der Tragödie zu, es entwirrt und löst sich aber durch äußere Umstände, durch Zufälle des geselligen Lebens bedungen, als ein analoger Theil der Posse auf, da es auf Popularität, den gemeinschaftlichen Pfeiler dieser Gattung, basirt ist.

Also nur Tragödie und Posse, als die zwei Gipfelpunkte des höchsten Seelen-Affects und der populären Lebensregsamkeit, wären der Zenith und Nadir des Schauspielwesens. Die Affecte, die menschlichen Leidenschaften und der Seelenpathos, welche die Ur-Elemente des hohen Trauerspieles ausmachen, variiren unter jedem Himmelsstrich; klimatischer Einfluß, Ortseigenheiten, nationeller Charakter, ja auch oft politische Con-

jecturen, eigenen fast ein jedes Volk zu einer eigenthümlichen charakteristischen Variation dieser Affecte, und diese wird in ihrer Tragödie Norm, Urprinzip; darum sind die Tragödien vieler Völker verschieden, und fast jedes Land hat eine eigene Art Tragödien.

Das Volks- und Possenspiel hingegen ist der Spiegel der menschlichen Natürlichkeit, das Secirmesser seiner Seelenstructur, und die Veranschaulichung seiner meistens materiellen Schwächen und Eigenheiten, diese, die rohe, unverdrechselte Natur nämlich, und alle jene lächerlichen Mutationen und Vorschiebungen, die sie in ungekünstelter Entäußerung ihrer komischen Subjectivität hervorbringt, ist bei allen Nationen, unter allen Himmelsstrichen bis auf kleine Abweichungen, immer dieselbe; daher ist auch die Posse universeller, und die Lokal- und Volksstücke, die nobilitirten Possen der neuern Zeit, spiegeln die komische Naturseite des Menschen überhaupt ab. Der komische Dichter, oder vielmehr der poetische Reflektor der prosaischen Menschenschwächen und Thorheiten, hat das Verdienst, statt mit der Geißel, mit der Pritsche zu treffen, und statt in der Toga der Erhabenheit auf Wenige zu wirken, in dem Staubmantel der Popularität das Allgemeine so zu treffen, daß der Getroffene zwar lacht, aber doch heimlich in seinen Busen greift und die getroffenen Schwächen ein wenig mustert. Was die Popularität des Stoffs für das Stück ist, ist die Popularität der Sprache für die Darstellung, und bis jetzt ist nur das Leopoldstädter Theater das einzige in Europa, das so glücklich dahin gerungen hat und noch dahin ringt, den Geist und die Sprache, und den Sprachgeist des Volkes in einem glücklich in einander fließenden Farben-Verschmelz, als ein G a n z e s, als ein plastisch-drastisches Sittentableau, als einen großen Trumeauxspiegel, dessen Veranschaulichungsglas von dem Thorheitshimmel der höhern Welt bis in die Arena der

gemeinsten Schwächen reicht, kurz als ein Volkstheater in der weitesten und engsten Bedeutung des Wortes, aufzustellen.

Die Tendenz, durch die Lachmuskeln auf die Moralität der Menschen einzuwirken, hat sich vom Aristophan herab bis zu Hafner, dem eigentlichen Fundator der Wiener Volksstücke, als wirksam bewährt.—Ursprünglich war wohl alles Volksstück; denn die Extemporirstücke konnten und können nicht anders sein. Die Mimen, Possenreißer und Spielleute (Joculatores) des elften Jahrhunderts waren so zu sagen improvisirende Volks-Dichter; dahin gehören auch die Fastnachtsspiele der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte begann der österreichische Hans Sachs: Wolfgang Schmelzl, ordentliche Stücke mit Plan in deutscher Sprache zu schreiben und aufzuführen; der Lustigmacher seiner Komödien war oft ein Speismeister. Sein Stück: „Comedia des verlornen Sohns (1545)" war voll Lokalität; der Lugek, die Stephanskirche ꝛc. kommen vor. Wir machen einen großen Sprung, der uns der eigentlichen Volksbühne näher bringt, zu Joseph Stranitzky, dem eigentlichen Stifter des Hanswurst. Es war eine Salzburger Bauern-Maske mit der italienischen Arlequinpritsche und dieser Hanswurst (1708) lebt noch und hat stets gelebt auf der Leopoldstädter Bühne, und alle in- und ausländische Hanswurste, sie mögen nun heißen und geheißen haben wie immer, sind ursprünglich Hanswurst.

Folgendes wäre ungefähr die Stammtafel bis zum Thaddädl:

(Aus den ältern Zeiten:)

Hiesel. Ricpel. Pikehäring. Stockfisch.
Liperl. Hanswurst.

(In der Stadt:)

Bernardon. Poldel. Bürlin. Jakerl.
Affligio.

(In den Vorstädten:)
Dummer Anton. Müller Tomerl.
Fuchsmundi.
Kasperl.
Thaddädl.

Das jüngste Kind der Hanswurstischen Laune, der stift- und turnierfähige Thaddädl zählt also 15 Ahnen und vielleicht noch mehr, die uns entgingen. Die größte aller Hanswurstiaden, die Verbrennung des Hanswurst von der Neuberinn, hat nur den Namen verbannt, der Charakter selbst lebt noch in allen Volksstücken.

Das Leopoldstädter Theater, auf dem Hafner den ersten genialen Impuls zu allen nachherigen Productionen gegeben, reinigte der edlere Geschmack der spätern Lokaldichter nachher immer mehr und mehr vom Hyperjovialen, welches gewöhnlich in Trivialitäten überging; und in der neuesten Zeit, die wir doch eigentlich in Augenschein nehmen, haben die Lokaldichter dieser Bühne, A. Bäuerle, C. Meisl und J. Gleich, jene Zwitterbilder des ekelhaft Burlesken und der Extemporationen fast gänzlich verbannt, und sich bemüht, statt aus den gemeinen Sümpfen der Trivialität, aus der Quelle der frohbeweglichen, sittlichen Laune und aus der Cisterne der anständigen Jovialität ihre Geisteskinder zu schöpfen. Die Bahn, die sie sich vorgezeichnet zu haben scheinen, ist sehr groß, ja allumfassend. Der Grundfaden ist stets das Lächerliche, das heißt: das Reinlächerliche in dem Hohlspiegel der Satyre verzerrt und vergrößert erscheinen zu lassen, und durch eine Aus- und Uebertreibung aller Charaktere das Komische als convexe Lebensmasse an ihren Stücken hervorspringend zu machen; kurz eine theatralische Privat-Irrenanstalt zu errichten, in welcher die Seelenkranken und geistig moralisch Verrückten durch die Methode, daß ihre Dichterärzte die nämliche fixe Idee zu

haben vorgeben und in die geheimsten Functionen des Kranken greifen, schonend geheilt werden. Das Unternehmen ist kühn, der Zweck groß, die Folgen bei taktfestem Verharren auf der Bahn, unendlich!

Ein Volksdichter, wenn er die Avers- und Reversseite seines Berufs an die Sonne des leuchtenden Zweckes und Erfolges, und nicht an das Unschlittlicht des Honorars und Erwerbs hält, ist oder könnte wenigstens der erste Volkslehrer sein. Groß und klein, männlich und weiblich, gering und vornehm kommt in seine Schule. Er unterrichtet nach der wahren Bellancastrischen Methode; seine Lehren, in Sprichwörter, in Witzfunken, in Gassenlieder gehüllt, gehen vom Munde zu Munde, wer heute sie gelernt, der lehrt sie morgen schon weiter. Er hat ein gebackenes ABC, ein Bilderbuch aus Bonmots und Einfällen, welches seine Schüler gerne verzehren und leicht dabei lernen. Mit Unwillen muß man daher die einseitigen Urtheile anhören, welche die Parfümgeistler und sentimentale Schnörkelseelen, an welchen unser kritisches Kinderstift jetzt so reich ist, mit einer gewissen literarischen Patronanz, auf die Volksdichterei herab zu donnern belieben. Volksdichterei ist ein Hebel zur Volksbildung. Volksbildung aber ist die erste Basis des Völkerglückes. Wenn der Zweck nicht erreicht wird, wenn die Volks*dichterei* zuweilen nicht das ist, so sind nur die Volks*dichter* vielleicht oft die Ursache, von denen jetzt freilich eine Menge wie Pilze hervorwimmeln; und ihre Witzverrenkungen wie Kuckucke ihre Eier in das Straußennest der Volksbühne legen.

Die nothwendigen Erfordernisse eines Lokaldichters sind: ein Naturtalent zum Lächerlichen und stoffhaltiger Kraftwitz, das erste für die Handlung seines Subjekts oder für die Leidenschaft, die er zur Vorstellung auffaßt, das zweite für den Ausdruck und den Gedanken. Zu dem ersten gehört Scharf-

sichtigkeit, zu dem zweiten Einbildungskraft. Das Talent für's Lächerliche operirt analytisch, wo hingegen der Witz synthetisch seine Functionen verrichtet. Wer einen Gegenstand lächerlich macht, der vergleicht ihn, zergliedert ihn, er löst ihn in seine Bestandtheile auf und macht diese, in sofern er sie mit vielem Unterscheidungssinn mit dem Nichtlächerlichen parallelisirt und contrastirt, lächerlich; Witz aber erfindet, er fügt hinzu, er verbindet seinen Gegenstand mit Dingen, die gar kein natürliches Verhältniß gegen einander haben, er ist ein Freibeuter, der die heterogensten Bilder auffängt und an seinem Triumphwagen zusammenkettet.—Mit Unrecht wollen einige Kritiker behaupten, daß Personen, die ein Talent zum Lächerlichen haben, selten Schönheitssinn, noch seltener Geschmacksurtheil besitzen. Nach unserer Meinung ist sowohl in den Ereignissen der Natur als der Kunst nichts lächerlich, was nicht von dem bestimmten Verhältnisse und von der gewöhnlichen Einrichtung seiner Art und Gattung abweicht; ist aber nur der kleinste Verstoß gegen Symmetrie und Harmonie da, ein zu Viel oder Wenig, tritt ein Gegenstand nur etwas aus den Limiten des Angemessenen, des Richtigen und Schönen, so betritt er schon das Reich des Lächerlichen; ein Mensch also, der einen Sinn für's Lächerliche hat, d. h. der augenblicklich von der Disproportion und dem Unverhältnisse seines Gegenstandes ergriffen wird, muß wenigstens angebornen Schönheitssinn oder ein besonderes Unterscheidungsvermögen in Hinsicht der Richtigkeit und Schönheit der Formen haben, welches Vermögen am Ende doch wieder auf angebornen Schönheitssinn basirt ist.

Wenn das Talent zum Lächerlichen das Belachenswerthe als Multiplicandus mit dem Witz als Multiplicator multiplicirt, so ist das Facit: das **Burleske**. Und nur die Burleske oder das zum Auf-Lachen Reizende ist der Gegen-

stand des Volksdichters. Ein ernsthaftes Subject aus dem Nimbus seiner Erhabenheit zu reißen und es niedrig gemein behandeln, erhält einen hohen Anstrich vom Lächerlichen, es ist Hohn des Erhabenen, an dem gar nichts Unschickliches ist; dahin gehören Travestien; Tassonis Secchia rapida, etc. Auch Meisl's „Entführung der Prinzessin Europa," oder früher Gewey's „Pygmalion," oder: „die Musen bei der Prüfung" gehören zu dieser glücklichen Gattung des Lächerlichen, zu der, wie uns dünkt, Wieland in seinem Aristipp den ersten Impuls gegeben haben mag. Die hohen griechischen Götter, den donnerschlagenden Zeus, den fluthenbesänftigenden Neptunus und den stygischen Pluto mit allen den mythologischen Erhabenheiten auf der Bühne wandeln zu sehen, den platten Volksdialekt aus ihrem Munde zu hören, und sie überhaupt mit allen Lappalien und Kleinigkeiten des Lebens behaftet zu sehen, war zu neu, zu drall, und der Contrast des Subjekts mit der Art es zu behandeln, zu burlesk, als daß diese Gattung olympischer Kabinetsstücke nicht die Lachlust gereizt haben sollte. Aber bald folgte Ekel dem Ueberreiz, ähnliche Parodien wimmelten zu Tausenden hervor, es war uns nichts Neues mehr. Götter und Heroen Tabak schnupfen und rauchen, sich rasiren und frisiren rc. zu sehen, und es verlor an Pikanterie und Interesse.

So erging es früher den Kasperl'n und Rittern des Hensler'schen „Donauweibchen" rc., die zu ihrer Zeit populäre Volksdonquixotismen waren, und jenes polternde Ritterthum und Ritterspuck glücklich und eigenthümlich in den Rahmen der Volksbühne faßten und lange Zeit gefielen, bis sie durch Uebervölkerung einer den andern und zuletzt sich selbst verzehrten. So erging es denn bald dem travestirten Jupiter, wie es dem seligen Kasperle erging.

Nun fingen die Volksdichter an, statt von oben herab, von

unten herauf zu beschwören, die Geisterkomödien kommen an die Reihe. „Faust's Zaubermantel" von A. Bäuerle und später das „Gespenst auf der Bastei" von C. Meisl eröffneten den Cyclus einer neuen Gattung. Geister und Feen, Zauberer und Schatten wurden mit dem Menschen familiär gemacht, und das Geisterreich mit seinen Talismanen und Zaubergaben bot ein weites Feld für die Phantasie dar, da durch selbe das Barockste einen Anstrich von Wahrheit bekam, das Grellste und Abstoßendste verwirklicht, das Entfernteste nahe gerückt und das unmöglich Scheinende möglich gemacht werden. Diese Gattung ist eigentlich der reichste Schacht für die Situationskomik, aber auch dieser wurde bald erschöpft, und die armen Geister so in Requisition gesetzt, daß auch sie nicht mehr recht einwirken wollen. Gleich's „Ehrenteufel," „Idor," „Berggeist," „der alte Geist in der modernen Welt," „der Hölle Zaubergaben," Meisl's „lustiger Fritz," „Fee aus Frankreich," „Schutzgeist guter Frauen," &c. „Gespenst im Prater," und hundert ähnliche Abarten dieser Gattung stumpften auch schon die Zuschauer für dies ewige in Contributionsetzen der Geisterwelt ab.

A. Bäuerle, der an Kraft und Schlagfertigkeit eines zeugekräftigen Springwitzes das ersetzt, was an Schnellfertigung der Stücke C. Meisl und A. Gleich vor ihm voraus haben, hat schon früher den wahren Punkt der eigenthümlichen Volks-Comödie in Darstellung von Volks-Charakteren getroffen. „Der Leopoldstag," „der Fiaker als Marquis," „der Freund in der Noth," „die Fremden in Wien," „die moderne Wirthschaft" u. a. m. sind Zeitspiegel und können nach langen Jahren als Sittengemälde dieser Epoche betrachtet werden. Dies ist der eigenthümliche Aristophanismus, ein Anschmiegen der Zeitanforderungen und ein Geisteszuschnitt nach der Maske des Volkes. Bald darauf erschien die „falsche

Prima Donna," wenn auch nicht Original, doch originell behandelt, und brachte wieder eine Schleppe von Nachahmungen mit, „die Buschmenschen," „die Aloe," „die Abenteuer in Strümpelbach" u.s.w., zogen als Troß dieser Donna nach.

In den „Bürgern in Wien" hat A. Bäuerle durch sein Talent einen neuen Charakter hervorgebracht; die deutschen Blätter führten mit Recht an, daß er eine stehende süddeutsche Charaktermaske geschaffen habe. Kasperl und Thaddädl erstanden in Staberl als neuer, drolliger Typus. Auch dies Stück pro- und reproducirte eine Menge Nach- und Aftergebilde, die alle sammt und sonders von den allerneuesten Formen verschlungen wurden. Die allerneueste Form ist die patriotische und begann mit Bäuerle's „Aline" oder „Wien in einem andern Welttheile." Wien mit seinen Reizen und Genüssen, mit seinen nur ihm eigenen Ergötzungen und Unterhaltungen so quasi durch die Welt reisen zu lassen, in dem Reisebündel eines Wiener Barbiers, und es nach Gefallen in Golkonda auspacken zu lassen, und seine Herrlichkeiten darzuthun und das süße Heimweh in Volksmelodien in das Herz und in die Ohren der Zuhörer dringen zu lassen, ist ein Hebel, der zu wohl und zu glücklich berechnet war, als daß er nicht auch bei minderer Ausstattung an Witz und Laune seine Wirkung machen müßte. Der Effect war auch unbeschreiblich, und alle Nach- und Nebenahmungen, mehr oder weniger gerathen, verfehlen des günstigen Erfolges nicht, da die Kaiserstadt und nur die Kaiserstadt der ewige Refrain aller angeschlagenen Melodien war.

Der Genius der Possen und Lokalstücke ist lustig und macht kein Geheimniß daraus, daß er darauf ausgeht, uns lachen zu machen, und das haben beide vor dem Trauerspiel voraus, in welchem wir die Darstellung selbst für Wirklichkeit halten müssen. In allen Possen, Burlesken und Parodien macht

der in uns aufkeimende Verdacht der Falschheit den Gegenstand nur noch jokoser, der Dichter geht über die Wahrheit hinaus und belustigt sich selbst über sein Lustigmachen. Diese Freiheit geht natürlich auch auf den darstellenden Schauspieler über. Der Zuschauer darf zuweilen bei komischen Schauspielern daran erinnert werden, daß er blos Schauspieler, darstellende Copie ist. Dieses macht denn die Sache oft noch lächerlicher, ohne den Eindruck zu zerstören. Die zwei Pole der darstellenden vis comica sind Ruhe und Beweglichkeit; die erste kitzelt den Verstand, sie ist anständig wahr, sie gibt treue Schilderungen mit leichtem Zusatze, die zweite ist übertrieben, possenhaft, grotesk, kitzelt das Zwerchfell, überladet, zerrt das Wahre hinaus über die Grenzen. Beide Polhöhen sind am komischen Himmel zulässig und ergötzend. Zwischen diesen beiden Polen laufen unzählige Linien, nähern sich bald diesem, bald dem andern Pole. Der möglichst vollkommenste Grad der Komik müßte entweder als Aequator gerade inmitten dieser beiden Pole, als gleichmäßige Fernhaltung beider Endpunkte liegen, oder in einer genialen Rundung der komischen Bühnenachse bestehen, so daß sich beide Pole berühren, küssen, umarmen und festhalten. Dieses wäre der Ring der geistigen Auffassung und Reflexion, Sinnbild ewiger Wahrheit, aber bei diesen wie bei den wirklichen Polen stoßen sich beide ab, und der Ring schnellt zum Stab zurück.

Diese Betrachtung führt uns zu der eigentlichen Benennung der zwei ersten und vortrefflichsten Komiker der Leopoldstädter Bühne, also Deutschlands.

Herr Ign. Schuster, Polarstern der Ruhe, Herr F. Raimund, Polarstern der Beweglichkeit. Herrn Ign. Schuster's Spiel ist eine Schöne, die sich's vorgesetzt hat, uns zu verführen und die, ihres Sieges sich

bewußt, es so fein anlegt, daß wir es gar nicht merken. Sie geht in aufsteigender Linie alle Stufen mit uns durch, zieht uns mit unsichtbaren feinen Fäden durch Ovid's Kunst zu lieben, ohne ein Komma zu vergessen, von der Grammatik der Augensprache, der Syntax der Händedrücke, durch die Philosophie der Küsse, bis zu dem Examen rigorosum der zärtlichsten Dahingebung; wir liegen in ihren Ketten, ohne zu wissen, wie es kam.

Herrn F. Raimund's Spiel ist eine Schöne, die von innerer Gluth getrieben, uns zum Opfer will, zu Sklaven, und uns auch hinreißt; sie coquettirt, macht Paraden, eine liebenswürdige Désordre zeigt à dessein ein Dessein, das eigentlich besser verborgen bliebe, aber dennoch eine Schönheit ist; wir sehen, die Schöne legt es darauf an, uns zu erobern und können doch nicht entfliehen. Freilich dürfte aus diesem Vergleich entspringen, als ob Raimund's Spielschöne eine Diotima wäre, die in einer gewissen vorgerückten Saison an Anbetern verlieren wird, während Schusters Spiel wie Ninon de L'enclos ist, die noch im höchsten Alter Bewunderer findet; aber Hr. Raimund besitzt nach unserer Ueberzeugung gewiß auch einen inneren Genius, der ihn, wie Sokrates der Diotima, das Arkanum lehrt und lehren wird, die jugendliche Spielfrische zu erhalten und auf den Wendepunkt noch geschickt auf jeder beliebten und besuchten Bahn überzuspringen.

Hr. Schuster paßt die Zeit sich an, er folgt ihr.

Hr. Raimund paßt sich der Zeit an, er läuft ihr entgegen und stößt daher oft hart mit ihr an.

Hr. Schuster ist ein charakteristischer Historienmaler; seine Figuren haben Wahrheits-Interesse, es ist in seiner Charakterzeichnung wie bei großen Gemälden der Geschichte nichts vergessen, was zu sagen scheint: da und da, und um

diese und diese Stunde ist dieses wirklich so geschehen; über diesem besitzt er noch das große Geheimniß, das nur wenigen Malern eigen ist, seine Köpfe ernsthaft zu malen und ihnen doch einen unsichtbaren unauslöschlichen, lächerlichen Zug zu geben, den man vergebens herauszusuchen bemüht ist, man weiß nur an seiner Wirkung, daß er da sein muß. Sein klassischer Staberl in den „Bürgern in Wien," sein Mehlspeismacher Zweckerl in dem „Freund in der Noth," die herrliche Zeichnung des Schieberl in der „Heirath durch die Güterlotterie;" seine meisterliche Darstellung des „Würfel im Leopoldstag" u. a. m. sind eben so viele große, runde, naturwahre, geschichtliche Gemälde, die sich durch mehrere Momente durchbewegen. Hr. Raimund ist ein epigrammatischer Portraitdichter, er wirft mit Genialität einen Zug, eine Pointe hin, und ein Bild, ein Faunus- oder Komuskopf liegt da; er überflügelt, er umzingelt die Komik, er ist überall und in jeder Rolle vortrefflich und treffend, so daß seine Individualität oft gänzlich verschwindet. Vorzügliche Mimik ist eine der vorherrschendsten Gaben dieses lustigen Bühnenproteus, sein Ydor, Gespenst auf der Bastei, Sandelholz im „verwunschenen Prinzen," Bims in Bäuerle's „Aline," Spindelbein u. a. m. sind eben so viele Variationen auf das Thema seiner ewigen, heitern und schönen Beweglichkeit. Am Charakteristischsten ist es, daß man glaubt und mit Recht glaubt, diese Rolle müsse man nur von Hrn. S. und jene nur von Hrn. R. sehen; jeder dieser beiden vortrefflichen Priester der Thalia hat eine eigene Sphäre, die er mit gleichem Erfolge durchkreis't.

Unter den deutschen Volksbühnen-Dichtern steht, wie gesagt, Hr. Bäuerle obenan. Er hat in letzter Zeit einen traurigen Nachahmer und einen bizarren Nebenbuhler gefunden. Dieser Nachahmer ist Hr. Carl, welcher, ausgestattet

mit persönlicher Komik, mit einer glücklichen Weise durch wirksame Jokosität des Spieles das Zwerchfell zu erschüttern, eine trockene oder vielmehr gar keine Phantasie hat, und aller Originalität beraubt, durch sklavisches Nachahmen und Nachmodeln den gesunden Geschmack bis zum Ekeltode martert. Seinen unzähligen, marklosen, windausgeklopften und geistausgeblasenen Staberliaden liegt die Ohnmacht der Erfindung mit vollendetem Siegel auf der Stirne. Da ist kein Geist und keine Seele, keine Erfindung und keine durchgehende Idee. Es sind einzelne Spaßlappen, die noch bei Weitem nicht Witz genannt werden können; Fetzen drolliger Einfälle, Flickstücke von burlesken Ideen, die, mühsam und in sich selbst mürbe und zerfallen, zu einem Ganzen mit großen Schneiderstichen zusammengenäht sind. Es geht keine Idee durch das Ganze, keine Grundtendenz ist da, man soll lachen, Punktum.

Man lacht und ärgert sich hinterdrein, daß man gelacht hat.

Ein Nebenbuhler aber ist Hrn. Bäuerle entstanden in Hrn. Raimund, welcher durch seinen „Barometermacher," durch seinen „Diamant des Geisterkönigs," durch seinen „Bauer als Millionär" und seine „gefesselte Fantasie" die Wiener entzückt und sich selbst verzückte. Allein die guten Wiener sind eben so leicht zu entzücken, als jeder Verfasser durch sich selbst. Die guten Wiener Zeitschriften, die überhaupt nicht tadeln dürfen, haben den Raimund den österreichischen Shakespeare genannt, und Hr. Raimund war so gütig, es zu glauben. Indessen sind seine Stücke gar keine Volksstücke; denn sie athmen weder eine patriotische Idee, noch eine Volks-Eigenthümlichkeit. Es ist ihm eingeredet worden, er habe Phantasie, nun ackert er beständig mit Phantasie darauf los. Decorationen, Allegorien, Götter, Furien, Hexen, Sylphen, Gnomen, kurz die ganze Geisterwelt muß die Schüsseln zu seinen Tafeln zusammenschleppen.

Ein obligater Blitz, welcher aus der rechten Coulisse in die linke spaziert, endet oft die Verwickelung, und eine Schlußdecoration, die mit dem Zuschauer zugleich aus den Wolken fällt, macht der Komödie bon gré mal gré ein Ende. Den „Bauer als Millionär" nannten die Wiener ein klassisches Stück. Was ist daran? Die Allegorie wird darinnen zu Tode gehetzt.—

Der Haß, die Unzufriedenheit, das Glück und die Jugend und das Alter spielen die Hauptrollen, der Haß haßt, er haßt — die Unzufriedenheit, und die Unzufriedenheit ist unzufrieden, und die Jugend ist jung, und das Alter ist alt, und der Neid ist neidisch, und das Glück ist glücklich, ist das ein Volksstück?

Der Bauer zieht den Stiefel aus und ein Bedienter sagt den Dienst auf, sind das Charaktere? Hexen und Geister fliegen durch die Wolken, ist das ein Dichterflug?

Man kann sagen, Hr. Raimund hat den Grund zum Ruin und zum Untergange der Volksdichtung gelegt, indem er den Geist dieser Gattung verbannt; er hat das Publikum an leere Schauspiele gewöhnt. Die besten und wahren Volksdichter haben sich deshalb auch zurückgezogen, und auch diese Bühne geht jetzt, da sie noch dazu an Hrn. Steinkeller einen eben so schlechten Director als die meisten deutschen Theater hat, ihrem baldigen Untergange entgegen; sowie der Verfall des ganzen deutschen Theaters überhaupt ganz nahe ist. Dieser Verfall ist in der Nichtigkeit und in der Anmaßung unserer Schauspieler, und in der Linkheit und Unbeholfenheit der deutschen Directoren und Intendanzen gegründet. Diese zwei Themen werden der Gegenstand meiner zwei nächsten Vorlesungen sein, zu welchen ich mir die Aufmerksamkeit desjenigen Theils meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen

erbitte, die neben meinen sogenannten humoristischen Vorträgen auch eine ernstere Stunde nicht verschmähen wollen.

Fünfte Vorlesung.

Schauspielthum und Schauspielerthum.

Sie haben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mir erlaubt, Ihnen meine Ansichten über einiges aus dem deutschen Theaterwesen mitzutheilen. Ich sage, Sie haben es mir erlaubt, das heißt, Sie haben es mir stillschweigend erlaubt, welches ich daraus ersehe, daß Sie mir das Vergnügen machen, auch diese Vorlesung mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen.

Indem Sie mir aber die schmeichelhafte Aufmerksamkeit erzeigen, meine Ansichten geduldig anhören zu wollen, so können Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unmöglich wünschen, daß ich Ihnen dasselbe mittheile, was Sie meinen.

Denn Ihre Meinungen und Ihre Ansichten können Sie sich gewiß selbst auf eine angenehmere und geistreichere Weise entwickeln, als ich es in dem kurzen Zeitraume einer Stunde, oder auch nur überhaupt zu thun im Stande bin.

Sie wollen also gewiß eine fremde Meinung hören, auch wenn diese nicht mit der Ihrigen übereinstimmte, oder ihr auch geradezu entgegen liefe; nicht etwa um sie zu beherzigen, von welcher Anmaßung ich weit entfernt bin, sondern um sie der Curiosität halber doch auch zu hören.

Es giebt aber vielerlei Gattungen Meinungen. Es giebt:

1. Muttermaal-Meinungen;
2. Windel-Meinungen;

3. angeschaffte Garderobe-Meinungen, und
4. selbstverfertigte Meinungen.

Die Muttermaal-Meinungen das sind die, welche wir wie andere Gebrechen mit zur Welt bringen. Der Eine wird mit aristokratischen Sommersprossen geboren: der Andere bringt Ultra-Leberflecken mit auf die Welt, der Dritte kommt mit liberalen Feuermaalen an das Weltlicht u.s.w.

Das sind die Meinungen, die sich in Geschlechtern fortpflanzen, das sind die wild gewachsenen Meinungen, die in ganzen Waldungen ohne Pflege und Obsorge fortgedeihen. Wir meinen dies oder jenes, weil unser Vater dies und jenes meint, unser Vater meint dies und jenes, weil Großmutter selige dies und jenes meinte, und Großmutter selige meinte dies und jenes, weil Urgroßvater seliger dies und jenes meinte. Von solchen Muttermaal-Meinungen kann hier aber die Rede nicht sein.

Die Windel-Meinungen sind solche, in welchen wir aufgezogen wurden. Sie sind so windelweich und bequem, wir legen sie so ungerne ab, bewahren sie wenigstens zum Andenken auf und betrachten sie mit einer heil'gen Scheu. Nun haben wir diese Windel-Meinungen von einer Tante, von einem Pathen, von einer Base eingebunden bekommen und verehren sie in Demuth, kommt nun Jemand und sagt: ich will dir für diese Windelgedanken, aus denen du doch eigentlich herausgewachsen sein solltest, andere, bequemere, größere, deinem Wuchse angemessenere Meinungen geben, so nehmen wir sie nicht nur nicht an, sondern wir verketzern diesen Jemand, nennen ihn einen Bösewicht, der uns unsere Windel-Meinungen frevelhaft austauschen will. Von diesen Windel-Meinungen könnte wohl, aber soll auch nicht die Rede sein.

Die angeschafften Garderobe-Meinungen sind

solche Meinungen, die wir uns bestellen und machen lassen; die wir aufkaufen und auflesen, aufgeschafft, zu borgen nehmen, die wir uns anpassen oder von andern Menschen für uns zuschneiden und umnähen lassen. Von solchen Meinungen haben wir gewöhnlich ganze Garderoben. Wochen-Meinungen und Sonntags-Meinungen; ordinäre Meinungen und Galla-Meinungen, populäre Meinungen und despotische Meinungen, romantische Meinungen, Kunst-Meinungen, u.s.w. Wir haben uns diese Meinungsgarderobe mit vielem Aufwande aus allen ästhetischen Schneidereien angeschafft. Wir ziehen alle Tage das an, was wir brauchen. Gehen wir zu Hofe, so sagen wir: „Jean! ich muß mich anziehen, gieb mir einmal meine damastene aristokratische Meinung her!" Gehen wir in's Theater, so heißt es: „Jean! gieb mir einmal meinen Surtout der dramatischen Meinung her!" Gehen wir in ein diplomatisches Dinée, so sagen wir: „Jean! gieb mir meinen schwalbenschweiffarbenen politischen Meinungs-Mantel her, den man so auf beiden Seiten tragen kann." Gehen wir blos zu Thee- und Abendgesellschaften, so ziehen wir den leichten casimirnen romantischen Meinungs-Frack an. Am andern Tage lassen wir alle diese Meinungen hübsch ausklopfen und für die nächste Gelegenheit wieder in den Schrank hängen. Auch von diesen Garderobe-Meinungen ist hier die Rede nicht, sondern von der vierten Sorte Meinungen, von den

Selbstverfertigten Meinungen.

Die selbstverfertigten Meinungen sind, wie Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wohl Alle wissen, eine sehr angenehme Sache, nämlich: Wenn man so eine eigene Meinung sich macht, ohne Vorzeichnung, ohne Muster, ohne Vordruck; man trägt eine solche Meinung mit einer Art von Wohlgefallen. Es sind Meinungen, für die man keine Sp

ditionskosten, kein Leihbibliothekgeld und kein Macherlohn bezahlt hat. Freilich sind solche selbstverfertigte Meinungen sehr selten. Es giebt Ehen, in denen der Mann keine selbstverfertigte Meinung tragen darf, er zieht immer die Meinungen aus der Garderobe seiner Frau an. Es giebt ganze Behörden, bei denen nur der Accessist sich zuweilen eine selbstverfertigte Meinung zu Schulden kommen läßt, welche ihm aber als ein Luxusartikel vom Etat gestrichen wird; es giebt Familien, in denen nur der Majoratsherr eine selbstverfertigte Meinung besitzt, und es giebt Schriftsteller, die nur alle Schaltjahre e i n e selbstverfertigte Meinung zu verzehren haben. Also bei den selbstverfertigten Meinungen wollen wir stehen bleiben.—Ist es gerecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ja ist es auch nur billig, daß wir unsere selbstverfertigten Meinungen auch Anderen als die einzig guten aufdringen wollen? Wenn sich ein magerer, schlanker Verstand eine Meinung für sich verfertigt, kann er verlangen, daß ein dicker, wohlgenährter Verstand in diese Meinung hineinkriechen soll? Kann dann diese Meinung Stich halten? Wenn eine .ange Erfahrung sich eine Meinung verfertigt, kann sie fordern, daß eine kurze Ansicht sie anziehen soll, ohne daß sie ihr über die Beine herabschlottere?

Man lasse in Gottes Namen Jeden seine Meinung machen wie er will, man zwinge keinen Menschen, seine Meinung anzuziehen, aber man verarge es auch Niemandem, wenn er seine selbstverfertigte Meinung öffentlich anzieht und damit in Gesellschaft geht, vorausgesetzt, daß diese selbstverfertigte Meinung das Sittlichkeitsgefühl nicht verletzt.

Den Blonden kleidet blau und schwarz, den Brünetten gelb und rosa sehr gut; wer wird nun verlangen, die Blonde müsse auch gelb tragen, weil die Brünette es trägt? Eben so ist es mit Meinungen, und nun schon gar mit Theater-Meinungen.

Wir kaufen um einen Gulden und auch um achtzehn Kreuzer das Recht, eine Meinung über das Theaterwesen zu haben; nun glaubt freilich die Gulden-Meinung, sie sei wenigstens dreimal mehr Meinung, als die Achtzehn-Kreuzer-Meinung.

Meinungen und Begriffe aber verholzen, versteinern sich endlich bei uns Menschen, und wenn man uns andere, wenn auch wahrere Begriffe beibringt, so finden wir sie falsch, lächerlich und ketzerisch.

Daß die Schauspielerei eine Kunst ist, und daß die Schauspieler Künstler sind, diese Meinung gehört zugleich zu unseren Muttermaal-Meinungen, zu unseren Windel-Meinungen und zu unseren Garderobe-Meinungen. Der Begriff Schauspielerkunst und Schauspielkünstler ist mit uns zusammengewachsen.

Ich habe es gewagt, mir schon längst eine selbstverfertigte Meinung anzuschaffen, die ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nicht anpreisen, nicht anempfehlen, noch weniger aber aufdringen, sondern blos mittheilen will.

Ich bin nämlich überzeugt, daß die Schauspielerei im Allgemeinen nicht Kunst genannt werden kann, und die Schauspieler im Allgemeinen nicht Künstler heißen können.

Poesie, Tondichtung und Zeichnen nur sind eigentliche, reine, absolute Künste; was man aber Schauspiel-, Gesang-, Tanz- und Garten-Kunst nennt, das sind Gegenstände der Geschicklichkeit, der Fertigkeit, der Routine, der Mechanik.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das näher auseinandersetze.

Das erste Kennzeichen der Kunst ist: Herrschaft des Geistes über die Natur, und die Kraft, alle Umgebungen zu seinen idealen Forderungen zu erheben.

Durch das innere Treiben und Drängen eines Menschen, durch Um- und Ausbildung vorhandener Formen neue zu schaffen, durch die Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze, und durch das Bewußtsein, gesetzlich auf sie wirken zu können, erzeugt sich in ihm das Ab- oder Spiegelbild von etwas außer ihm liegenden, das als Motiv, als Entbindungswerkzeug seiner innern Welt, seiner Gedankenanforderungen, und zugleich als Ligatur und Verbindungssehne mit eben diesem Aeußern eintritt, er dichet und erfindet.

Schaffen, Hervorbringen, mit einem Worte Productivität, ist die unerläßliche Bedingung der Kunst.

Die Basis also alles Künstlerischen fehlt der Schauspielkunst ganz, wo ist da Erfindung, wo Hervorbringen? Hier heißt es nachringen, nachbilden, Copie des Geschaffenen; die glücklichste Darstellung im harmonischsten Zusammenwirken ihrer drei Hofdamen: Mimik, Plastik und Declamation, ist höchstens Kunststück, welches nur überraschende Fertigkeit im Hervorbringen vorübergehender Wirkungen ist, die durch Uebung eingelernt und durch Täuschung und Sinnenschein begründet worden; bei Weitem aber noch nicht Kunstwerk, welches eine selbstständige Aeußerung unvorgeschriebener Wirksamkeit, hervorgebracht durch das nach einem freien Zweck strebende Wollen, übereinstimmend in allen seinen Theilen, ist. Das zweite eben so unerläßliche Forderniß der Kunst oder des Künstlers ist, Freiheit, sowohl Freiheit des Geistes: Phantasie, als Freiheit des Raumes, des Kunstraumes: Originalität, d. h. eine nach unbeschränkten Weiten operirende, eigenthümliche und nicht gegenständliche Veranschaulichung.

Diese Freiheit kann aber der Schauspieler nicht haben, seine Phantasie kann die Ideale nicht ausbilden, da es nicht ihm zur Willkür heimgestellt wird, sondern weil er blos wie ein

Spiegel empfängt und das Bild, das hineinschaut, wieder herausschauen lassen muß; dieses hebt auch die Freiheit des Kunstraums, die eigentliche Originalität, welche blos Organ einer alle Ufer überwogenden Phantasie ist, gänzlich auf. Der gänzliche Mangel an Productivität, verbunden mit der nothwendig bedungenen Entäußerung aller innern Freiheit ist hinreichend, um darzuthun, daß die darstellenden Personen nicht Künstler genannt werden können.

Das Schauspielwesen ist Mittel, Uebergang zur Kunst. Die Declamation Uebergang der Poesie zur tönenden Kunst. Mimik Uebergang der Poesie zur zeichnenden Kunst, Plastik endlich Uebergang der Poesie zur plastischen Kunst. Diese vereinigten Uebergänge zur Kunst können eben so wenig selbst Kunst genannt werden, als die Schiffbrücken, die zu einem Brückenkopfe führen, ein Brückenkopf genannt werden können. Nun werden mich aber meine verehrten Hörer und Hörerinnen fragen, wie soll man Schauspieler, die uns hinreißen zum Mitgefühl, die Wahrheit mit Kraft paaren, kurz diejenigen Schauspieler erster Gattung, die mit Recht bewundert und verehrt werden, nennen? Man nenne sie große Schauspieler, unübertreffliche Schauspieler, herrliche, treffliche, einzige, kurz man erschöpfe das Reich des Epithetons, um die wenigen Koriphäen beider Schwester-Musen würdigend und auszeichnend vor andern zu unterscheiden, aber man nenne sie nicht Künstler. Handelt es sich aber darum, eine Sophie Schröder zu bezeichnen, so nenne man sie ein Genie, eine geniale, oder vielmehr die genialste Schauspielerin, oder noch kürzer eine Wunderschauspielerin; sie ist die einzige, die ich kenne, die zur Schauspielerin geboren ist, die das "est deus in nobis" verwirklicht, bei ihr scheint jener höchste Grad von Kunstbildung, das Ideale mit dem Wirklichen liebend versöh-

nen, und das intensive Gedankenleben im Einklange mit den äußern Gestaltungen gleichmäßig anzuregen, Naturanlage zu sein, und man wird ersucht, von manchen herrlichen Theilen ihrer Darstellung zu denken, sie selbst wisse sich keine Rechenschaft davon zu geben und sie Kunstschwärmerei zu nennen.

Wie kann die Schauspielerei Kunst genannt werden, wenn die sie Ausübenden auf ihre persönliche Form, auf ihr materielles Sein angewiesen sind? Wenn ihre Persönlichkeit Alles in Allem ist?

Von Raphael mag es gelten, daß er ein großer Maler geworden wäre, auch wenn er ohne Arme auf die Welt gekommen wäre; Schiller wäre ein großer Dichter gewesen, auch wenn er keine Worte gehabt hätte, und Mozart wäre ein Genie geworden, auch wenn es keine Noten gegeben hätte; aber können wir das auf Schauspieler ausdehnen?

Ihre Körperlichkeit ist ihr Hauptwesen. Wir können nicht sagen, wenn Devrient, wenn Lemm, wenn Wolf, wenn Anschütz als Zwerge geboren worden wären, sie wären auch große Schauspieler. Wenn wir dem Götz von Berlichingen einige Zoll von seiner Figur abschneiden, so schneiden wir seine Kunst mit ab; wenn wir der Eboli ein lahmes Bein geben, so sinkt die ganze Kunst; und wenn unsere Bösewichter keine rothen Haare und keine rothen Hosen anziehen können, so bleibt vom Bösewicht nur ein armer Wicht übrig.

Die Kunst giebt das Produkt aus der Kraft- und Naturfülle des Genie's; das Schauspielwesen giebt ein Abgeleitetes, welches zwischen Kunst und Natur sich selbst abkühlt.

Glauben Sie aber nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es am Ende leeres Stroh dreschen heißt, wenn man sich darum abmüht, ob die Schauspielerei Kunst

heißen soll oder nicht; nein, der Wahn der Schauspieler, daß sie Künstler sind, hat unser Schauspielwesen so heruntergebracht. Seitdem so viel geschwatzt worden ist von Kunstbildung, künstliche Uebereinstimmung der Darstellung, künstlerische Auffassung, Kunststyl und Kunsthaltung, seitdem hat das Phantom der Kunst die wirkliche Natur erdrückt und wir haben gar nichts. Seitdem die Schauspieler angefangen haben, zu denken, seitdem spielen sie erbärmlich. Jeder Bediente, der einen Brief bringt, um die Worte zu sagen:

„Das Burgfräulein schickt mich her!"

will das Burgfräulein dramatisch aus der Kehle würgen.

Nichts hat der ganzen Schauspielerei so sehr geschadet, als eben die künstlerische Affectation, der luftgeschwollene Pathos, der ausgespreizte Stelzenernst, der hochtönende Sonntags-Bombast, die leere, hohle Declamation, der donnernde Lungenflügelschlag und der fortrollende Pausbackenschall, in dem sich unsere jetzigen Schauspieler so sehr gefallen.

Ich rede hier im Allgemeinen, denn Ausnahmen sind überall hie und da zu finden; also bevor unsere Schauspieler die Kunst-General-Uniform anziehen, sollten sie erst die Bildungsexercitien der Sprache durchmachen, die ihnen abgeht; sie sollten erst halb rechts und halb links marschiren lernen; sie sollten den Provinzialismen-Rock ausziehen und die Dialektzunge ausschneiden, sie sollten das Accentuiren hübsch lernen und vor Allem aber den lieben Buchstaben des ABC's Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wem von Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, brauche ich es noch zu sagen, wie die jetzigen Künstler agiren und accentuiren? Setzen sie nicht auf jedes Wort einen Trumpf und ist es nicht, als ob jede Sylbe einen Blitzableiter hätte, in den es einschlagen müsse?

Wenn ein solcher Künstler sagt:

„Und Kopf und Herz und Leben weih' ich meinem Fürsten!"

so schleudert er die drei „und's" in den Soufleurkasten, den Kopf wirft er in die rechte Coulisse, das Herz in die linke Coulisse, das Leben in's Parterre und den Fürsten auf die letzte Gallerie.

Eine der drolligsten Anekdoten vom falschen Pathos, die ich von einem Ihnen wahrscheinlich sehr wohl bekannten Künstler sah, kann ich nicht umhin, Ihnen hier mitzutheilen. Er spielte in „Herzogs Befehl" den Offizier, der nur einen Arm hat. In der Scene, wo er seiner Geliebten das Herz anbietet, sagte er mit einer ungeheuren Declamation und Leidenschaft: Es ist ehrenvoll für's Vaterland, ein Glied zu opfern, ich habe nur eine Hand; denn diese fehlt mir!"

Dabei streckte er die fehlende Hand hoch in die Luft.

Sind Sie nicht schon oft Zeuge gewesen, wie unsere Künstler in Schwulität gerathen, wenn sie das D vom T, B vom P unterscheiden sollen.

Wird nicht jede Dattel zu Tadel, machen sie nicht aus dem Bein eine Pein, aus dem Backen ein Packen, und geben Sie einmal dem größten Theil unserer Künstler eine Bouteille Porterbier und Sie bekommen dieselbe als Pudelleje Borterpier zurück.

Das alles hier Gesagte soll vom Allgemeinen gelten; daß es in jedem Stand, in jedem Fache Individuen giebt, die sich über das Allgemeine erheben und eine ehrenvolle Ausnahme von der Regel machen, versteht sich von selbst. Meine Meinung geht die Sache überhaupt, nicht aber die Person im Einzelnen an. Dieses bitte ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, auch bei der zweiten Abtheilung gefälligst im Auge zu behalten.

Zweite Abtheilung.

Unser Schauspielwesen ist durch fünf Dinge zu Grunde gegangen. Erstens durch die Unbildung der Schauspieler, zweitens durch ihre prosaische Verbürgerung, drittens durch die Schlechtigkeit unserer Kritik, viertens durch die Frivolität des Publikums, fünftens endlich durch die grundlos schlechte Verwaltung und Leitung der Theatervorstände.

Betrachten wir die Mehrzahl unserer Schauspieler, so finden wir, daß sie aus Individuen besteht, die keine andere Bildung haben als Einbildung, keine andere Weisheit als Naseweisheit, und keinen andern Geist als den Geist des Dünkels.

Wie soll die Schauspielerei zur Kunst oder auch nur zu einem tüchtigen mechanischen Wesen gedeihen, wenn wir keine Schule, keine Bildungsschule für dieselbe haben? Der Schuster lernt sein Handwerk von Jugend auf, der Schneider, der Tischler u. s. w. Der Maler, der Bildhauer hat Schulen, er lernt zeichnen, Farben mischen, behandeln, den Meisel führen, Umrisse machen u. s. w. Der Mediciner, der Advokat machen ihre Schulen durch, das Militär hat seine Exercitien, seine Grade, seine Tactik, kurz Alles, Alles hat seine Schule, seine Studien, Alles geht nach und nach von Jugend auf durch Unterricht seine Bahn zu einem Zwecke hin, blos der Schauspieler legt sich mir nichts dir nichts heute Abend als gewöhnlicher Mensch nieder und steht morgen früh als Künstler auf. Er wundert sich selbst, daß er so von heiler Haut ein Künstler geworden ist, allein er glaubt sich's auf sein Wort. Wenn Jemand auf den Schulen nicht mehr gut thut, wenn Papa dem Muttersöhnlein eine Maulschelle versetzt, wenn Mama das Töchterlein nicht ganz genau herum lanciren lassen will, was thun sie? sie gehen unter die Schau-

spieler, und werden Künstler und Künstlerinnen. Wer giebt sich Mühe, sie zu bilden, wer studirt ihnen etwas ein? wer sagt ihnen die Ansichten über dramatische Gegenstände, über Kunst, über Declamation, über Rhetorik, Mimik u. s. w.?

Keine Seele! Sie wissen Nichts, sie wollen auch Nichts wissen, sie probiren es, und siehe da! sie sind wie die Lilien des Feldes, die nicht säen und nicht spinnen und doch existiren.

Im vorigen Jahre kam ein junger Mann in Berlin zu mir mit der Bitte, ich möchte ihn bei meiner ausgebreiteten Bekanntschaft irgendwo empfehlen; auf die Frage, als was? erwiederte er: „Entweder als Jäger oder als Schauspieler!"

Vier Monate später traf ich denselben jungen Menschen unter einem andern Namen in Celle beim Theater, und alle Celler und Cellerinnen betheuerten mir, er sei der erste Celler Künstler.

Eben weil es keine Schauspielerschule giebt, giebt es kein Ganzes auf unseren Bühnen, bleibt es immer und ewig Stückwerk, Rhapsodistisches. Wenn hier und da einzelne Erscheinungen auftauchen, so stehen sie isolirt da, und es entsteht billig noch die Frage, ob ein solches Hervorragen dem Ganzen nicht mehr schade als nütze, da es nur als ein Lichtstrahl die nebenan befindlichen Flecken anschaulicher macht?

Der Maler, der Compositeur, der Dichter macht ganz *allein* das *ganze* Werk, er führt die Nebenpartien, die Einzelnheiten eben so sorgfältig, so künstlerisch aus, als die Hauptfigur oder die Hauptsache, deshalb kann es ein Ganzes, ein Abgeschlossenes, ein in allen seinen Theilen harmonisches Ganze sein. Nehmen wir aber ein Meisterwerk unserer großen Dichter auf der Bühne in Augenschein; was kann ein Einzelner, was können zwei oder drei gute Schauspieler viel dafür thun, wenn keine *Gesammtheit* des Spiels, keine *Totalität* der Darstellung da ist?

Mag z. B. der „Macbeth“ noch so vortrefflich sein, eine einzige Dummheit einer Hexe verwischt den ganzen Eindruck, das Gemälde hat einen Flecken, es ist nichts mehr.

Lassen wir den glorreichsten „Hamlet“ auftreten und den Güldenstern einen Schöps sein, so ist Alles verloren.

Alles das kommt daher, weil es keine Schule, keine Bildungsschule für das Schauspielwesen giebt. Hier und da läßt sich einmal ein eminentes Talent sehen, aber das Crethi und Plethi der handwerkstreibenden Histrionen drückt es todt.

Ein zweiter Grund zum Zugrundegehen der Kunst ist das prosaische Einbürgern und Eingesellschaften der Schauspieler mit der übrigen Welt.

Ich lobe zwar dieses Zeichen der Toleranz, dieses Merkmal der Aufklärung, und es wäre Rohheit, jene Zeit die bessere zu nennen, in der die Schauspieler vermieden wurden. Aber unläugbar ist es und ausgesprochen muß es werden, daß, seitdem die Schauspieler mit uns essen, trinken und spielen, seitdem wir sie so in ihrer splitternackten Menschlichkeit unter uns herumwandeln sehen, wir den Respekt vor ihrer Kunst ganz verloren haben. Früher vermieden wir die Schauspieler, mehr aber noch vermieden die Schauspieler uns, sie schalten uns Philister, Pharisäer, prosaische Brodseelen, u.s.w., aber desto inniger lebten sie ihrem Fache. Sie hielten sich eben desto fester und eifriger an ihre Kunst, sie war ihnen heilig; wir sahen sie nur im Cothurn, nur immer im Soccus, nur unter Lampen und Rampen, und wir schenkten ihren Gebilden gerne Glauben und Beifall. Jetzt aber, wo sie im Schlafrocke und im Nachtcamisol unter uns herumwandeln, haben wir die Illusion verloren, wir bringen den Köhler-Glauben nicht mehr mit in's Theater.

Wenn Hamlet noch mit unserm Bratenfett um den Mund „sein oder nicht sein“ declamirt, wenn die Sappho eben

blinde Kuh mit uns spielte und nun die „golden-thronende Aphrodite" herunter beschwört, so ist der schmale Raum vom Orchester nicht Kluft genug, um die Viertelstunde früher aus unserm Gedächtniß weit zurückzuführen.

Kurz das Verbürgern hat den bunten Schmelz von diesen Illusions-Flügeln abgestreift, und der Sache geschadet.

Die dritte Ursache des Verfalls der heutigen Schauspielerei liegt in der grundschlechten Kritik unserer Blätter.

Wenn wir das Heer der Theaterkritiken betrachten, welche die Stimmen über das Theater und über das Theaterwesen angeben, so müssen wir mit Schaudern zurückfahren.

Bald ist es ein recensirendes Kindesstift, welches die ersten kritischen Zähnchen an dem Wolfszahn der Theaterkritiken hervorbrechen machen will; bald ist es ein feiler Winkelschreiber, welcher für den Brodabfall an dem Tische eines Schauspielers den Lobsalm auslöffelt in breiten Columnen; bald ist es ein einfältiger Tropf, der aus Hunger unter die Recensenten gegangen ist und sein großes Schafsgesicht in langen Spalten abspiegeln läßt.

Bald ist es nichts als ein gallverdorrtes Männchen, welches sein körperliches Mißbehagen in gallsulzigen Zeilen verjammert, und sein Kopfweh und seine Kreuzschmerzen den armen Schauspielern entgelten läßt.

Bald ist es nichts als ein bloßer Witzling, der, ohne alle andere Fähigkeit, sich blos freut, wenn die Schauspieler beim langsamen Feuer geprickelt werden.

Bald ist es ein Generalausborger, der allen Künstlern die papierne Pistole auf die Brust setzt und ausruft:

„Borg' mir oder ich reiß' dich!"

Jedoch Sie werden mir mit Wallenstein zurufen:

„Erspare mir aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt."

Die meiste Verdammniß trifft aber Redactoren, die albern oder gewissenlos genug sind, ihre Blätter solchen Scriblern zu öffnen, die zur Schmach der Schauspielkunst ihren Lobhudelsaft in denselben austrichtern.

Als wahres Lobhudelmagazin von ganz Deutschland ist die Dresdner Abendzeitung bekannt. Ich habe mir den Spaß gemacht und alle Individuen zusammengezählt, die in der Abendzeitung vom ersten Januar 1829 bis ersten Januar 1830 mit dem Namen „Deutsche Künstler belegt wurden und es ergab sich folgendes Facit:

Tragische Künstler	8436
Tragische Künstlerinnen	6917
Künstlerische Liebhaberinnen	9004
Künstlerische Liebhaber	8615
Bösewicht-Künstler	2031
Künstler-Mütter	1400
Künstler-Väter	2692
Künstler, die Alles spielen	6007

Summa summarum 55102 Stück Künstler.

Rechne ich nun meine Ansicht dazu, so leben, wie ich die deutschen Theater kenne,

in Wien	6
in Berlin	4
in München	1½
in Hamburg	1
in Frankfurt a. M., in Stuttgart, in Braunschweig, in Cassel, in Hannover, in Darmstadt, in Magdeburg, in Dresden und in Leipzig zusammen auch	4¼

das gibt 16¾ Künstler,

bleiben also 55085¼ Künstler,

die mir leider entgangen sind.

Wenn man der Abendzeitung glauben will, so befinden sich in Sondershausen zum Beispiel mehr Künstler als Einwohner, und wenn das Theater dort aufhörte, so würde der Prinz von Sondershausen so viel Künstler verlieren, als der Kaiser von Oesterreich Soldaten in einer verlorenen Schlacht.

Die Lobhudel-Kritiken schaden der Sache auf eine furchtbare Weise: dieses in Lobsalm Einpöckeln aber erstreckt sich insonders auf Künstlerinnen, und selbst der strengste Kritiker und so zu sagen der kritisirende Unmensch hat in dieser Hinsicht Augenblicke, „wo er dem Weltgeist näher steht als sonst.“

Ein einziges Beispiel von glücklichen unparteilichen Recensenten hab' ich erlebt und es ist zu drollig, als daß ich es Ihnen nicht mittheilen sollte. Ich war in Hamburg bei einer sehr liebenswürdigen Dame, zu einer Soirée gebeten, in welchem dilettirt wurde. Ich selbst mußte auch mein Scherflein dazu beitragen, und nachdem ich mich ein Erkleckliches nöthigen ließ, trug ich ein Gedicht von mir mit vielem innerlichen Beifall von meiner Seite vor; plötzlich ertönt ein Zischen. Sie können sich meinen Schreck denken, die Hausfrau erblaßte, man wußte nicht, woher das Zischen kam, ich las weiter, das Zischen vermehrte sich, die Hausfrau sprang entsetzt auf, stellt die Untersuchung an, und siehe da! es waren die gebratenen Aepfel in der Röhre, die so à tempo zischten! Die Aepfel sind also eine ganz unparteiliche Art Recensenten.

Die vierte und wahrlich **nicht die kleinste** Ursache des Verfalls des Schauspiels liegt in der Frivolität des Publikum's.

> „Ich hoffe, das nimmt Niemand krumm,
> Denn Einer ist kein Publikum.
> Das Publikum, in jedem Falle,
> Das Publikum, das sind wir Alle.“

Wir sind überreizt, wir haben uns so abgestumpft für alle solide und nahrhafte Kost, daß wir nur die gewürzteste franzö-

sische Küche haben müssen, um Geschmack daran zu finden. Das Einfache, das Wahre, das Stillleben der Kunst, die Tiefe des Lebens, den Ernst des Daseins in allen seinen Gattungen auf der Bühne zu sehen, langweilt uns, wir müssen ein Aufgebot von äußerlichen Zuthaten haben, das uns nicht nur rühren, sondern auch kitzeln soll. Allen fünf Sinnen soll ein schwelgerisches Mahl nicht bloß aufgetragen, sondern eingegossen werden. Ohrenschmaus und Augenweide sind die ersten Forderungen, die unser verflachtes, frivoles und in Sinnenlust befangenes Zeitalter an die Bühne macht, Herzensrührung und Geistesbildung, das überlassen wir den Handwerkern. Die rasende Opernwuth ist das Ungeheuer, welches das Schauspiel und mit ihm das ganze Theaterwesen zu Grunde richtet, diese unnatürliche Aufreizung zeugt von unserer gänzlichen innern Erschlaffung; der kräftige Nerv, das Mark unseres Charakters sind weggezehrt, betäubende Staubbäche sinnlicher Eindrücke sollen unser Inneres noch gewaltsam aufwecken, und momentan auf- und anspannen.

Neben der Oper müssen wir noch das Ballet haben; das Ballet aber ist nichts als die Einladungs-Karte der stummen Wollust an die taube Sinnlichkeit.

Opern-Musik, Tanz, Decorationen, Maschinerien, Flugwerke, Feuerregen, Gruppirungen, alles Mögliche muß zusammengequacksalbert werden, um unserer empfindungslosen Stumpfheit als àpropos-Zugflaster aufgelegt zu werden.

In einer solchen Taumel- und Kitzelepoche kann die wahre Kunst keine Würdigung finden, und wo die Würdigung als Impuls fehlt, da muß alles bessere Bestreben der Kunst an und in sich zerfallen.

Die fünfte Ursache, die in der Theaterverwaltung liegt, soll der Gegenstand meiner nächsten Vorlesung sein. Schließlich theile ich Ihnen noch eine Parodie aus Wallensteins La-

ger mit, die den Inhalt meines heutigen Thema's kurz in sich faßt:

Heysa, juchheya, dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! bin auch dabei!
Ist das die Gesellschaft der Schreiber?
Sind wir Recensenten? Sind wir Hökerweiber?
Treibt man so mit der Kritik Spott,
Als hätt' der liebe Musengott
Das Chiragra, könnt sich nicht strecken?
Ist es jetzt Zeit zum Verstecken?
Lob zu hudeln, Speichel zu lecken?
Und die Kritik liegt auf der Nase,
Lobt den Vetter, die Muhme, die Base,
Kümmert sich mehr um's Geld als ob's auch gält,
Hat lieber die Baarheit als die Wahrheit,
Kriecht herum um den warmen Brei,
Frißt den Schlegel, kennt nicht die Schlegelei.
Der Helikon trauert in Sack und Asche,
Die Kritik füllt sich nur die Tasche.
Es ist eine Zeit der Thränen und der Noth,
Am Parnaß geht es kunder=bunter
Und aus den Wolken ein zweiter Loth
Sieht Apoll auf das Sodom herunter,
Das literarische Reich—das Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen: literarisch arm!
Das Lustspiel ist geworden zum Wustspiel,
Die Tragödie ist geworden Drachödie,
Die Entwicklung ist geworden zur Zerstücklung,
Die Einheit und das Fatum
Sind nun Peinheit und Fad' dumm!
Und alle die gesegneten deutschen Dramen
Sind geworden ausgespindelte Rahmen!
Woher kommt das! das will ich verkünden:
Das kommt her von euern Lastern und Sünden,
Von dem Klingkling und Versiferen,
Mit dem auch die Kinder jetzt Verse kleren
Von dem ewigen Freundschaftsgesudel,

Vom Kriechen, Kniren und Lobgehudel,
Von der Partheiwuth, von den Katzbalgereien,
Die den Ernst der Sache entweihen.
Und wie die Kritik so die Kunst,
Ist jene Rauch, wird diese Dunst.
Ubi erit victoriæ spes
Si offenditur Deus? wie soll man siegen,
Im dramatischen Feld, wenn, wie in Predigt und Meß,
Die Künstler uns Vers und Sylben zuwiegen.
Das Weib auf dem Wochenmarkt
Spricht doch wenigstens natürlich,
Marionetten drehen sich zierlich,
Selbst Dilettanten sprechen öfters manierlich.
Aber wer auf dem Theater sucht
Des Wortes Wohlklang, der Rede Frucht
Und Rede Fall, der wird nicht viel hören
Und käm' er mit unzähligen Röhren.
Zu Lessing und zu Goethen
Kamen einst in ihren Nöthen
Schauspieler auf das Zimmer,
Holten Rath und Beistand immer,
Fragten ihn: Quid faciemus nos
Wie machen wir's, daß wir besser werden als der Troß?
Et ait illis: Und er sagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr die Directoren nicht plagt,
Neque calu uniam faciatis
Wenn ihr dem Kunstneid ob nicht liegt,
Contenti estote, sondern euch begnügt
Stipendiis vestris, mit euern Rollen,
Wie die Dichter und Musen es wollen.
Es ist ein Gebot: du sollst deine Phrasen
Dir vom Souffleur nicht lassen einblasen;
Und wo hört man schlechter memoriren
Als in unsern deutschen Musenquartieren?
Wenn man für jede Sylbe und Laut,
Die ihr verschluckt und niederkaut,
Einen Uebersetzer wollt' werfen in's Meer,

Es wäre bald keiner zu finden in Deutschland mehr.
Und wenn für jedes B und D,
Das ihr vertauscht mit P und T,
Ein Recensent sich kratzt hinter das Ohr,
An einem Abend wär' es weg,
Und wär' es so lang als ein Damenflor!
Iffland war auch ein Acteur und Fleck,
Döbelin, Schröder und Beck:
Doch wer sah, daß sie's bis zur Ohnmacht trieben,
Wenn ein Recensent die Wahrheit geschrieben?
Wieder ein Gebot: ihr sollt mit den Händen nicht sägen.
Ja, das besorgt ihr auch täglich,
Und agirt mit den Händen unsäglich!
Vor eurem Händ- und Füßeschmeißen,
Vor eurem Hauen und Luftzerreißen,
Ist die Coulisse nicht geborgen an ihrem Ort,
Der Schnürmeister nicht sicher in seinem Port,
Ihr reißt den Souffleur und den Kasten fort!
Was sagt der Regisseur: Contenti estote:
Begnügt euch mit der Hand und macht keine Pfote!
Doch wie soll man die Acteurs loben,
Kommt das Aergerniß doch alles von oben;
Wie die Glieder so das Haupt,
Weiß doch Niemand, was ein Director jetzt glaubt.
Comme Misericorde et Hallabarde
Sind sie in jeden Brödel vernarrt.
Sie führen das Volk ab vom guten Geschmacke,
In Sümpfe, Pfützen und Kloake;
Solche Bramarbasse und Musenhetzer
Nehmen in Pacht alle Uebersetzer,
Solche Dichterbeschneider und Kunstbaschkirs
Verleugnen, wie Petrus, die herrlichen Meister,
Bringen Affen, Hunde und französischen Kleister.
Solche ew'ge Allerwelt Engagirer,
Solche Kunstgeschmacksrasirer
Lassen sich nennen: ein Directeur!
Ja, das Ende bringen sie direct her!

So lange man die Kunst also beherrscht,
In der Kunstwelt ein ewig Weh herrscht.

Sechste Vorlesung.

Intendanten, Regisseure, u.s.w.

„Was habt Ihr Vormittag gemacht?" fragte einst eine Mutter ihre beiden Töchter. „Nichts!" antwortete die Eine. „Und Du?" fragte sie die Andere. „Ich habe ihr geholfen!"

In dieser Anekdote läge so ziemlich die Charakteristik unserer deutschen Intendanten und Regisseure; jene thun nichts und diese helfen ihnen dabei.

Es scheint im ersten Augenblicke unbegreiflich, daß gerade jetzt, wo der Paroxismus der Theatersucht seine höchste Höhe erreicht hat, wo alle Publikümer sich fast ausschließlich dem Theater-Vergnügen überlassen, daß gerade jetzt die artistische und ökonomische Gestaltung unserer Theater so zerstückt und, so zu sagen, agonisirend sind.

Allein nicht die Mittel, die ein Mensch, eine Familie, eine Gesellschaft oder ein Staat besitzt, gründen die Wohlfahrt derselben, sondern der richtige, zweckmäßige und wohl berechnete Verbrauch dieser Mittel und ihre richtige Vertheilung und Anwendung.

Wir haben zweierlei Gattungen Theater. Die erste sind die, welche ein einzelner, auf eigene Rechnung, auf eigenes Risico führt, die ganz allein auf die Theilnahme und Unterstützung des Publikums angewiesen sind; und die zweite sind die, welche vom Hofe, vom Staate als öffentliches Institut errichtet werden, die einen großen Beitrag vom Staate genießen und als Bildungsschulen betrachtet werden. An der

Spitze der ersten Gattung steht ein Director oder General-Director, an der Spitze der zweiten ein Hof-Intendant.

Der Director wird kraft seines Geldes, der Intendant kraft eines Decretes Chef einer Anstalt, welche Veredlung des Geschmacks, des Geistes und der Sitten bezweckt, welche die Bildungsschule des Volkes, ein Moralhaus der Jugend, eine Culturpflanzung der Kunst und des Wissens und zugleich der edelste, anständigste und unterhaltendste Sammelplatz des Publikums aus den höchsten und niedersten Ständen sein soll.

Das Geld giebt nun freilich die Mittel und das Decret giebt den Titel, aber beide geben nicht die Fähigkeit einer solchen complicirten Anstalt mit Umsicht, Einsicht und Vorsicht, mit Hast, Saft und Kraft, mit Kenntniß der Sache und der Menschen, mit Energie und Ausdauer, mit Geschmack und Urtheil, mit Kunstsinn und Kunstgefühl, mit umfassender Kenntniß der Bühne und der Dramaturgie, mit inniger Bekanntschaft, mit allen mechanischen, technischen und artistischen Verzweigungen dieser tausendfach durchäderten Maschine, kurz mit derjenigen Ausrüstung, die unumgänglich bei einem solchen Institute nöthig ist, vorzustehen.

Ein Generalissimus, dem die Führung der Armee anvertraut wird, hat sich gewiß auf dem Felde des Ruhms seine Lorbeeren erworben, er hat in Schlachten gekämpft und in Schlachten gesiegt, es ist sein militärischer Geist, der ihn an die Spitze einer glorreichen Schaar stellt. Ein Bischof erhält den Hirtenstab durch sein gottgefälliges Ackern im Weinberge des Herrn. Ein Minister wird durch seine Verdienste und Leistungen im Cabinette, durch seine erprobten Talente Minister; blos der Theaterdirector und der Theater-Intendant die werden es, jener durch sein Geld und dieser durch ein Decret, ohne vorher auch nur die Sache, der sie nun als einziges, belebendes Prinzip vorstehen sollen, mehr als dem

Namen nach gekannt zu haben. Nun kann man ein sehr reicher Mann sein und sehr viel Geld haben und doch ein schlechter Theaterdirector sein; man kann als Mensch, als Edelmann, als Hofcavalier die achtungswertheste und vortrefflichste Person sein und als Theater-Intendant auf einen Posten kommen, dem man durchaus nicht gewachsen ist. Ein solcher Theater-Intendant wird zwar stets als Haupt seine Stelle ausfüllen, aber als Kopf seine Stellung leer lassen.

„Die Kunst muß studirt werden," hab' ich in einer Broschüre gelesen, welche hier von einem hiesigen Hoftheater-Intendanten erschien, „und das Decret als Intendant an den rechtlichsten und gebildetsten Manne aus einem andern Wirkungskreise vergeben, giebt diesem Manne wohl die Stelle, aber nicht die dazu gehörigen Kenntnisse und den Geschmack. Erstere müssen durch Studium erworben, letzterer angebildet werden."

Diese Worte eines Münchener Hoftheater-Intendanten sind sehr wahr, aber sie haben noch nicht den tausendsten Theil davon gesagt, daß nicht bloß dieser und jener Hofintendant in dieser oder jener Residenz, sondern daß die Intendanturen überhaupt das Unglück des deutschen Theaters ausmachen. Es handelt sich bei der Erörterung dieser Sache um zwei Fragen: „Was soll eigentlich ein Hoftheater-Intendant sein?" und „was ist eigentlich ein jetziger Hoftheater-Intendant?" Der Hoftheater-Intendant soll nichts sein als das würdige Organ, welches die Befehle und die Wünsche des Regenten an das Institut, und die Wünsche und Bitten des Instituts an den Regenten befördert. Er soll bei dem Theater den Regenten und bei dem Regenten das Theater repräsentiren, da der öftere Verkehr, den ein Hoftheater mit Regenten hat, natürlicher Weise einen hoffähigen

Mann haben muß, der diese Wünsche hin und her bringt. Ein Hoftheater-Intendant muß vor Allem auf die äußere Würde, auf den höchsten Anstand des Instituts bedacht sein, auf die höchste Decenz in den Vorstellungen, auf das sittlichste Betragen der Mitglieder, die durch den Umstand, daß sie einem Hoftheater angehören, eine gewisse Würde behaupten sollten, die sie aber blos in Wien und Berlin wirklich behaupten. Ein Hoftheater-Intendant muß nicht nur durch seinen persönlichen Charakter, sondern auch durch sein Wissen dem lieben Musenhäuflein imponiren; er muß sie dirigiren, aber nicht mit ihnen en compagnie dirigiren. Ein Hoftheater-Intendant endlich sollte ein Mann sein, dem auch das Publikum eine gewisse Superiorität an Kenntniß und Erfahrung zugesteht. Ein Hoftheater-Intendant endlich sollte ein Mann sein, der mit den dramatischen Erzeugungen der deutschen Nation innig vertraut und mit den vorzüglichsten lebenden Dramatikern in steter Verbindung steht, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Urtheil zu richten, mit eigenem Geschmacke zu wählen und mit eigener Energie sogleich das Neueste und Beste dem Publikum, gegen welches er die bündigsten Pflichten hat, zu bringen.

So sollte, so müßte ein Hoftheater-Intendant beschaffen sein, wenn er den Wünschen des Regenten, den Wünschen des Publikums und den Intentionen eines wahrhaften Kunstsinns entsprechen soll.

Werfen wir aber nun einen Blick auf die deutschen Hoftheater-Intendanten überhaupt, wie sie sind, und wir werden wenig Züge aus dem eben entworfenen Gemälde finden.

Der größte Theil der Hoftheater-Intendanten mißbrauchen ihre Stellung, indem sie die Wünsche des Regenten und die Wünsche des Publikums nicht nur nicht zu vereinigen

sich bestreben, sondern sie geradezu als gegeneinanderlaufend darstellen und sie so nach und nach wirklich in einen peinlichen Conflikt bringen.

Soll nach den Selbstwünschen des Intendanten irgend ein Mitglied engagirt werden, ein anderes verabschiedet, soll ein Zweig der Anstalt vergrößert, der andere eingeschränkt werden, so stellt der Intendant dem Regenten von der einen Seite vor: „das Publikum wünscht es," der Regent, der so gerne den Wünschen des Publikums entspricht, willigt ein, die Neuerung geschieht, das Publikum grollt mit dem Intendanten, allein dieser weiß unter das Publikum zu bringen, es war der Wunsch des Regenten.

Oft schon ist durch ein solches Verfahren eine Be- und Ent-Fremdung zwischen dem Regenten und dem Publikum eingetreten, die ganz allein durch entstellte Vorstellungen eines Intendanten beim Regenten und beim Publikum verursacht wurde. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die Regenten gerne auf schon gefaßte Entschlüsse verzichten, wenn der Intendant Freimüthigkeit und Gewissenhaftigkeit genug hatte, demselben die wahre Gestaltung der Dinge und die Stimmung des Publikums vorzuführen. Denn es giebt keinen Regenten, der die Wünsche des Publikums nicht beachtete; nur die Trottoirs, die von der Stimme des Volkes zu den Ohren der Regenten führen, sind größtentheils so schlecht gepflastert, wie alle unsere Trottoirs, und man bricht das Bein, ehe man an das Ziel gelangt.

Kann man aber von einem Hoftheater-Intendanten, der Intendant wurde, blos weil eben kein Oberstallmeisteramt oder kein Obermundschenkamt offen war, und er doch etwas werden mußte, kann man mit Recht von ihm verlangen, er soll die Oekonomie des Theaters, das Technische, das Decorationsfach, das Dramatische, das Artistische und endlich das

sogenannte Handwerk der Schauspieler selbst noch wissen oder erlernen?

Nein, aber man **kann**, man **soll**, man **darf**, ja man **müßte** von ihm verlangen, daß er es einsähe, daß er nichts einsehe, und sich tüchtige Menschen anschaffe, die ihm tüchtig zur Seite stehen.

Wir haben ein solches vortreffliches Beispiel bei dem Burgtheater in Wien. Der Hoftheater-Intendant verwaltet das Theater der Form nach, aber er hat an dem Generalsekretär **Schreyvogel**, rühmlichst bekannt unter dem Namen: **West**, einen Mann bei sich, der alles leitet, was in das Artistisch-Literarische, Dramatische und Wissenschaftliche einschlägt. Er liest die Stücke, er prüft sie, er bearbeitet sie, er arrangirt sie, er streicht weg, er setzt hinzu, kurz er ist ein Mann, wie er durchaus einem Theater, welches sich über die Gewöhnlichkeit einer wandernden Truppe erheben will, nöthig ist.

Sehen wir aber den größten Theil unserer Intendanten an, die Alles in Allem selbst thun wollen, aber Nichts in Allem und Alles in Nichts thun.

Betrachten wir nur die Repertoirs und wir forschen in ihnen vergebens nach, in wieferne sie für die Wünsche der Regenten oder für die Anforderungen des Publikums, oder endlich für das Beste der Kunst so zusammengestoppelt worden sind. Betrachten wir die Darstellungen selbst, und wir forschen vergebens nach dem unsichtbaren sichtbaren Geist, der **über** und **in** ihnen waltet, nach dem Nimbus eines einsichtvollen Genius, der Alles rundet und plättet; nach dem Maßstabe einer reinen, geläuterten und erprobten Geschmacksleitung. Betrachten wir die Auswahl der Novitäten, die uns geboten werden und wir forschen vergebens nach den Motiven, die uns gerade das Aelteste von dem Bessern, und das Schlechteste von den neuern Erscheinungen bringt. Wir fragen uns

vergebens, wer muß dieses Stück gekauft, wer muß es gewählt, und wer endlich muß es gelesen und als würdig befunden haben, auf einem Hoftheater einem gebildeten Publikum als Novität, als Bratenstück vorzuführen?

Sehen wir endlich die verkehrte Besetzung der Stücke, so forschen wir wieder vergebens; wer mag die Rollen vertheilt, wer der Leseprobe und der Bühnenprobe beigewohnt haben, und welchen Damenpatronanzen und Protectionswegen und Schleichwegen wir diese Besetzung zu verdanken haben?

Und auf alle diese Fragen haben wir nur die eine Antwort: „der Intendant und der Regisseur!“ Man weiß aber oft nicht, ob der Intendant Regisseur oder der Regisseur Intendant ist. Werfen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit mir einen Blick auf den größten Theil unserer deutschen Regisseure; welch' ein reizendes Bild stellt sich unsern Augen dar. Die meisten wissen von Dramaturgie, von Aesthetik, von Kunst und Kunstansicht, so viel, wie Don Miguel von reiner Menschenliebe; sie besitzen kein Urtheil, keinen Geschmack und keine Bildung, und sie sind es, die dem Publikum, welches einen großen Theil Personen in sich schließt, die im Schlafe mehr Bildung besitzen, als sie Alle, die Schule der Bildung und das Treibhaus der Kunst in aller Glorie vorführen sollen. Der Intendant ist oft ein Spielzeug der Regisseure, die Regisseure ein Spielzeug ihrer Frauen oder Geliebten, diese ein Spielzeug ihrer Freunde, diese wieder das Spielzeug des ersten besten Nähermädchens; würde also Raupach in Berlin gefragt: „Warum wird Ihr Vormund und Mündel da und dort nicht gegeben?“ so müßte er antworten: „Dieses oder jenes Nähtermädchen meint, es hielte nicht Stich!“

Die Regisseure sehen vor Allem darauf, daß solche Stücke gegeben werden, wo sie selbst zwölf eingelegte Abgänge

haben und fünfzehn obligate Coulissen mit sich fortreißen können. Sodann protegiren sie ihre Damen und wählen für diese solche Stücke, wo das Costüm mitspielt, und wo einige supernumeräre Ohnmachten ihre Reize illustriren lassen. Sind diese zwei wichtigsten Dinge besorgt, dann haben unsere Regisseure das Ihrige gethan.

Bei den Proben lassen sie Jeden spielen und machen wie und was er will, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie es selbst nicht besser verstehen.

Am meisten offenbart sich das artistische Unvermögen unserer Theaterleitung in der verrückten Eintheilung, die sie uns in den drei Zweigen als recitirendes Schauspiel, Oper und Ballet vorführen. Bald werden wir in einer Woche mit Trauerspielen abgefüttert, die zweite Woche mit Opern, die dritte mit Ballets; wir haben dieses Kleeblatt nie in gleichem Grade vollkommen, nie zugleich ganz besetzt, nie in gehöriger Abwechslung auf der Scene.

Unsere Intendanturen machen uns weiß, oder machen es ihrer vorgesetzten Behörde weiß, durch die Verminderung der Ausgabe dem ökonomischen Zweig des Theaters auf die Beine zu helfen; das ist aber reiner Unsinn, der ökonomische Zustand eines Theaters kann nur durch die Vermehrung der Erwerbsquellen, id est: die Einnahme verbessert werden, und in dieser Hinsicht ist der schlechte Zustand des Theaters wie ein Loch, je mehr man wegnimmt, desto größer wird es. Nicht durch das Verabschieden, sondern durch das Engagiren gewinnt die Theaterkasse. Aber nicht blos durch das Engagiren bloßer Theater-Larven, die bei den Proben und bei gewissen Vorstellungen gefallen, aber bei den wirklichen Vorstellungen durchfallen, sondern durch das Engagiren von tüchtigen Künstlern und Künstlerinnen, die nicht blos bei den Intendanten und Re-

gisseuren, sondern auch in ihren Rollen und auf den Brettern zu Hause sind.

Unsere Regisseure und Intendanten haben die schlechte Maxime, mittelmäßige Sachen mit großem Pomp und gute Sachen kahl auf die Bühne zu bringen; das ist eben so albern; die schlechte Sache geht dennoch dabei ohne Spur verloren, und die gute verliert dennoch an Erfolg und Anerkennung.

Einen Beweis aber, auf wie schlechten und schwankenden Füßen unsere Hoftheater stehen, liefert ihre kindische Furcht vor aller Concurrenz. In Berlin lebte das Hoftheater in steter Furcht, weil das Königsstädter-Theater entstand, und dennoch wurde das Hoftheater viel besser, seitdem das zweite Theater da war. Unsere Hof-Intendanten scheinen nicht zu wissen, daß Rivalität und Concurrenz zweierlei ist. Rivalität führt zu Reibung, Concurrenz zu Emolument.

In Leipzig litt in der vorigen Herbstmesse die Hoftheater-Intendanz nicht, daß die Affen auf dem Roßplatze während der Theaterzeit spielen sollten, aus Furcht, die Rivalität könnt' ihnen schaden; und hier in München, in einer aufblühenden, volkreichen, emporstrebenden, an Bildung, Bildungstrieb und Bildungsfähigkeit so begabten Residenz, bei einem für Kunst und Kunstpflanzungen so empfänglichen Publikum, bei einer Population von 90,000 Seelen, wo befremdend genug nicht alle Abend Theater gespielt wird, hier in München fürchtet die Hoftheater-Intendanz die Rivalität mit dem Lipperl-theater! Dieser letzte Ueberrest eines Volkstheaters, diese unschuldigen Trümmer der Lorenzonischen Wandelbühne müssen fallen, weil man vorgibt, diese Bretterbude thäte dem Theater jährlich 20,000 fl. Abbruch. Ungeheuere Ironie!

Wenn Sie mir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, etwa stillschweigend vorwerfen sollten, ich wäre mit der Kunstleitung, mit den Repertoirs und mit der Regie zu schonungs-

los umgegangen, so kann ich Ihnen zum Schlusse der ersten Abtheilung als Erwiederung nur eine Anecdote erzählen.

Ein Cavalier verklagte einmal einen Bürger, weil dieser sich über die Löcher in der Livrée seiner Bedienten sehr lustig gemacht hatte; der Bürger wurde vor Gericht citirt und sagte: „Ich habe mich nicht über die Livrée belustiget, ich habe mich über die Löcher belustiget, und wo Löcher sind, dort ist keine Livrée.“

Ich habe auch blos von den Lücken gesprochen, und wo Lücken sind, da ist keine Intendanz, kein Repertoir und keine Regie.

Dixi, et salvavi animum meam.

Zweite Abtheilung.

Einen großen Ruin des Theaters bewirken alle unsere Theaterverwaltungen durch das ewige Gastrollengeben und Gastrollenspielenlassen. Diese Sommervölker-Wanderung der Schauspiel-Welt verdirbt alle Theater. Wo ist der Nutzen des Gastirens für die Anstalt, wo für das Publikum? Ist es ein schlechtes Subject, so nützt es der Kasse nicht und das Publikum hat keinen Genuß. Ist es gerade so gut als die einheimischen Künstler, nun so lernen und sehen wir nichts Neues, nichts Außerordentliches; ist es besser, so läuft das Publikum hinein und läßt sodann später das Theater leer, wird mit seinen Schauspielern unzufrieden und verliert die Lust, das Theater zu besuchen.

Ueberdem entsteht durch das Gastiren ein ewiges Zerreißen des Repertoirs, ein Umstudiren der Rollen, ein privilegirtes Durchgehen der Künstler-Mitglieder und eine Buntschedigkeit der Darstellung. Die Lücken, die in dem laufenden Cours der Stücke entstehen, sind unausfüllbar. Man lasse höchstens

solche Subjecte spielen, die man wirklich engagiren will, aber dabei theile man aus eigener Protection keine 400 Freibillete aus, sondern lasse wirklich das urtheilsfähige Publikum abstimmen. Besonders aber lasse man keine Sängerin reisen; denn bei den Sängerinnen habe ich die naturhistorische Bemerkung gemacht, daß bei ihnen die Heiserkeiten wirklich zu Hause sind; denn so lange eine Sängerin auf der Reise ist, wird sie nie heiser, sobald sie zu Hause ist, ist sie heiser. Ein Intendant müßte daher jede Sängerin mit einem jährlichen Contract von 500 fl. engagiren, und für jeden Abend, an dem sie singt, ein ordentliches Honorar bestimmen, da würden sich die Heiserkeiten schon vermindern und die Theaterärzte, welche den Sängerinnen zwar in den Hals, aber nicht in's Gewissen gucken können, würden nicht so oft in die Verlegenheit kommen, bei der Heiserkeit der Sängerin selbst die Stimme zu verlieren.

Wenn aber schon gegastrollt sein müßte, so sollten einmal auch in Gottes Namen unsere Intendanten Gastrollen intendantiren. Der Münchener Intendant müßte einmal in Berlin drei Monat eine Gastrollen-Intendanz geben, der Berliner in Wien, der Dresdener in Weimar u.s.w. Da könnte vielleicht etwas Ersprießliches herauskommen; denn sie würden wenigstens Novitäten kennen lernen und sie würden ein wenig aus ihren gewöhnlichen Einflüssen, die man auf sie nimmt, herauskommen.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das, was ich heute die Ehre hatte, Ihnen vorzutragen, mit den zwei vorhergegangenen Abenden, die über dasselbe Thema handelten, zusammenstellen, so werden Sie gewiß die Grund-Elemente in ihnen angegeben finden, die den Verfall des deutschen Theaters beschleunigen. Die Behandlung war wie

der Gegenstand,—trocken,—und Sie können wenigstens nicht sagen: daß Sie vom Regen in die Traufe kamen.

Ich will Ihnen zum Schlusse des heutigen Abends eine Parodie der Schiller'schen Glocke mittheilen, die in ihren Abwechslungen einen Theil unserer Theatergebrechen in sich faßt.

Des Dichters Lied vom Theater.

Festgemauert in der Erde
Steht das Haus, der Kunst geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Frisch, ihr Finger, seid bereit!
Von Geschick und Fluch
Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben.
Doch der Beifall kommt von Oben.

Zu Stücken, die man jetzt soll geben,
Geziemt sich wohl ein Brudermord,
Wenn jeden Act beschließt ein Leben,
Dann fließt das Schauspiel munter fort.
So lasset uns mit Fleiß jetzt zählen,
Wie viel ein Kassa-Stück wohl bringt;
Den schlechten Dichter muß man schmähen,
In dessen Werk kein Teufel hinkt;
Das ist's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward ihm Holz und Licht,
Daß er in seinem Geiste spüret,
Wenn doch der letzte Stock sich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müssen's sein,
Daß es wie gepreßte Triller
Schlage in's Parquet hinein.
Sorget für Geschrei,
Schnell den Dolch herbei!
Daß die flüss'ge Schicksalsspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Daches höchster Stube
Mit starrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Souffleurs Glockenstube
Da wird es noch geschrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen
Und rühren vieler Menschen Ohr!
Wird auch noch zu den Gallerien
Vernehmlich schallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das Manuscriptum deutlich sagt:
Schlägt an des Komödianten Krone,
Der es erbaulich weiter klagt.

Ha! ich sehe Melodramen,
Wohl! die Kassa bleibt nicht leer.
Das ist etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sei es noch so klein,
Daß es verseh' die fremden Brühen
Mit neuen deutschen Melodien!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das beliebte Stück,
Das zu so schlechter Uebersetzung
Verdammt ein jämmerlich Geschick.
Da ruhen noch in stillen Wogen
Die schwarzen und die weißen Bogen!
Des guten Scribe zarte Wendung,
Bewachen seine Deutschvollendung.
Die Thaler fliehen unverdient!
Vom Originale reißt sich stolz 's Poetlein,
Er ziert's mit Eig'nem keck und frisch,
Begräbt es sinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetisch!
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht den Dictionnär er vor sich steh'n!

Da faßt ein namenloses Sehnen
Das Dichterlein, es irrt allein;
Aus seinen Aeuglein brechen Thränen,
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend sucht es die Erklärung,
Und ist, wenn es sie fand, beglückt!
Das schönste stiehlt es der Erklärung,
Womit es seine Stücke schmückt.
O zartes Wortbuch! süßes Hoffen!
O kleiner Dichter, großes Buch!
Der Dichter hält die Taschen offen,
Es schwelgt in ächter Weisen Fluch.
O daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des jungen Scribe!

Wie sie schon da draußen toben,
Durch den Vorhang schau' ich 'naus,
Ist es schon gefüllet oben,
Tritt nun der Acteur heraus.
Jetzt, Comparsen, schnell!
Prüft mir das Castell!
Ob die Zinnen und die Pforten
Stehen an den rechten Orten.

Denn wo Comparsen und Decorationen,
Wo Soffiten noch in ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
Drum prüfe, wen's Theater bindet,
Ob sich Costüm zum Manne findet!
Der Held ist kurz, das Kleid ist lang.
Lieblich auf gemalten Schlampen
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen drauf mit ihrem Glanz.
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den frischen Mai;
Mit dem Vorhang fällt's in Trümmer
Und kein Fetzchen ist d'ran neu.

Das Publikum flieht!
Director muß bleiben,
Die Actrice glüht!
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch schreiben,
Muß stoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Und flehen und toben,
Muß hacken und brocken,
Die Leute zu locken.
Da strömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es schmückt sich 's Parquet mit riesigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz.
Und drinnen dreht sich
Das schmächtige Weibchen,
Die Kritik der Musen,
Und zischelt leise
Im weiblichen Kreise,
Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt von dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und mustert ganz keck
Den kreisenden Geck!
Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht sich im Kreise mit artigen Knixchen
Und ruft, als wär' sie die mächtigste Fee,
Der harrenden Nummer: glace au café,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder.
Und die Männer mit frohem Blick
Von des Hauses ablaufender Fläche
Ueberzählen ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit den Rücken
Damen nach der Bühne blicken.

Drehen sich um und um,
Und urtheilen: das ist dumm!
Doch mit diesen Klapperblechen
Ist kein leises Wort zu sprechen,
Und ihr Zünglein reitet scharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Actricen sind schon hier.
Doch, welch' ein Lärmen ist darinnen?
Ist das hohe Kunstmanier?
Donner und Malheur!
Ruft der Regisseur.
Glühend, in den seidnen Haaren,
Liegen sich die Künstler-Schaaren.

Wohlthätig ist ein Regisseur,
Wenn er die Kunst nur hält in Ehr',
Denn was man siehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm bescheert.
Doch furchtbar wird der Regisseur,
Wenn er in dem Gehirne leer,
Behandelt wie das liebe Vieh
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelassen,
Lesend, ohne Widerstand,
Durch die schönsten Zeilengassen
Streicht mit der verweg'nen Hand!
Denn die Regisseure hassen,
Was der Dichter wohl erfand.

Auf der Probe
Soll man Rollen
Lernen wollen,
Auf der Probe herrscht ein Tropf
Ohne Kopf!
Hört ihr Krächzen fein und grob?
Das ist Prob'?
Roth wie Blut
Ist Regisseur,

Das ist nicht die Künstlergluth!
Welch Geplapper
Hin und her
Kreuz und quer!

Brüllend fliegen Regisseure
Durch Statisten stolze Heere,
Durch die Wälder langer Speere,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glüh'n die Helden, Worte krachen,
Väter heulen, Mädchen schnattern,
Chöre winseln, Haare flattern,
Bretter zittern
Unter Rittern,
Alles taumelt, trippelt, trappelt,
Rollen werden abgezappelt.
Durch der Dichtung Versen-Kette
Um die Wette
Heult der Pathos, hoch im Bogen
Schäumen Helden Wasserwogen,
Fechtend kommt die Hand geflogen,
Die in Luft den Ausdruck sucht,
Zweifelnd in der Rede Frucht
Fällt sie in des Dichters Träume,
In der Zeilen schöne Räume;
Und als wollt' er in gewalt'gen Wehen
Mit sich fort des Hauses Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Stöhnt er auf zu Himmelshöhen
Wie ein Roß!
„Ach, wie groß!"
Sagen dann die Intendanten
„Mit Bewunderung werden's alle Tanten
Heute Abend spielen sehen!"
Leer gemacht
Ist die Stätte,
Roher Proben wildes Bette.
In den öden Künstlersälen

Wohnt das Grauen,
Doch die Regisseure wählen
Sie zum Rendez-vous!

Einen Blick
Nach der Haube
Seiner Taube
Schickt der Regisseur zurück,
Greift fröhlich zu der schönsten Rolle,
Wenn sie auch das Stück verdirbt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Rollen seiner Lieben,
Und sieh', es ist ein Kuß, den er erwirbt.

Im Repertoir ist's eingeschaltet,
Glücklich ist das Stück vertheilt,
Wird's auch Abends so entfaltet,
Daß der Held nicht stockt, nicht eilt?
Wenn er nicht studirt?
Wenn nicht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein gesessen,
Hat die Rolle er vergessen.
Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen dem Souffleur wir dort,
Vertraut der Künstler jedes Wort
Und hofft, daß er's ihm blasen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köstlicheren Samen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß sie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Brettern toll.
Von dem Hauen,
Kreuz und quer,
Seufzt die Bühne
Hohl und schwer.
Einst schon haben zehn Coulissen
Gäste auf der Letzt zerrissen.

Ach! der Karl war es, der Räuber,
Ach! es war der Eichen Jar'mir,

Wo er auf der Todtenbahre
Ausgerissen sich die Haare
Aus dem vollen Künstlerkopf,
Den er stets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eig'nen Hand
Selbst geschleudert an die Wand!
Ach! des Hauses zarte Wände
Sind gestürzet hin und her,
Denn es sägen seine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er in dem Tod sich windet,
Stampft er mit den Füßen noch;
An der Todtenstätte findet
Man gewiß im Brett ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauspiel zehnmal d'ran,
Wie im Laub die Vögel leben,
Lebt sich jetzt der Sängersmann,
Wenn's ihn nicht mehr freut.
Eine Heiserkeit.
Und die Oper wird vertaget;
Schauspieler doch sich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Tasch' ein Dilettant,
Für's Billett zur Operfeier.
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Gecken
Schlankgeschnürte, junge Schaaren
Kommen summend,
Nehmen ihre Sitze brummend.
Schwer herein
Schwankt die Dame,
Schmuckbeladen;
Bunt von Räthen,
Schwer in Nöthen
Ist der Platz,
Und das junge Volk der Stutzer

Sucht den Schatz!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquet's gesell'ger Mitte
Sammeln sich die Enthusiasten,
Und der Sperrsitz schließt sich knarrend.
Zart entfaltet sind die Töne;
Doch in der Brust der Menge waltet
Nicht die Lust,
Die die Kunst hier hold gestaltet,
Denn ihr Aug' sucht äuß're Lust.

Heil'ges Mieder! segensreiche
Schneiderstochter! die in's Gleiche
Ripp' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Das herein von seinen Höhen
Rief des Höckers stolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen,
Sie geschnürt zu dünnen Pfauen;
Und das herrlichste des Weibes
Macht die Taille ihres Leibes!
Tausend fleiß'ge Hände regen
Helfend sich im Beifallsbund,
Wie die Herzen sich bewegen
Thut ein süßes Stöhnen kund.
Mäuler regen sich und Hände
In des Klatschens Harmonie,
Jeder glaubt für seine Spende
Zahle eine Gunst wohl sie,
Klatschen schlägt die Liebesbrücke,
Hände machen Hände wett;
Klatschet d e r für süße Blicke,
Klatschet d e r für's Freibillet!
Holdes Klatschen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet
Freundlich über diesem Haus!
Möge nie die Nacht erscheinen,

Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieses stille Haus durchgellen;
Die Gallerie,
Wo vom Freisitz immer frischer
Beifall schallt,
Von der Pocher, von der Zischer
Wildem Lärmen wiederhallt.

Recensirt mir nun den Dichter,
Seine Absicht ist erfüllt,
Aergert's euch, ihr Kritiklichter,
Daß die Kasse sich gefüllt?
Schwingt die Feder, schwingt!
Eh' die Galle springt,
Wenn sein Fuß soll geh'n in Strümpfen
Muß der Krit'ker weidlich schimpfen.

Der Kenner kann ein Stück besprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunst bestimmt,
Doch wehe! wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfisch schreibend schwimmt.
Blindwüthend mit der Kritik Geißel
Verschreit er ein verdienstvoll Werk,
Und mit dem kleinen Zwergenmeißel
Versucht er sich am höchsten Berg.
Wo Journalisten partei'sch walten,
Kann Kritik sich nicht frei entfalten,
Wo Kritiker Actricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geschrieben!
Weh', wenn in der Brust der Schreiber
Die Eifersucht sich angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!
Da senden sie in ihre Zeitung
Correspondenz, daß sie verwundert glotzt,
Daß, einst geweiht zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel strotzt.
Journal und Zeitung! Welche Zeiten!
Das kleinste Kindchen greift zum Kiel,

Die Blätter füllen sich, die Seiten,
Und fad' und schwülstig wird der Styl;
Da drechseln Weiber Logogryphe,
Und reimen zum Entsetzen sie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen sie die Poesie.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Charaden sich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz dem Bösen,
Und jeder Schulbub' schreibt d'rauf los.
Langweilig ist, den Spieß zu lesen,
Und Kotzebue ist wahrlich matt;
Doch das Schläfrigste, was je gewesen,
Das ist ein jetz'ges Zeitungsblatt.
Weh dem, der an die Redaktoren
Das kleinste Wörtchen Wahrheit schickt,
Sie drucken's nicht, es ist verloren
Und wird in lauter Lug erstickt.

Freude hat mir Gott gegeben,
Schaut die neue Oper an,
Ganz für neu hält man sie eben,
Bin ich nicht ein Wettersmann?
Herein! Herein!
Choristen alle, schließt den Reih'n,
Daß wir die Oper taufend weih'n,
Concordia soll ihr Name sein,
Weil sie in zwanglos wallenden Licenzen
Vereint die schönsten Reminiscenzen.

Und das ist jetzt auch der Beruf,
Wozu man ein Theater schuf.
Zwischen uns und höherm Leben
Schwebt des Vorhangs bunt Gezelt,
Zeiget bei dem Aufwärtsschweben
Alltäglich uns die Alltagswelt.
Soll blos Gerede sein, wer Oben
In der ganzen Spielerinnen Schaar,
In weißen und in bunten Roben

Die Aller-Allerschönste war.
Und wenn nach Lust und Grausen
Der kurze Zwischenact beginnt,
Benützt die vielgeliebten Pausen
Hübsch plappernd manches schöne Kind.
Es leihet dem Souffleur die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl
Begleitet sie mit ihrem Schwunge
Das unterbrochene Liebesspiel;
Und wie der Vorhang ist im Falle,
Der herunterrauschet von der Höh',
So winket sie, daß in der Halle
Der stattliche Begleiter steh'.

Jetzo, nun, ihr lieben Leute,
Bringt der Dichter euch das Stück,
Für einen Gulden kriegt ihr's heute,
Morgen für ein Groschenstück.
Kaufet, reich und arm,
Stück ist frisch, noch warm,
Schlaflos ging's aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euren Nächten.

Siebente Vorlesung.*

Erste Abtheilung.

Etwas über die Kunst mit Unmenschen umzugehen.

Knigge schrieb, wie Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, alle wissen, ein Buch über die Kunst mit Menschen umzugehen. Ich glaube aber für den wirklichen Menschen bedarf es keiner Kunst wieder mit einem wirklichen Menschen umzugehen; denn das Menschliche im Menschen be-

* Zum Besten der durch den Hauseinsturz Verunglückten. D. H.

darf keiner Kunst, um sich gegenseitig anzuziehen und zu verständigen. Der Mensch im Kaiser und der Mensch im Bettler können sich sehr wohl begegnen, ohne ein Ceremonienbuch nöthig zu haben.

Wir brauchen fast eher ein Buch über die Kunst mit solchen Menschen umzugehen, die nach Knigge's Kunst oder überhaupt nach einer Kunst mit uns umgehen. Leider haben wir die Kunst mit Menschen umzugehen so weit getrieben, daß aus ihr eine Kunst geworden ist, die Menschen zu umgehen, welches oft unumgänglich nothwendig ist.

Man schreibe aber lieber ein Buch: „Ueber die Kunst mit Unmenschen umzugehen."

Denn es giebt mehr Unmenschen als Menschen, und jeder Mensch ist nur einen kleinen Theil seines Lebens ein wirklicher Mensch.

Um Ihnen dieses anschaulicher zu machen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen die Art und Weise, wie der Mensch zu seinen Lebensjahren und zu ihrer Art und Bestimmung gekommen ist, aus einer zu mir gelangten Tradition mittheilen.

Im Anfange war, nach unserm Ausdruck, Himmel und Erde; freilich eine sonderbare Zusammenstellung! Himmel und Erde! eine Million und ein Pfennig! Ein Chimborasso und ein Maulwurfshügel! Allein da wir Menschen diesen Maulwurfs-Hügel bewohnen, so haben wir ihn keck dem Himmel gleichgestellt. Also erst war Himmel und Erde, und dann wurde alle Wesenheit und zuletzt erst der Mensch erschaffen, damit er nicht zusehe, etwas ablerne und nachahme. Denn der Mensch, der König der Schöpfung, ist ein nachahmendes Thier; er sah, daß die Schöpfung sogleich nach seiner Erschaffung ruhete, sogleich hat er auch geruht, er war also der erste König, der geruht hat zu ruhen.

Darauf rief der gütige Schöpfer alle lebenden Wesen vor sich, um allen Gattungen ihre Lebensweise, Lebensjahre und Namen zu bestimmen. Die Reihe begann mit dem Menschen und der gütige Schöpfer sprach:

„Du sollst sein der Herr der Schöpfung, alles ist dir freigegeben, du bist begabt mit den zwei edelsten Dingen: Vernunft und Sprache; du sollst aufrecht gehend das Antlitz des Himmels schauen und anbeten,—dein Name ist Mensch und deiner Lebensjahre sind dreißig.“—

Der lebensgierige Mensch aber weinte vor dem Schöpfer und sprach: Wenn ich soll sein der König der Schöpfung und begabt mit solchen Vorzügen, warum sind meiner Lebensjahre so wenige?

Der Schöpfer aber lächelte milde und hieß ihn zur Seite treten, bis er auch andern Geschöpfen Namen und Jahre ertheilt habe. Da kam die Reihe auch an den Esel, und der Schöpfer sprach:

„Du sollst Lasten tragen und Lasten führen, im Schweiße deines Angesichts sollst du die Säcke in das Haus schleppen, Dornen und Disteln sollst du essen, an nichts anders denken als an deine Last, dein Name ist Esel und deiner Lebensjahre sind vierzig!“ — Da weinte der arme Esel bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben, so leidensvolle Tage, wozu mir noch die Last der Jahre? nimm, o nimm mir die Hälfte derselben!“

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige und bat um die zwanzig Jahre des Esels, und der Schöpfer lächelte milde und gab sie ihm.

Da kam die Reihe an den Hund, und der Schöpfer sprach:

„Du sollst auf dem Schatze liegen und das Haus ängstlich bewachen, du sollst jeden Schatten anbellen und anknurren,

und Beine und Knochen essen, dein Name ist Hund und deiner Lebensjahre sind dreißig."

Da weinte der arme Hund bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben und hinschleppen so kummervolle Jahre, wozu mir noch die Last der Jahre? nimm, o nimm mir zwanzig Jahre von ihnen ab!"

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige, und bat um die zwanzig Jahre des Hundes und der Schöpfer lächelte milde, und gab sie ihm.

Zuletzt kam auch die Reihe an den Affen, und der Schöpfer sprach:

„Du sollst Gestalt und Aussehen haben wie ein Mensch, aber du sollst nur sein lächerlicher Schatten sein, du sollst sein ein Spiel und Spott der Kinder, du sollst an dem Stabe tanzen, dein Name ist Affe, und deiner Lebensjahre sind achtzig."

Da weinte der arme Affe bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben, ein lächerlicher Schatten des Menschen, wozu die Last der Jahre? nimm, o nimm dreißig von ihnen ab!"

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige, und bat um die dreißig Jahre des Affen, und der Schöpfer lächelte milde und gab sie ihm.

Dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind auch die Lebensjahre des Menschen. Bis zum dreißigsten Jahre ist er glücklich, in der schönsten reizendsten Bedeutung des Wortes.

Vom Frühroth der Jugend umfluthet, schaut er hinein in die blumenüberbaute, blaugemalte Zukunft, schwimmt er kräftig und froh hinein in den üppigen Strom des Lebens, und sein Lebensschiff, von den fünf offenen Sinnen fröhlich bewimpelt, segelt rasch über die lachende Fluth, die Hoffnung

führt das Steuer, Gesundheit das Ruder, und Muth und Kraft spannen die vollgeschwellten Segel. Das sind die eigentlichen wahren Menschenjahre.

Von dreißig bis fünfzig Jahren spannt ihn die drückende Sorge an den knarrenden Pflug. Er muß heranschleppen die sauer erworbene Last, und die Säcke mühsam karren nach dem harrenden Hause, er denkt an nichts als an das Hineinbringen der Last, im Schweiße des Angesichts labt ihn kaum das Wasser des Quells; das sind nun die Eselsjahre, die er dem Esel abgebettelt.

Von fünfzig bis siebenzig da liegt der Mensch wie ein Drache auf seinem Schatze, ängstlich bewacht er das Haus, bellt jeden mißtrauisch an, hält den Mond für eine Diebeslaterne, gönnt sich auf seinen Schätzen kaum Beine und Knochen; das sind die Hundsjahre; die er dem Hunde abgebettelt.

Von siebenzig bis hundert da lebt der Mensch das unleserliche Postscriptum des Lebens, er ist nur noch der Schatten eines Menschen, er ist oft das Spiel der Kinder; das endlich sind die Affenjahre, die er dem Affen abgebettelt hat. Das sind also unsere Lebensjahre!

Und nun, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, von diesen dreißig Jahren geht die Hälfte als Kindheit unbemerkt vorüber, von diesen fünfzehn Jahren verschlafen wir ein Drittheil, bleiben zehn Jahre, von diesen zehn Jahren gehen wieder fünf in animalischen Beschäftigungen und Leidenschaften dahin, wir sind also, wenn wir wirklich Menschen sind, durch's ganze Leben nur fünf Jahre Menschen, in diesen fünf Jahren stoßen wir höchstens alle Jahre eine Stunde wieder auf einen Menschen, und zu diesen fünf Stunden, die wir all' unser Leben lang mit Menschen umzugehen haben, müssen wir eine

Kunst lernen, und diese Kunst aus einem Buche lernen, welches man in 48 Stunden kaum durchliest!

Ungeheuere Ironie!

Aber eine Kunst, eine Tiefe, eine unendliche, eine nie auszulernende, eine Kunst aller Künste ist die: mit Unmenschen umzugehen!

Es giebt nur einerlei Menschen, so wie es nur einerlei Wahrheit giebt; aber es giebt tausenderlei Unmenschen, so wie die Lüge tausendgestaltig ist. Es giebt regierende Unmenschen, sclavische Unmenschen, fanatische Unmenschen, atheistische Unmenschen, ministerielle Unmenschen, liberale Unmenschen und Ultra-Unmenschen, reiche Unmenschen und arme Unmenschen, verliebte Unmenschen und verheirathete Unmenschen, ja es giebt sogar zärtliche Unmenschen, schweigende Unmenschen, sprechende Unmenschen, schreibende Unmenschen und recensirende Unmenschen; und nun nehmen wir noch die große Anzahl von Kunst-Unmenschen, lyrische Unmenschen, dramatische Unmenschen, witzige Unmenschen, theatralische Unmenschen und endlich noch lesende und vorlesende Unmenschen.

Welche Kunst lehrt uns mit allen diesen Unmenschen umzugehen?

Mit regierenden, ministeriellen und fanatischen Unmenschen giebt es, Gott Lob, keinen eigentlichen Umgang; ist man nicht so glücklich, sie umgehen zu können, so lerne man die Kunst sie zu umkriechen. Die Kunst, mit reichen Unmenschen umzugehen, besteht darin, selbst ein reicher Unmensch zu sein, und hat man die Kunst reich zu sein so gelernt, daß man zweimal so reich ist als die reichen Unmenschen, so verzeihen sie es sogar, wenn man ein reicher Mensch ist.

Die reichen Unmenschen verlangen keine positive Tu-

gend; um mit ihnen gut auszukommen, braucht man blos negative Tugenden:

Nichts wünschen, Nichts wollen, Nichts borgen, Nichts begehren und Nichts fordern.

Die Kunst, mit verliebten Unmenschen umzugehen, besteht in einem fortdauernden Zuhören und in einem mechanischen „Ja" auf alle Fragen.

Ich habe oft in dem Umgange mit verliebten Unmenschen ganze Bücher geschrieben, während sie mir das schon tausendmal Erzählte wieder erzählten, und nur alle sechs Minuten einmal „ja" geantwortet.

„Hast du gesehen, wie sie sich umsah?" Ja!—„Heute sah sie himmlisch aus!" Ja!—„Hat sie gestern im Theater nicht stets herunter gesehen?" Ja!—„Glaubst du, sie wird mir schreiben?" Ja!—„Ob sie wohl oft an mich denkt?" Ja! u.s.w.

Die Kunst, mit verheiratheten Unmenschen umzugehen, besteht darin, nicht mit ihnen umzugehen; denn man mag es mit den Verheiratheten machen, wie man will, so geht es einem wie der Sache, die zwischen die beiden Theile einer Scheere kommt; die Sache wird zerschnitten, die beiden Theile aber sind es gewohnt, sich gegenseitig zu scheeren, sie fahren ewig auf einander los und trennen sich, um von Neuem aufeinander loszufahren.

Die Kunst mit zärtlichen Unmenschen umzugehen, besteht darin: daß man stets ein Reisebesteck bei sich führe, in dem ein zugespitzter Seufzer, ein halber Blick gegen den Himmel, eine Gabel aus O und Ach, und ein Fläschchen Thränenwasser sich befindet. Es giebt männliche zärtliche Unmenschen, das sind solche, die ihre Reitpferde und Jagdhunde zärtlicher behandeln, als ihre Frauen, Freunde und Domestiken; und es giebt weibliche zärtliche Unmenschen, die mit ihren

Möpsen und Kanarienvögeln zärtlicher umgehen, als mit ihren Männern, Freundinnen und Stubenmädchen. Ich selbst wohnte einmal einer drolligen, zärtlichen Scene einer zärtlichen Unmenschin bei.

Eine engagementlose Mücke nämlich hatte sich die Freiheit genommen, in ihrem Zimmer zu privatisiren; die zärtlichen Nerven aber der Allerzärtlichsten konnten ihr Sumsen nicht ertragen, Jean und Jaques und Lisette wurden aufgeboten; die Mücke zu fangen. Jean war so glücklich, die Mücke zu bekommen und die Allerzärtlichste sagte besorgt: „Es ist dem Thierchen doch nichts geschehen? Trag' er es hinaus und geb' er ihm die goldene Freiheit wieder!"

Jean spazierte mit der kleinen Freiheits-Candidatin ab, kam nach einigen Augenblicken mit sammt der Mücke wieder zurück, ließ sie der gnädigen Frau unter der Nase wieder los, indem er sagte:

„Gnädige Frau, es regnet draußen!" Diese Zärtlichkeit Jeans machte einen solchen zärtlichen Eindruck auf sie, daß sie ihm die zärtlichste Maulschelle gab, die je aus zärtlichen Händen verabreicht wurde. Hätte Jean ein Buch gelesen über die Kunst, mit zärtlichen Unmenschen umzugehen, so hätte diese Zärtlichkeit weniger Eindruck auf ihn gemacht.— Die Kunst, mit dramatischen Unmenschen umzugehen, besteht darin, so gar keinen Charakter zu haben, alle ihre Charaktere vortrefflich zu finden und von allen ihren Stücken zu glauben, es wären Juden, das heißt sie hätten eine Handlung.

Die Kunst, mit witzigen Unmenschen umzugehen, zerfällt in zwei Arten. Es handelt sich darum, ob der Mann blos unmenschlich witzig oder witzig unmenschlich ist; ist er witzig unmenschlich, so besteht die Kunst mit ihm umzugehen, in der Kunst: nicht mit ihm umzugehen, wo sich dann

das Unmenschliche abstreift und blos das Witzige bleibt. Die Kunst, mit Theater-Unmenschen umzugehen, besteht darin, daß man so thue, als glaube man, es giebt nichts Höheres im Leben, als das Theater, keine heiligere Person, als einen Theater-Menschen, keine wichtigere Angelegenheit, als das Theater, und keine Seligkeit ohne Theater.

Die Kunst, mit lesenden Unmenschen umzugehen, ist schwer zu ermitteln. Es giebt unzählige Sorten lesender Unmenschen. Die geschichtsfressenden Leser, d. h. die, so nur die Geschichte wissen wollen, und bei dem Kopf der Erzählung sogleich nach dem Ende greifen. Die Stückleser und Buchdüftler das sind die, welche ein bischen Lectüre, wie Eau de Cologne auf das Jabot spritzen, oder auf's Taschentuch, damit es in Gesellschaft ausdüfte und die Leute sagen:

Wo kaufen Sie diesen Lectür-Parfüm?

Dann sind die menschenfressenden Leser, denen nicht eher wohl ist, als bis der Autor ein paar Dutzend Liebhaber ersäuft oder erschießt.

Dann kommen die Leser, die sich gleich jeden Charakter, den sie eben lesen, anprobiren, wie er ihnen ansteht, ihn drei oder vier Tage tragen, und dann wieder einen neuen anziehen. Die weiblichen lesenden Unmenschen sind die Leserinnen à la Meidinger; denn ein großer Theil des schönen Geschlechts lernt aus den Büchern nur die Wörter und Gesprächsformeln, selten aber die Regeln und Grundsätze.

Die Kunst, mit vorlesenden Unmenschen umzugehen, besteht darinnen, zu thun als ob man hörte, und an andere Dinge zu denken, als ob man nichts hörte; das V e r h ö r e n ist ihnen also nicht zu v e r d e n k e n, und in dieser leichten Kunst des nicht Z u h ö r e n s will ich Ihre stillen Wünsche e r h ö r e n und mit der ersten Abtheilung a u f h ö r e n.

Zweite Abtheilung.

Das Gesellschaftsspiel in der Arche Noah.

Wenn Sie mich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, fragen würden, woher sich meine Nachrichten aus der Arche Noah schreiben, so könnte ich mit einer gewissen historischen Wichtigkeit das chaldäische Xeisothras oder den indischen Man-Sotti-Wrata oder den Fohi der Chinesen, oder den griechischen Dionysius citiren, von denen mir traditionelle Kunde kam; allein ich gestehe aufrichtig, daß ich meine Nachrichten unmittelbar einer kleinen hebräischen Legendensammlung verdanke, in welcher einer der ersten und gottgelehrtesten Rabbi's dieser Nation erzählt: vor der Sündfluth wären alle Raben weiß gewesen, in der Arche Noah aber sollten alle lebenden Geschöpfe während der ganzen göttlichen Strafzeit nur die lautersten Liebesgedanken hegen; der Rabe jedoch mit seiner Geliebten hegten irdische Liebesgedanken und wurden dafür mit der Farbe der Sünde, mit der Schwärze bestraft.

Seitdem ich dieses gelesen hatte, konnte ich keinen Raben ohne Gefühl des menschlichen Mitleids sehen, da er das erste angeschwärzte Wesen der Schöpfung war. Ich schaffte mir mit meiner ungemeinen Leidenschaftlichkeit alle ausgestopften Raben an, deren ich nur habhaft werden konnte. Meine Rabensammlung war schon ansehnlich angewachsen, als ich eines Abends nach Hause kam und etwas in meinem Zimmer herumgehen hörte. Es war ein großer Rabe, der von den Gestellen stieg und sich mir als wohl conservirtes Original-Exemplar des Raben aus der Arche Noah präsentirte.

Nach der ersten freudigen Ueberraschung ließ ich mir eine nähere Schilderung des geselligen Lebens in der Arche Noah machen.

Im Anfange scheint es, sagte mein Rabe, als ob in einem Schiffe die Geselligkeit viel fröhlicher sei, als sonst irgendwo; denn erstens ist eine Wasserpartie im Grunde nicht so trocken als eine Landpartie; zweitens wird man auf einem Schiffe viel eher flott; drittens sehen auf einem Schiffe die Damen ein, daß eigentlich ein Mann das Steuerruder führen müsse; viertens sehen die Trotzigen und Spröden, daß man zuweilen die Segel streichen muß; fünftens merken auch die am wenigsten Klugen sogleich, woher der Wind bläs't, und letztens und hauptsächlich endlich wird auf einem Schiffe selbst der dümmste Mensch oft verschlagen.

Wir gingen also ziemlich gefaßt in die Arche, lauter liebende Pärchen. Noah und Madame Noachida, Löwe und Löwin, Bär und Bärin, Esel und Eselin, Gimpel und Gimpelin, Gänserich und Gans, Rabe und Rabin, kurz, immer zwei liebende Herzen, zogen wir ein und begannen unser eingezogenes Leben.

Am ersten Tage hatten wir vollauf zu reden von dem außerordentlichen Wetter. Aber schon am zweiten Tage, da es nichts als regnete, wurde auch das Gespräch über das Wetter zu Wasser, und wir liebten und sprachen von unserer Liebe. Der Löwe lag zu den Füßen der Bärin, der Bär schmachtete mit der Löwin, der Esel liebäugelte mit der Wölfin, der Dromedar seufzte mit der Leopardin, der Gimpel las der Schwalbe ein Sonett vor, der Wiedehopf ritt vor den Fenstern der Gans auf und ab; kurz, in der ganzen Arche herrschte eine platonische Liebe, ein allgemeines Herzklopfen schlug an die Seitenwände und die Seufzer wurden statt Ballast in die Kajüte gepackt. Allein schon am dritten Tage langweilte diese allgemeine Liebe. Der Löwe schlummerte zu den Füßen der Bärin, die Löwin schnarchte bei den Zärtlichkeiten des

Bären, die Eselin gähnte und las Claurens Mimili; der verliebte Dromedar zählte die Fensterscheiben, die Gans nasenstüberte aus Langeweile den Gimpel, der Wiedehopf und ich wir spielten langen Puff, und Noah sammt Madame Noachida gingen in der Arche herum und sammelten die Federn, die uns ausfielen, zu einer künftigen Federnhandlung.

Da kam der Bönhase auf den genialen Gedanken: „Laßt uns Gesellschaftsspiele spielen!“ Da war allgemeines Entzücken! “Oui!” rief das Fräulein Gans aus, “oui! des jeux innocents!” „Einzig!“ schrie der Gimpel, „ein Pfänderspiel!“ “Yes!” blöckte das Schaf, “some jesting play!” „Räthsel lösen und Witze machen!“ schrie der Esel u.s.w.

Jeder wollte etwas Anderes.

Endlich vereinigten sie sich dahin, daß sie Theater spielen wollten. Sogleich wurde ein Theater erbaut; die Blindschleichen und die Maulwürfe machten die Local-Baucommission, Generaldirector wurde der Wallfisch. Der Ochs, das Schaf, der Bär, der Stockfisch und der Gimpel wurden Regisseurs. Der Ochs prüfte die neuen Stücke, das Schaf besorgte die militärischen Märsche und Evolutionen, der Gimpel wohnte den Proben bei, der Bär besorgte die Damengarderobe und der Stockfisch endlich strich die Stücke zusammen. Zwei Cassirer wurden angestellt, der Habicht und der Rabe, der Esel wurde Secretär und Geheimschreiber und die Klapperschlange Souffleuse.

Der Storch spielte erste Helden, der Bock die Liebhaber, die Gans Liebhaberinnen, die Schwarzamsel komische Alte, der Schöps den Intriguant, der Elephant zärtliche Väter und das Murmelthier den spanischen Grazioso. Der Frosch erschien als erster Tenorist, das Feldwiesel als Baßsänger, die Grille als Altstimme, die Dohle als Primadonna und der Schuhu als Comico Buffe. Als Theater-Compositeur wurde

die diebische Elster angestellt und als Theaterdichter das Faulthier.

Elennthiere, Kröten, Feldwiesel und Kameele bekamen Freibillete, dafür mußten sie immer mit den Pfoten aneinander schlagen.

Nun wurden Stücke einstudirt und Opern angesagt, aber, o Himmel, die Grille wurde plötzlich heiser und der Frosch erkältete sich; die Gans konnte ihre Rolle nicht, der Elephant fiel in Ohnmacht, der Storch konnte nicht auf die Beine kommen, der Gimpel und das Schaf bekamen Streit, der General-Director Wallfisch ließ sich von dem Strom fortreißen, und das Theater zerfiel.

Der Luchs schlug also ein anderes Gesellschaftsspiel vor:

„Lebende Bilder, mit Unterschriften aus den beliebtesten neuesten Werken der Dichter und Autoren." Das ging ein Weilchen. Z. B. die Zibetkatze als „Elisabeth" und ein Kaninchen als „Posa," mit der Unterschrift:

„Das Leben ist doch schön!"

Oder das Schaf als „Carlos" und der Esel als „Posa," mit den Worten:

„Arm in Arm mit dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Oder eine Scene aus „Corneille's Cinna."

Ein Gimpel als „Augustus" reicht einem Stockfisch als „Cinna" die Hand mit den berühmten Worten: "Soyons ami Cinna!"

Oder eine Nachteule als „Julie auf dem Balkon" und ein Faulthier als „Romeo" mit dem Nachruf: O, sweet Romeo!

Oder ein Hamster als „Egmont" und eine Ente als „Klärchen," mit der Unterschrift:

„Selig allein ist die Seele, die liebt."

Oder eine Schnecke als „Prinzessin von Navarra," ein Krebs als „Page," mit dem Ausruf:

„Welche Lust gewährt das Reisen?"

Oder ein Biber, der eine Fledermaus zum Altar führt, mit den Worten:

„Wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein!"

Auch dieses Spiel ermüdete die Gesellschaft bald; man schlug Räthsel und jeux d'esprit vor; der Ochs war für die blinde Kuh, die Tauben waren für das Musikmachen, der Fuchs für das: „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg," der Haase wollte Soldatens spielen, der Maulwurf war für das Suchen und Verloren u.s.w.

Auch dieses ging nicht recht von Statten, und die erste liebe Langeweile und erste langweilige Liebe kehrte wieder zurück.

Ein Spürhund, der als geheime Polizei in der Arche war, schwärzte mich an, indem er vorgab, ich hätte mich schon längst in stiller Liebe mit meiner Geliebten entfernt. Noah stieß mich aus der Arche, unter dem Vorwande, ich sollte sehen, ob die Erde schon trocken wäre; da dies aber nicht der Fall war, und ich kein Blatt vor den Mund nahm, und es ihm trocken sagte, daß es noch nicht trocken sei, erklärte er mich für einen unheiligen Vogel!"

Hier endete der Rabe seine Erzählung und sah mich mitleidheischend an; ich aber sagte: „mein lieber Rabe, es sind seit deiner Zeit bis jetzt schon viel unschuldigere und weißere Geschöpfe als du bist, gerade weil sie zu viel Weisheit besaßen, schwarz gemacht worden, und sie konnten auch eben so wenig, wie du, auf's Trock'ne kommen." Darauf erzählte mir der Rabe noch so manches Interessante, welches ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt schon aus dem einfachen Grunde nicht mittheilen kann, weil es mir fast scheint,

als setzten Sie einigen Zweifel in die Wahrheit dieser Begebenheit.

Ich gönne Ihnen daher ein Paar Augenblicke Zeit, darüber nachzudenken, bis ich Ihnen einen eben so wunderbaren Briefwechsel mittheile, der mir auf einem meiner Ausflüge in das Land der Phantasie, in die Hände fiel.

Dritte Abtheilung.

Kleine Briefe großer Mächte.

Correspondenzen aus der Band=Schachtel einer Seidenhandlung.

Erster Brief.

Das Band der Freundschaft an das Band der Liebe.

Theuerstes, innigverwandtes Band!

Schon längst wollte ich dich fragen, ob es dir auch so schlecht geht, wie mir. Ich bin fast ganz außer Mode gekommen. Seit Jahren bin ich ein Artikel, nach welchem keine Nachfrage geschieht, und ich befürchte fast, man wird mich gar nicht mehr fabriciren. Ich muß weinen, wenn ich der guten, alten Mode gedenke, wo fast kein Mensch war, der mich nicht wenigstens einmal eine Zeit lang getragen hätte, jetzt aber bin ich durch das Maschinenwesen, bei dem man alle Menschen entbehren kann, ganz aus der Mode gekommen. Wie geht es denn dir, meine gute Cousine?

Antworte bald deinem unglücklichen

Bande der Freundschaft.

Zweiter Brief.

Das Band der Liebe an das Band der Ehe.

Hochverehrter Vetter!

Beifolgendes Schreiben erhielt ich von dem Bande der Freundschaft. Ich kann leider nichts für dasselbe thun; denn ich selbst werde auch nicht mehr stark getragen. Aus welchem Stoff werde ich aber jetzt auch geschaffen! Keine Festigkeit, keine Dauer, wenn man mich zwei Tage trägt, so reiße ich entzwei. Die Menschen wollen mich als Schleifen und Schlupfen auf Bällen u.s.w., zum Putz, aber nicht als Bindband, nicht als Band, das sie fest umschlingt.

Trotz dem allen bin ich doch bereit, für das arme Band der Freundschaft etwas herzugeben, wenn wir alle etwas zusammenschießen.

Deine Cousine,

Das Band der Liebe.

Dritter Brief.

Antwort des Bandes der Ehe an das Band der Liebe.

Leider kann ich dir nichts zusammenschießen; denn ich selbst bin schon so abgeschossen, daß ich meine Urfarbe nicht erkenne. Man geht so schlecht mit mir um, daß, wenn ich am Hochzeittage als Rosaband erscheine, ich in acht Tagen schon aschgrau oder lila bin. Kommt ja einmal Jemand, der mich kauft, so darf ich aus keinem seidenen Stoff gewoben sein; nur wenn ich aus Gold bin, da wollen sie mich schon tragen, aber auch da soll ich nur zur Besatzung dienen, aber nicht als Schärpe, die das Herz und die Brust umschließt. Da ich also nur mit Noth meine eigene Selbsterhaltung bestreite, so kann ich nichts für das Band der Freundschaft thun. Ich verbleibe dein u.s.w.

Vierter Brief.

Das Band der Natur an das Band des Eigennutzes.

Euer Hoch- und Wohlgeboren!

Ein abgetragenes Band, welches durch überhandnehmende Verfeinerung aller Dinge ganz locker geworden ist, das fadenscheinige Band der Natur bittet bei Euer Hochgeboren um eine kleine Unterstützung als Unterfutter, damit es nicht ganz entzwei gehe. Ich liege in verschiedenen Mustern auf dem Lager fertig, aber Niemand läßt mich mehr an seinen Leib kommen, und Alle sagen, das gewässerte Band der Natur passe nicht mehr für das blühende Antlitz der Aufklärung, auch wäre es zu altmodisch gewebt und mit altfränkischen Desseins verunstaltet. Erbarmen sich

Euer Hochgeboren,

Ihres ganz demüthig ergebenen

Bandes der Natur.

Fünfter Brief.

Das Band des Eigennutzes an das Band der Wollust.

Da erhalte ich eben wieder so einen Bettelbrief von einem Bande der Natur. Ich habe gar nie mit irgend einem Bande der Natur im Verkehr gestanden, und kenne diese Art Bänder aus Leinen und Schafwolle gar nicht. Halten Sie mir, meine einzige Freundin, dieses grobe Bortenvolk vom Leibe; denn Ihnen habe ich alle meine Angelegenheiten anvertraut.

Ihr in Sehnsucht aufgelöstes

Band des Eigennutzes.

Anderweitige sonderbare Correspondenzen.

Sechster Brief.

Der Herbst der Schönheit an den Zahn der Zeit.

Hochgebietender, gestrenger Herr!

Ich sehe schon, wie Euer Hochgeboren den Zahn auf mich spitzen, allein gehen Sie noch dies Mal bei mir vorbei. Ueberhaupt, seine Gebieterin, die Frau Zeit, sollte sich schämen, diese alte Coquette, die mit ihrem einzigen Zahne noch so auf Alles verbissen ist. Sie soll sich einmal selber auf den Zahn fühlen, sie ist schon so viele Tausend Jahr alt, und thut noch immer so jung und macht die neueste Mode mit; aber wenn sie sieht, daß eine andere Schönheit auch lange mitläuft, da will sie sich vor Neid gleich an ihr den Zahn ausbeißen. Es wäre wirklich Zeit, daß die Zeit mit ihrem Zahn einpackte.

Auf jeden Fall aber hoffe ich, daß Sie vor der Hand noch viel Dringenderes zu thun haben, als sich zu mir zu bemühen, sie könnten sonst lange Zähne bekommen. In der Hoffnung, daß ich noch lange nicht das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen, bin ich u.s.w.

Siebenter Brief.

Der Münzfuß an die Hand der Gerechtigkeit.

An diesem Händedruck, der sich auf mehreren Münzen fußt, werden Sie ersehen, worauf es eigentlich gemünzt ist. Ich gebe Ihnen hiermit unter den Fuß, wie Sie, meine theuerste Hand der Gerechtigkeit, für mich handeln sollen. Die Gerechtigkeit hat zwei Hände, eine linke und eine rechte; seien Sie mit der Rechten so link als Sie immer wollen, aber die Linke ist es gerade, die mir recht ist und auf welche ich mich

fuße. Nur wenn die Hand der Gerechtigkeit sich durch den Münzfuß leiten läßt, hat die Sache Hand und Fuß, mit welchen ich die Ehre habe zu sein u.s.w.

Achter Brief.

Das Pfand der Liebe an die Stimme des Bluts.

Mein geliebter Gönner!

Sie scheinen mir seit kurzem so heiser, so belegt, daß ich besorge, Sie werden bald keinen vornehmlichen Laut von sich hören lassen können. Das wäre für ein Pfand der Liebe, auf welches man in Leihhäusern nichts bekömmt, ein großes Unglück. Sehen Sie also, daß Sie ja Ihre Stimme nicht verlieren, halten Sie sich hübsch warm, und trinken Sie einen Thee, der Ihnen die Brust vor Trockenheit schützt. Ich will Ihnen gerne Süßigkeiten schicken, die auflösend wirken, damit nur Ihre Stimme ja nicht an Klang und Metall verliere.

Ihr zärtliches Pfand der Liebe &c.

Neunter Brief.

Der Bau eines Mädchens an die Local-Bau- und Local-Schneider-Commission.

Hochlöbliche Local-Bau- und Local-Schneider-Commission!

Die Frauenzimmer und die Häuser in München sind größtentheils sehr schön gebaut, allein bevor jene unter die Haube und diese unter das Dach kommen, fällt beiden nicht gar selten etwas ein, was auffallend für ihre Hinfälligkeit spricht, und ihren Bau verdirbt. Eine Local-Bau- und

Schneider-Commission sollten solche Vorfälle auf jeden Fall voraussehen. Was hilft es, wenn man noch so schön gebaut ist, wenn der Bau zu locker ist? Eine Local-Bau- und Local-Schneider-Commission wird also höflichst ersucht, bei solchen Fällen nicht nur die eigenen Felle zu salviren, sondern statt des Splitterrichters die wirklichen Balken und Dachstühle in ihren Augen zu haben. Ich schließe in der Hoffnung, daß ich auf keinen Fall irgend eine Commission für Sie haben werde.

E. u. s. w.

Zehnter Brief.

Die Langweile des Publikums an das Ende der Vorlesung.

Vielgeliebtes, hochersehntes Ende!

Mit herzlicher Ungeduld harren wir Ihrer erwünschten Ankunft entgegen, wir hoffen, daß Sie kein Unfall verhindern wird, recht bald bei uns einzutreffen. Sie können sehr bald anlangen, denn Sie haben einen sehr trockenen Weg genommen, und wenn Sie sehr bald bei uns ankämen, würden Sie sehr gut ankommen.

In Entgegenharrung Ihrer endlichen Ankunft verharre ich

Ihre ergebenste Dienerin u. s. w.

Elfter Brief.

Antwort.

Das Ende der Vorlesung an die Langweile des Publikums.

Verehrtes Fräulein Langeweile!

Sie werden bei meiner Vorlesung zwei Dinge bemerkt haben, nämlich daß, verhältnißmäßig wie die Lichter immer kürzer wurden, die Zeit immer länger wurde. So wie im

gleichen Verhältnisse die Seifensieder immer desto dicker werden, je dünner ihre Kerzen werden, so daß am Ende die Seifensieder vor Dickheit und die Kerzen vor Dünnheit nicht mehr gehen können.

Beim Lichte betrachtet, meine hochgeehrteste Langeweile, ist es in unserer Zeit ein Verdienst, die Zeit lang zu machen. Denn die Länge ist das einzige Maaß unserer Zeit, die weder Höhe, noch Tiefe hat. Zuletzt jedoch würde man doch gerade durch die Länge der Zeit den Kürzern ziehen. Ich habe also die Ehre, meine hochverehrte Langeweile, Ihnen anzuzeigen, daß so eben im besten Wohlsein angelangt ist

Dero ganz ergebenstes

Ende.

Achte und neunte Vorlesung.

(An einem Abend gehalten.)

Die deutsche Sprache und die deutschen Frauen.

Wenn man ein Land oder eine Nation kennen lernen will, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, so mache man sich vor Allem mit der Sprache und mit den Frauen dieses Landes oder dieser Nation bekannt. Mit Sprachkenntniß und Frauenkenntniß kömmt man überall gut durch. Die Sprache und die Frauen erlernt man beide, wenn man alle Redetheile gut inne hat; besonders muß man das „Zeitwort“ gut können, d. h. man muß immer Zeit haben, Worte zu machen und Worte zu hören. Wer mit den Frauen gut und schön sprechen kann, besonders aber geläufig, dem sind oder werden sie hold, eben weil sie selbst das Herz auf der

Zunge tragen und voraussetzen, wer schön und gut spricht, müsse auch schön und gut denken.

Ich glaube, wenn es nur ein einziges Frauenzimmer auf der Welt gäbe, und dieses Frauenzimmer befände sich in Männergesellschaften, wo gut gesprochen wird, sie würde sich nie nach einem weiblichen Wesen sehnen, noch weniger würde es ihr einfallen zu sagen: „Schade, daß dieser oder jener nicht ein Frauenzimmer geworden ist!" Gebe es aber nur einen einzelnen Mann auf der Welt, und er befände sich stets in Frauengesellschaft, so würde er selbst von der Gebildetsten, die am besten und geistreichsten spricht, sagen: „Schade, daß sie kein Mann ist!" denn der Mann besitzt mehr Gattungs-Egoismus als die Frau.

Wenn Jemand nach England gehen will, so mache er sich erst mit der englischen Sprache und mit der Sitte der englischen Frauen bekannt; wenn Jemand nach Italien gehen will, so mache er sich erst mit der italienischen Sprache und mit den italienischen Frauensitten bekannt. Wenn aber Jemand aus England und Italien, aus Polen und Rußland, aus Ungarn, aus der Türkei u. s. w., nach Deutschland reisen wollte, so müßte man ihm, sonderbarer Weise genug, sagen:

„Willst du nach Deutschland gehen, so mache dich erst mit der französischen Sprache und mit den Sitten der französischen Frauen bekannt."

Unsere deutschen Damen sind nur geboren im heidnischen Deutschthum, aber zu ihrem Seelenheile alle französisch getauft.

Wir haben jetzt zwar keine französischen Truppen unter uns, aber es steht dennoch eine französische Armee in Deutschland, eine furchtbare französische Arme, eine Armee Gouvernanten.

Diese Armee ist desto gefährlicher, da sie schon unsere Kind-

heit entdeutscht und zu Franzosen macht. Voyageurs und Gouvernanten haben kein Vaterland, sie wollen blos ihren Wein und ihre Sprache an Mann und Frau bringen.

Wird uns Deutschen nun ein Kindlein geboren, so ziehen wir es beileibe nicht bei Muttermilch und Muttersprache, sondern bei Ammenmilch und Gouvernantensprache auf. Das Kind soll nicht nur nicht deutsch sprechen, sondern auch nicht deutsch lallen.

Der deutsche Knabe soll dem deutschen Vater ja nicht „Vater!" entgegen lallen, sondern "Père!" da kann er sich noch nebenbei an das Spiel "pair ou non pair" erinnern, und der Junge, der schon als Kind nicht „Vater" lallen mag, wird als Mann den Brustkasten für das gewichtige Wort „Vaterland" nicht sehr erweitern. Die Mutter will von ihrem Töchterlein nicht Mutter genannt werden, sondern "Mère." Die ist aber wenig Mutter mehr, und es ist kein Wunder, daß das Töchterchen, wenn es größer wird, keine Muttersprache, sondern "une mère-langue" auf gut deutsch blos mehr Zunge hat. In dreißig Jahren werden sich deutsche Frauenzimmer, die deutsch sprechen können, und Männer, die Pockennarben haben, als Rarität für Geld sehen lassen können. Wer seine eigene Sprache vernachlässigt, um eine fremde zu cultiviren, ist ein Stiefvater, der seine eigenen Kinder darben läßt, während er die Kinder seiner zweiten Gemahlin in Gold und Seide kleidet.

Gute Gedanken in seiner Muttersprache gelesen, heißt gutes Obst von selbstgezogenen Bäumen pflücken; diese Gedanken in einer fremden Sprache lesen, heißt sie von Verkäufern erlangen müssen.

Wenn man eine in seiner Muttersprache gedachte, kräftige und geniale Idee in einer fremden Sprache ausdrücken will, so kommen mir die dabei beschäftigten Gedanken, die doch erst

bei der deutschen Idee anfragen müssen, immer vor, wie die Gesandten am Bundestage, die bei jeder Verhandlung erst von ihren Höfen Instruction einholen müssen; bis diese aber kommt, ist diese Sache bereits in Vergessenheit gerathen.

Sagen Sie mir gefälligst, meine freundlichen Hörerinnen, drückt sich die wahre Empfindung je in einer fremden Sprache innig und herzlich aus? Wenn einem durch und durch gouvernantirten Frauenzimmer plötzlich stark auf den Fuß getreten wird, wird es ausrufen: "Helas!" oder „Ach!?" Ueberhaupt wenn Sie überrascht werden vom plötzlichen Schmerz oder von plötzlicher Freude, würde sich Ihre Empfindung in deutscher Sprache Luft machen, oder übersetzten Sie dieselbe erst in's Französische?

Einen Beweis des Gegentheils giebt die Erfahrung, daß Damen und Herren, die nie anders als elegant französisch sprechen, mit ihren Bedienten und ihren Stubenmädchen in einem kräftigen deutschen Currentstyl zanken. Ich habe mich, wenn ich deutsche Frauen mit französischen Gebetbüchern in die Kirche wandern sah, oft gefragt: ist es möglich, daß ein deutsches Herz auf französisch sein Gebet zum Himmel schicke? Es kommt mir dann immer so vor, als ob sie jedes Gebet mit "Monsieur" anfingen, oder, wenn's hoch kömmt, mit "Sire."

Wir Deutsche, wir haben einen „Gottesdienst," wir dienen Gott mit Lieb' und Treue; welches Wort giebt uns die französische Sprache für Gottesdienst? "Le culte!" Es ist kein Gottesdienst mehr, es ist eine Cultur, man cultivirt unsern lieben Herrgott wie eine Bekanntschaft, macht ihm alle Sonntage hübsch eine Visite. Wir haben einen Hochaltar. Die französische Sprache hat dafür einen "Maitre-Autel," welche an "Maitre d'hotel" erinnert. Sehen Sie, meine freundlichen Hörerinnen, unsere deutsche „Liebe" an, Sie

mögen nun eben in der Conjugation des Zeitwortes lieben bei der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Zeit sein, so werden Sie doch gestehen, daß das französische "l'amour" eine wahre Wasserverdünnung gegen unsere Liebe ist.

Der Deutsche sagt: „er hat sich verliebt." Die Partikel „wer" zeigt einen gänzlichen Verbrauch durch das nachfolgende Zeitwort an, also sein Ganzes „Ich" ist in diese Liebe übergegangen, das ist der Charakter wahrer Liebe, das eigene Selbst hat ganz aufgehört, es ist ganz Liebe geworden, es ist eine heilige, göttliche Wandlung vorgegangen. Die französische Sprache sagt: "Prendre de l'amour;" so wie man sagt: "Prendre du Tabac."

Die französische Sprache nimmt eine Prise Liebe, so wie sie eine Prise Tabak nimmt; mit vieler Grazie, des Tags ungefähr dreimal.

Wenn mir auf Deutsch gesagt wird: „Ich liebe Dich!" da wird mir mein Glück in runder Münze, in ächt deutschem Gepräge, mit ächt deutscher Bündigkeit und Bestimmtheit gereicht.

Wie klingt aber das: „ich liebe dich" aus einem französischen Munde? "Ah! que je vous aime!"

Zuerst ein hohler Donner: "Ah!"

So wie Seiltänzer sich zuerst durch einen Trompetenstoß ankündigen; dann kommt das "Que je vous aime!"

Die zwei Vorreiter "Ah que" sind der einfachen Liebe zu prunkvoll, und diesem "Ah que je vous aime" folgen dann einige Exclamationen und Phrasen, car, parceque u. s. w., welche dieselben Worte noch einmal in's Detail ausschneiden, das "Ah que je vous aime" wird zuerst als Braten ganz auf den Tisch getragen, dann kommt es noch einmal tranchirt an die Reihe.

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer, unsere zwei edelsten

Männer, die in jeder ächten deutschen Biederbrust leben und weben, hat die französische Sprache zu Weibern gemacht.

„Der Stolz" und „der Ruhm," sie haben Frauenkleider angelegt und stehen als "la fierté" und "la Gloire" vor uns da.

Sehen Sie einmal diese hectische Gloire an, sieht sie nicht gegen unsern, aus einer kräftigen Stammwurzel gebildeten „Ruhm" aus, wie eine gute französische "Bonne" gegen einen gesunden derben Tyroler?

Die deutsche Sprache ist wie der deutsche Mann, sie spricht nicht viel, aber sie schlägt drein, drum liefert der Deutsche eine einsylbige „Schlacht;" das ist ein kleines Wörtchen, aber es schlachtet en gros. Die französische Sprache liefert uns dafür eine dreisilbige "Bataille." Das Wort schlägt Lärm, aber man kann sich der Bemerkung nicht verwehren, daß zwei Drittel von der "Bataille" an die "Taille" denken. Eben so zischt das deutsche „Schwert" schon zweischneidig im Munde, der französische "Epée" hingegen mit seinem zweistumpfigen E bittet um "paix" Frieden. Darum muß die gute französische Sprache ihre Helden mit dem scharfen Spiritus asper aussprechen! "Le Heros" damit ja nicht mit "Le Zeros" die Nullen ausgesprochen werden. Man muß aber gestehen, daß die französische Sprache consequent ist, da sie aus unserm Ruhm und aus unserm Stolz zwei Frauenzimmer gemacht hat, hat sie auch aus unserm „Bart" eine Dame gemacht: "la barbe," da man doch weiß, daß die weise Versehung deßhalb den Frauenzimmern gar keinen Bart schenkte, weil nicht alle so lange schweigen können, bis sie rasirt sind.

Sehen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gewisse deutsche Worte an, die sich nicht in's Französische übersetzen lassen, und gewisse französische Worte, die sich nicht

in's Deutsche übersetzen lassen, und wir können auf beides stolz sein.

Uebersetzen Sie mir einmal die französische "Suffisance" in's Deutsche! Sie können „Selbstgefälligkeit," höchstens „Eigendünkel" setzen. Aber, o Himmel! der Eigendünkel ist ein liebenswürdiger, bescheidener, charmanter junger Mann gegen diese complicirte "Suffisance!"

Mad. la Suffisance ist eine Person, die aus einem Crême von Dünkel, Stolz, Grobheit, Albernheit und Verschmitztheit besteht; der Deutsche kennt weder die Sache, noch den Namen.

Nicht wahr, meine freundlichen Hörerinnen, Sie kennen kein abscheulicheres, hassenswürdigeres Wort, als das Wort: „Treulosigkeit?"

Die Treulosigkeit, dieses Jesuitenkloster im freien Reiche der Empfindung, die Treulosigkeit, diese Gotteslästerung aller Gefühle! und doch, meine freundlichen Hörerinnen, ist dieses Wort liebenswürdig, verehrungswürdig, wenn Sie es gegen die französische "Perfidie" stellen.

Perfidie ist nicht allein Treulosigkeit, nicht allein Falschheit, nicht allein Abfall, o nein! Perfidie ist Verrath mit Falschheit, Hohn mit Treubruch, Spott und Falschheit, Schadenfreude und höllischer Abfall, frecher Treubruch und boshafte Lust daran zugleich!

Betrachten wir unsern deutschen „Spott," er ist gutmüthig, wie der Deutsche überhaupt, und gottlob, eben so schwerfällig wie er; der Deutsche schickt sich zum Spotten an, wie zur Bärenjagd; er verwahrt vor allem sich selbst, und dankt Gott, wenn er keinen Bären gesehen hat; da bietet sich uns aber die französische "Persiflage" dar, wie ein schön ausgewachsenes, ausgebildetes und gewandtes Wesen, es ist gewiß in einem Fräulein-Stift erzogen worden! Persiflage ist eine Hyäne, sie zerfleischt Namen und Menschen, nicht aus

Hunger, sondern aus teuflischer Lust, sie will blos die Ehre oder den Ruf zuckend verenden sehen.

Das Spötteln unserer deutschen Frauen ist ihnen gar nicht ernst, sie bringen es blos in Gesellschaft mit wie den Strickstrumpf, weil sie sonst nicht wüßten, was sie anfangen sollten.

Betrachten wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unseren deutschen „Witz." Schon das Wort selbst ist spitzig; die französische Sprache giebt uns "l'esprit" dafür. Nun verhält sich das Wort „Witz" zu "l'esprit" wie das Wort „Blitz" zu "l'éclair." „Blitz" und „Witz" sieht man ordentlich schnell herniederzucken, alles rings beleuchten und zündend niederfahren, während man bei "l'esprit" und "l'éclair" von beiden kaum ein Wetterleuchten ahnt. Geist ist nicht Witz; wir haben Kirschengeist, Hirschhorngeist u.s.w., aber wir haben keinen „Kirschenwitz" und keinen „Hirschhorn-Witz."

Ich wollte einmal in einem Gespräche mit Franzosen das Wort „Mutterwitz" gebrauchen und sagte: "l'esprit de la mère." Keiner von ihnen wußte, was ich sagen wollte; ich schlug den Dictionnaire nach und fand Mutterwitz: "l'esprit naturel." Da sah ich gleich von den Speisekarten den "*Aal naturel*" vor mir, mit Salzwasser und etwas Petersilie!

Ich glaube, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Ihnen durch diese kleinen Parallelen bewiesen zu haben, daß die deutsche Sprache vor der französischen noch lange nicht Chamade zu schlagen braucht; selbst zu den Calembours und Rebus der französischen Sprache, an denen wir einen wahren Narren gegessen haben, die doch nur ein glänzender Beweis ihrer Armuth sind, selbst auch dazu bietet die deutsche Sprache ein ergiebiges Feld und zu sogenannten jeux de mots ist die deutsche Sprache viel günstiger; wir Deutsche sind nur keine

Jongleurs, welche die Worte gerne auf der Zunge balanciren lassen, in die Höhe werfen und wieder auffangen.

Ich selbst, der ich, wie Sie sich bereits oft überzeugt haben, nur sehr geringe Gewalt über die deutsche Sprache habe, will Ihnen doch zum Spaß ein paar solche Wort-Contra-Tänze und Sylbenversetzungen vorführen, um Ihnen anschaulich zu machen, wie sie sich wenden und drehen lassen.

Z. B. die Worte: „Nehmen" und „geben," wie wandelbar sind diese Worte!

In der Liebe z. B.; der erste Anblick nimmt uns ein, der Eindruck nimmt zu, die Blödigkeit nimmt ab, man nimmt sich vor, sich die Freiheit des Geständnisses herauszunehmen. Nun kömmt das Geben. Er bittet, sie möchte ihm Gehör geben, denn er müsse es von sich geben; sie giebt es erst zu, bald giebt sie nach, daraus wird eine Ergebung, aus dieser eine Hingebung und bald haben sie sich etwas zu vergeben. Er giebt das Versprechen, sie zu nehmen, und will sie ihn beim Worte nehmen, so sagt er: um Vergebung! Ein Soldat im Kriege darf sich viel herausnehmen; aber er wird selten etwas herausgeben. Man findet im Leben zwanzig Angeber, aber nicht einen Annehmer. Man nimmt sich oft Vieles vor und giebt Alles nach. Man macht oft als Ausnahme eine Eingabe und hat den Kopf davon eingenommen, daß es nichts ausgegeben hat. Man schreit oft vernehmlich und zugleich vergeblich. Was sich in der Ferne für schön ausgiebt, wird sich in der Nähe häßlich ausnehmen. Mancher will dem Andern einen Rock nehmen und giebt sich eine Blöße; ein Anderer will Jemanden beim Kopf nehmen und giebt sich einen Nasenstüber. Was wir am Uebelsten nehmen, das wird uns gerade zum Besten gegeben. Ein Geschäft, worauf man zu

viel aufnimmt, muß man bald aufgeben, und ich will dieser Variation ein Ende geben, damit Ihre Ungeduld ein Ende nehme.

Nehmen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die zwei einsylbigen Wörtchen „Kopf“ und „Haupt.“ Sie bedeuten ein und dasselbe, aber in welcher Abwechslung führt sie die deutsche Sprache!

Nicht jeder Mann mit Kopf wird Hauptmann; Leute ohne Kopf machen oft ein Hauptglück, und oft führt Jemand kopflos Hauptstreiche aus.

Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, wird oft auf das Haupt geschlagen. Mancher Kaufmann lies't sein Hauptbuch und bekömmt Kopfweh; der Gescheidte, der gegrüßt wird, nickt mit dem Kopfe, der Dummstolze neigt das Haupt. Der Mann ist das Haupt des Hauses, aber die Frau wächst ihm über den Kopf. Gerade wo es sich um das Haupt handelt, da verliert man am ersten den Kopf. Der Kopf ist männlich, das Haupt ist sächlich. Das behaubte Haupt aber ist weiblich, und gerade dieses behaubte Haupt besteht auf seinem Kopfe und behauptet die Regierung. Ein hohes Haupt ist oft ein flacher Kopf. Weil Kopf und Geld selten beisammen sind, so ist auch das Kopfgeld abgeschafft worden; aber es giebt Haupt-Summen, und wir sagen auch Haupt- und Kapital-Narren!

Der Kopfputz ist den Damen sehr heilig und nur ein Hauptsturm darf ihn in Unordnung bringen. Die Stimmen der besten Köpfe machen den Hauptton selten aus, und gerade die, welche Kopfüberfluß haben, leiden Hauptmangel.

So glaube ich, werden Sie nun auch überhaupt dieser

Spielerei genug haben und ich mache hier den ersten Hauptabsatz meiner heutigen Vorlesung.

Zweite Abtheilung.

Noch einmal über

marinirte Redensarten und Sprichwörter, nebst Betrachtungen über Dilettantismus und Stroh, mit Variationen.

Die Sprachreiniger haben den Versuch gemacht, die deutsche Sprache von allem Fremdartigen zu reinigen und alles auszuscheiden, was uns so von fremder Zwingherrschaft anhängt. Opiz und Philipp von Zesen begannen, die fruchtbringende Gesellschaft in Weimar und die Pegnizritter in Nürnberg hatten denselben Zweck; warum sollten wir nicht einmal die Sprache reinigen von den bestehenden „Sprichwörtern" und „Redensarten," die wohl ehedem Wahr-Wörter gewesen sein mögen, aber es jetzt nicht mehr sind, und von Redensarten, die blos Reden sind, um Unarten für artig einzureden. Die frühern Sprichwörter müssen wir eben so ablegen, wie die Reifröcke und die Allongen-Perücken.

Ein großer Arzt behauptet, der Mensch sei alle sieben Jahre ein anderer, so sehr verwandle sich während dieser Zeit sein physisches Wesen; wir müßten also auch alle sieben Jahre andere Sprichwörter haben. Ueberhaupt liegt in diesem Ausspruch, daß der Mensch alle sieben Jahre complett ein ganz anderer ist, großer Stoff zum Nachdenken. Wenn Einer sieben Jahre verheirathet ist, so hat er nach diesem siebenjährigen Krieg plötzlich eine andere Frau; vielleicht heißt auch eine böse Frau deshalb die böse Sieben, denn im achten Jahre ist sie eine andere. Daher müssen wir uns auch gar nicht wundern, wenn einer sieben Jahre die Theologie studirt und dann Forstmeister wird; wenn der Andere sieben Jahre Me-

dicin studirt und dann Landwirth wird, oder wenn der Dritte, wie der Pater Veit in Wien, sieben Jahre Director der Thierarzneischule ist und dann Prediger bei den Jesuiten wird. Das ist ja sodann ganz ein anderer Mensch und der gute Prediger, welcher die Angelegenheiten des Thierreichs mit denen des Himmelreichs vertauschte, hat das Kuriren der kranken Thierchen, die zu ihm kamen, ganz vergessen. Diese siebenjährige Verwechslung bringt uns auch dahin, daß wir uns gar nicht mehr wundern, wenn wir eine Liebschaft sehen, die sieben Jahre gedauert hat und plötzlich aufhört, da es nun zwei ganz andere sind; oder wenn man einem ehrlichen Kerl sieben Jahre lang Hoffnung auf ein Amt machte und es im achten an einen andern vergiebt; oder wenn ein Regent seinen Günstling plötzlich fallen läßt, das geht ganz natürlich zu, das sind ja dieselben Menschen nicht mehr. Wie sollen also Sprichwörter, die schon hundert und mehrere Jahre alt sind, zu uns, die wir alle sieben Jahre andere Menschen sind, passen?

Ich will Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ein paar Sprichwörter vorführen, und dann urtheilen Sie selbst, ob wir sie nicht aus unsern Sprichwortbüchern ausmerzen müssen. Z. B.

„Nach Regen folgt Sonnenschein.“

Das Sprichwort taugt schon an und für sich nichts; denn wenn es wahr ist, daß nach Regen Sonnenschein folgt, so geht natürlich daraus eben so wahr hervor, daß nach Sonnenschein Regen folgt. Wo liegt sodann unser Trost? Ist es denn aber auch wahr, daß nach Regen Sonnenschein folgt?

So lange man von einem Menschen weiß, daß er glücklich ist, daß, so wie man sagt, die Sonne vor seiner Thüre scheint, da folgt lauter Sonnenschein; wo er hinkommt, ist Sonnenschein für ihn, hier ist es die heiße Sonne eines Vornehmen,

dort die lieblich strahlende und doch verzehrende Gluthsonne eines großen Auges, kurz er müßte eigentlich einen Sonnenschirm stets bei sich tragen. Wenn aber die Sonne von der Thüre desselben weggeht, und Regen des Unglücks stürzt aus den schwarzen Wolken des Schicksals über ihn nieder, wo scheint ihm da noch eine Sonne? Dieser Regen zieht für ihn alle Gattungen Regen mit, alle seine Hoffnungen zerstäuben: so hat er einen Staubregen; worauf er gerechnet hat, da kommt ein Strich drein, es war also ein Strichregen, und wo er sich zeigt, weicht man ihm aus und macht ihm Platz, da hat er auch den Platzregen! Die feiste vornehme Sonne hat sich ganz verhüllt, und das schöne Sommerauge hat den Wimpervorhang über sich und über die vergangenen Zeiten gesenkt. Wenn's hoch kommt, schenken ihm seine Freunde drei Regensburger, die einen Groschen ausmachen. Ist demnach das Sprichwort: Nach „Sonnenschein folgt Regen" ein Wahrwort?

Nehmen wir ein zweites Sprichwort:

„Mann und Weib ist ein Leib."

Ein schönes Sprüchlein, allein es muß auch schon quiescirt werden. Vor Allem weiß man nicht, ob auf ein jetziges Ehepaar der Ausdruck: „Mann und Weib" auch paßt; bald weiß man nicht, welches der Mann ist und welches die Frau, bald ist sie auch ein Mann, da müßte es heißen: „Mann und Mann ist ein Leib."

Bald ist er auch ein Weib, da müßte es heißen: „Weib und Weib ist ein Leib."

Aber betrachten wir ferner ein Ehepaar à la Mode, er wohnt im rechten Flügel, sie wohnt im linken Flügel, wie ist das nun ein Leib? Betrachten wir ein solches Ehepaar im Theater. Das Weib sitzt im ersten Logenrang und hinter ihr ein charmanter Mann, der ihr im Zwischenact den Hof macht;

der Mann ist im zweiten oder dritten Logenrang und vor ihm eine Dame, welcher er den Hof macht; kann also ein Leib im ersten Logenrang sich den Hof machen lassen, und zu gleicher Zeit im dritten Rang selbst den Hof machen?

Sehen wir ein solches Ehepaar auf Landpartthien, sie sitzt zu Pferde und hinter ihr her galoppiren mehrere, welche die kühne Roßbändigerin bewundern, er setzt in einer Gondel ein paar wasserlustige Damen über die bläuliche Fluth, und hofft, daß seine Uebersetzung mit dem Original belohnt werde; kann nun ein Leib zu gleicher Zeit Galoppreiten und Damen in einer Wasser-Uebersetzung liefern?

Das Sprichwört sagt auch blos: „Mann und Weib ist ein Leib," aber nicht auch eine Seele. Nun kann aber an diesem einen Leibe das Weib die rechte Hand und der Mann die linke Hand sein, und es ist ehelich-christlich, daß die linke Hand nie wisse, was die rechte thut.

Wenn das Weib Frauenbesuch bekommt, so sagt er: „Mann und Weib ist ein Leib," die besuchen mich, ich geh' nicht von der Stelle; wenn der Mann sich eine Summe zu einem Ueberrocke erspart hat, so sagt das Weib: „Mann und Weib ist ein Leib," den Ueberrock werd' ich mir machen lassen. Wenn die Frau eine zärtliche Freundin hat, und sie oft umarmt, so sagt der Mann: „Mann und Weib ist ein Leib," und umarmt sie auch; wenn die Frau krank ist und Freund Hain kommt, um sie zu holen, so lispelt sie: „Mann und Weib ist ein Leib," so nimm gefälligst meinen Leib dort!

Wenn der Mann ein Dichter ist, der die ganze Menschheit liebt, so sagt sie: „Mann und Weib ist ein Leib," ich muß nun auch gerade eine Hälfte der Menschheit, die auf mich kommt, lieben. Dies Sprichwort hält also auch nicht Stich.

Betrachten wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nun das Sprichwort:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus, du trägst wenig Ehr' heraus."

Erstens können wir jetzt gar nicht mit Bestimmtheit sagen „des Nachbars Haus;" denn wenn wir alle Ewiggelder und Hypothekengelder wüßten, die auf des Nachbars Haus lasten, so wüßten wir, daß des Nachbars Haus nicht das Haus des Nachbars ist, es ist das Haus nach Borg, aber nicht nach Baar.

Vielleicht führt uns diese Betrachtung zu der Ursache, warum jetzt so viele Häuser fallen.

Ein jeder Fall entsteht dadurch, daß alle Körper, vermöge ihrer Schwere, dem Mittelpunkte der Erde zustreben. Die Erde aber ist nichts als ein Kaufmannsstand; denn der Kaufmannsstand ist der einzige, der sich stets um seine eigene Achse dreht. Der Mittelpunkt des Kaufmannsstandes aber ist der Credit, folglich besteht der Mittelpunkt der Erde aus Credit; es ist also sehr natürlich, daß die Häuser deßhalb fallen, weil sie zu viel Bestreben nach diesem Mittelpunkte der Erde in sich tragen.

Ich komme von diesem Einfall, welcher auch vermöge seiner Schwere mich zu einem Abfall von meinem Sprichworte verleitete, wieder zu demselben zurück. Es ist nicht wahr. daß man wenig Ehre herausträgt, wenn man viel in's Nachbarhaus geht, wir tragen sehr viel Ehre heraus, nicht etwa unsere, sondern die Ehre, die wir nun dem Nachbarhause abzuschneiden gedenken. Ist zum Unglück die Nachbarhaus-Ehre zu kurz, um ihr noch etwas abschneiden zu können, so schneiden wir im Nachbarshause andere Ehren von Unbekannten und Bekannten ab, und nehmen sie mit; es muß also heißen: „Geh' viel in Nachbars Haus, so trägst du viel Ehr' heraus!"

Was meinen Sie von dem Sprichworte:

„Ehrlich währt am längsten?“

Ist Ehrlichkeit ein Kleid, welches lange währt, weil man es selten anzieht?

Jetzt sollte man eigentlich sagen: „Ehrlich hat am längsten gewährt!“

Bis man ehrlich zu etwas kommt, da währt es am längsten, und da die Ehrlichkeit uns langweilt, so währt sie wieder am längsten.

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel.“

Auch ein erlogenes Sprichwort; unsere Gelehrten fallen uns alle vom Himmel herunter, und die wenigen Gelehrten, die wirklich von den Schulen fallen, haben alle Augenblicke Ursache, wie aus dem Himmel gefallen zu sein. Ueberhaupt, der Himmel läßt Niemanden so fallen, als eben seine Gelehrten, daher sehen wir so viele Gelehrte, die auf den Kopf gefallen sind, und es ist ein wahres Glück, daß die Gelehrten selten schwer sind, und bei ihrer specifischen Leichtigkeit sanft auf die Nase fallen.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang.“

Das ist auch nicht wahr! In unserer Zeit, wo Trinken, Spielen, Fluchen, Verläumden, Verführen, u.s.w. zum Geschäfte geworden ist, da muß es heißen:

„Müßiggang ist aller Tugend Anfang.“

„Wer's Glück hat führt die Braut nach Haus!“

In diesem Sprichworte liegt schon ausgedrückt, daß nur ein Mensch, der immer Glück hat, eine Braut nach Hause führen soll, so wie ein Mensch, der einmal Glück hat, auch in die Lotterie setzen soll, vielleicht macht er gerade einen Treffer. Sonst müßte es heißen: „Wer das Glück hat, der führt die Braut nach Haus, d. h. nach Haus zurück, woher er sie geholt.“

Das Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen,“ hängt mit dem Sprichworte:

„Auf den Himmel muß man bauen, nur der Himmel fügt das Ende,“ und dieses mit dem dritten Sprichworte: „Der Himmel hängt voll Geigen,“ genau zusammen.

Im Himmel sind gut Ehen zu schließen, denn der Himmel fügt auch das Ende. Weil im Himmel Ehen geschlossen werden, hängt der Himmel voll Geigen; denn die Geige ist das Symbol der Ehe, weil bei ihr die Eh-(E) Saite die dünnste ist und diejenige, die am leichtesten zerreißt.—Auf den Himmel ist gut bauen, weil Ehen in ihm geschlossen werden; denn Ehen schließen ist schon der letzte Einfall, sodann läßt sich ohne Gefahr bauen. Eben weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, sind unsere Eheleute nachher wie aus dem Himmel gefallen, und eben bis die Ehen vom Himmel auf die Erde kommen, sind sie wie der Hagel eiskalt geworden. Da nun die Ehen auf die Erde fielen, die Geigen aber im Himmel hängen geblieben sind, so spielen wir für unsere Erden-Ehe den Contrabaß!

Die Ehen werden also im Himmel geschlossen, und als Gefangene, paarweise aneinander geschlossen, auf die Erde geschickt.

Nach dieser kleinen Heerschau der Sprichwörter wollen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch eine winzige Revue über die Redensarten halten, die wir täglich und stündlich im Munde führen, um zu sehen, was wir eigentlich mit ihnen so in Wahrheit meinen.

„Ihr gehorsamster Diener!“ Das hören wir täglich hundert Mal; nun aber erstens, wer erlaubt sogleich jedem mein Diener zu sein?

Wenn ich einen Diener annehme, so muß er mir Atteste und Zeugnisse bringen, wenn also Jemand auf der Straße zu uns sagt: „gehorsamer Diener!" so sollten wir ihm sogleich seine Atteste und Zeugnisse abfordern, ob er ein ehrlicher, treuer Kerl ist, der wir zum gehorsamsten Diener haben wollen. Fordern wir aber einmal von einem solchen „gehorsamsten Diener" den kleinsten Dienst, so würden wir von seiner Dienerschaft schöne Proben bekommen. Ein Minister sagt uns:

„Ihr ganz gehorsamster Diener!"

Eine Stunde darauf könnte er durch ein einziges Wörtchen, durch einen Federzug uns einen Dienst leisten, er thut's gewiß nicht.

Also das gewöhnliche „Ihr gehorsamster Diener" heißt nichts als: „Was scher' ich mich um den Kerl!"

Dabei nehmen wir den Hut ab, damit der Himmel unsere Gedanken sehe, und bücken uns dazu, als wollten wir es mit dem Kreuze bestätigen.

„Ah! ich freue mich unendlich, Sie endlich einmal wiederzusehen!"

Das heißt nichts anders, als: „Himmel Herrgott! ist der Mensch denn schon wieder da!"

„Sie sehen heut' aus, wie das liebe Leben!"

Mit andern Worten gesagt: „Der schaut aus, daß einem übel werden möchte."

„Ach, wie geht's denn Ihren lieben, kleinen Goldjungen?"

Zu deutsch: „Lebt denn die Meerkatzenbrut auch noch?"

„Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?" oder richtig übersetzt: „Wären Sie schon dort, wo der Pfeffer wächst!"

„Erzeigen Sie mir die Ehre, nächsten Sonntag meinen Tisch zu beglücken!" das heißt: „Einmal muß ich die verfluchte Schuldigkeit doch vom Halse bekommen!"

„Ach, welch' glücklicher Zufall! seh' ich Sie schon wieder?" soll heißen: „Hol' Dich der Kuckuk, alle drei Spannweit sieht man das confiscirte Gesicht!"

„Das muß man gestehen, Ihr Geschmack, sich zu kleiden, ist unübertrefflich!" oder richtiger ausgedrückt: „Der Pavian kleidet sich wie ein wahnsinniger Tuschkasten!"

„Mein Fräulein, mit Ihnen zu tanzen ist ein Genuß!" auf gut deutsch: „Mamsell, ich wollt', Sie wären ohne Beine auf die Welt gekommen!"

„Ach Freund, ich habe mich in Ihrer Vorlesung göttlich unterhalten!" will eben so viel sagen als: „Ich habe mich gelangweilt wie ein Mops!"

„Sie haben den vortrefflichsten Keller in der ganzen Stadt;" oder auch: „Der Teufel hol' Ihren Krätzer!"

So ungefähr, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist die eigentliche und richtige Auslegung unserer gewöhnlichen Redensarten, mit welchen wir uns abspeisen und mit denen wir durch's ganze, liebe Leben leeres Stroh dreschen.

Selbst die Redensart „leeres Stroh dreschen" bringt mich auf die Falschheit des Ausdruckes „leeres Stroh dreschen," so wie überhaupt auf das große Unrecht, welches wir Menschen dem Stroh anthun.

Ich weiß nicht, wie es aber wieder kommt, daß ich nie an leeres Stroh denken kann, ohne daß mir der Dilettantismus einfällt, so wie ich auch nie an Dilettantismus denken kann, ohne daß ich leeres Stroh vor mir sehe.

Ich meine hier nicht jenes Dilettiren, wenn die Jugend den süßen Reizen der holden, lebenverschönernden Künste obliegt, ich rede hier nicht von den angenehmen Stunden, die uns in häuslichen Kreisen durch den Zauber des Gesangs, durch den Reiz der Musik, so herz- und geisterhebend ausgefüllt werden; denn wer ist ein solcher Barbar, dem segens-

und gemüthsreichen Einflusse solcher geselligen Stunden, in welchen die sanftern Schwesterkünste den Pendelschlag der Zeit beflügeln, zu widerstehen? Wer überläßt sich nicht gerne den milden Eindrücken eines gut gesungenen Liedes, einer fertig gespielten Composition auf irgend einem angenehmen Instrumente, oder den lieblichen Phantasien einer gut vorgetragenen Dichtung?

Ich mag nur jenen Dilettantismus nicht leiden, der den Kindern seiltänzermäßig eingebläut wird, damit sie ihn in Gesellschaften ausschwitzen sollen; jenen Dilettantismus, der in Kunststücken und Purzel-Bäumen uns vorgemacht wird; jenen Dilettantismus, der nicht zur Kunst führt und auch diese göttliche Abstammung nicht verräth, sondern der eine krampfhafte Verzerrung des hohen Ideals ist, jenes verwachsene, englischgliedrige Gespenst, das uns aus Kinderstuben entgegenkriecht und uns zum innigen Mitleid bewegt. Der Norden ist der Brütofen dieser geselligen Ungeheuer. Mir lag immer zwei Tage früher ein Alpengebirg auf der Brust, wenn ich zu Thee mit Bildung, und Pumpernikel mit Dilettantismus gebeten wurde. In Nord-Deutschland ist es eine wahre Dilettanten-Hetze, auf jeder Butterbemme kriecht ein Dilettant herum, und mit jedem Bissen Schlackwurst muß man einen Dilettanten oder wie sie eigentlich heißen sollten: einen Delinquenten, hinunterschlucken.

Zum Spaß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen einen solchen ästhetischen Delinquenten-Thee-Abend mittheilen, den ich in einer nicht unbedeutenden norddeutschen Stadt mitzumachen das horrente Glück hatte.

Die Frau Legationsräthin, bei welcher diese mörderische Dilettantenschlacht vorging, war bekannt für eine Schönheit vom dritten Wasser und ihr Thee für eine Schönheit vom ersten Wasser, ihr Herr Gemahl für sehr fett und ihr Butter-

brod für sehr mager; allein da sie eine Nichte hatte, mit Augen schwarz wie die Nacht, Wangen frisch wie der Morgen, Lippen glühend wie der Mittag und einem Herzen milde wie der Abend, nahm ich gewöhnlich die Einladung der Tante an, und machte mit Nichten den Tantalus.

Kaum saß ich ein paar Minuten, als angekündigt wurde, es sei eine dilettirende musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung arrangirt. Ich fühlte, wie ich blaß wurde, und sagte zu einer neben mir sitzenden Auscultator-Frau: „Die Erfindung der Dilettanten ist doch sehr heilsam!“

Die Auscultator-Frau lächelte: „die Entdeckung wollen Sie sagen!“ Die Schlacht begann.

Ein Hausvetter, ein Dilettant von Profession, hatte einen Prolog gedichtet. Zwei Bogen Papier droheten wie zwei Jahrhunderte in seiner Hand. Ich empfahl meine Seele Gott und hörte zu. Der Vetter war ein Mordvetter! er stand da, wie die Zugspitze, Bäche Schweiß rannen ihm von dem hohen Haupte; der Vetter mußte eine Lunge gehabt haben wie ein Rhinozeros, er war nicht zum Umbringen! endlich schleuderte er wie ein Vulkan das letzte Wort über unsere Häupter hin! „Bravo!“ „Bravo!“ schrie Alles und die Auscultator-Frau sagte zu mir:

„Die Idee dieser Denkungsart hat Aehnlichkeit mit dem Marquis von Poasert in Goethe's Emilia Galotti!“ „Richtig! meine Gnädige!“ sagte ich, „auch etwas mit Caroline Moor in Klopstock's Rinaldo Rinaldini.“

Nun kam die Tochter des Hauses und sang „Matthissons Adelaide“ mit Musik von Beethoven. Nun gehört gerade dieses Lied mit dieser Musik zu den zartesten Schätzen der Poesie und der Musik, und ein Messerstich durchfuhr meine Brust, als der erste Ton wie aus einer geplatzten

Fischblase aus ihrer Kehle kam. Bei dem Refrain „Adelaide" legte sie das Köpfchen immer wie eine Tischklappe auf die linke Schulter und tremulirte das Wort heraus, daß ich glaubte, die gute „Adelaide" werde ganz zerbröckelt herausfallen.

„Süperbe!" „Süperbe!" schrie Alles. „O," sagte die Auscultator-Frau, „wenn das nur Eiland Beethoven hören könnte, ich selbst würde um diesen Preis es nicht hören!"

„Da zertheile ich Ihre Empfindsamkeiten!" war meine Antwort.

Nun sollte das zehnjährige Töchterchen etwas declamiren, blos eine Kleinigkeit: „Schiller's Glocke!"

Ich hätte in diesem Augenblick eine halbe Million für einen gelinden Nervenschlag gegeben.

Die Kleine begann:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!

„Wie nennt sich das auf Deutsch?" fragte mich die Auscultators-Frau.

„Es heißt," sagte ich, „die Lebenden ennuyir' ich, die Todten maltraitir' ich und das Donnerwetter parodir' ich!" —„Ach," sagte sie, „der Schiller war doch ein sehr moralischer Mensch!"

Zum Unglück wußten Alle die Glocke auswendig und jeder half ein; bei der Stelle:

„Der Wahn ist kurz,"

sah die Auscultator-Frau ihren Mann an, welcher wirklich etwas kürzlich war und bei den Worten:

„Die Reu' ist lang!"

streckte sie die Arme aus, als wollte sie anzeigen, wie lang die Reue sei.

Bei dem Schlusse:

„Friede sei ihr erst Geläute!“ läutete die ganze Gesellschaft mit. „Charmant!“ „Charmant!“ hieß es ringsum.

„Ja,“ sagte die Auscultator-Frau zu mir, „die Glocke ist doch ein schönes Epigramm und man kann die ganze Naturgeschichte aus ihr lernen!“—„Ja! meine Gnädigste!“ erwiederte ich, „und besonders für die Feuer-Commission und Schornsteinfeger ist es ein wahres Lehrbuch!“

Nun declamirten zwei Damen den Dialog der Königinnen in „Maria Stuart.“ Das Köstlichste dabei war, daß die Eine im Eifer sagte: „Dort legt ein Schiffer seinen Rachen an!“ Dabei spreizte sie die Hand grad' aus und alles folgte unwillkürlich dieser Bewegung, und die Frau Legationsräthin saß wirklich mit offenem Maul da.

Die Auscultatorfrau meinte wieder, die Eine hätte mehr Talent zum Gekünstelten, die andere aber wäre blos neutral.

Noch waren meine Leiden nicht zu Ende. Die Frau Legationsräthin spielten Guitarre und sangen die „Leonore“ mit Musik von Zumsteeg dazu. Sie lag ganz über die Guitarre und ruderte mit dem Ellenbogen, als ob sie schwimmen wollte; bei den Worten: „Die Todten reiten schnell,“ gerieth sie stets in Feuer und ich glaubte alle Augenblicke, die Frau Legationsräthin würde auf der Guitarre zum Fenster hinausreiten. „Göttlich!“ „Göttlich!“ schrie Alles.

Die Auscultatorfrau sagte: „Man sieht doch gleich, wer bürgerlich ist, der bringt seinen Rappen mit in's Gedicht!“

„O,“ sagte ich, „der Rappe ist kein gewöhnlicher Rapp; der Rapp ist von gutem Haus, blos ein Geist und aus der Familie des General Rapp.“

Zum Schlusse tanzten noch zwei Kinder die Gavotte, wie ein paar exercirende Regenwürmer. Es war eine wahre Seelenangst, es anzuschauen.

Die Auscultatorfrau drückte mir in Verzückung die Hand und lispelte:

„Ach, was ist die Jugend reizend, wenn sie noch elastisch ist!"

„Tanzen Sie auch?" fragte ich sie und warf einen Seitenblick auf ihre dubiöse Elasticität.

„Früher," sagte sie, „hab' ich es oft als eine gymnastische Uebung getrieben."

Da trat die Frau Legationsräthin zu mir heran und sprach: „Der Herr Doctor müssen schon heute mit dem Wenigen fürlieb nehmen!" Ach, sagte ich, gnädige Frau, das muß man Ihnen lassen, es versteht kein Mensch so wie Sie, eine Gesellschaft zu amüsiren!"

„Schmeichler!" sagte sie, warf mir ein leeres Bonbon-Papier an den Kopf und ging von dannen.

Dieses Bild eines nordischen Dilettanten-Thee's, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist wahrlich nicht mit zu grellen Farben geschildert, und der Ausdruck dafür: „leeres Stroh dreschen," ist ein sehr gelinder; denn das einförmige Klappern, welches durch dieses Dreschen entsteht, ist bei weitem nicht so qualvoll, als jenes Angst- und Peingeschrei wüthiger Dilettanten.

Nun komme ich darauf zurück, daß es mir sehr schmerzlich ist, das gute, liebe Stroh so gering geschätzt, so verachtet zu wissen. Das Stroh ist nichts anderes, als ein umgekehrter Parvenu, ein vom Unglück gebeugtes, um alle seine Glücksgüter gekommenes Wesen. Es stammt aus einer der ersten Familien des Landes, vom Getreide, ab.

Wie blühend war der Zustand des unglücklichen Stroh's, als es noch Getreide war! Alles machte ihm den Hof, Jung und Alt wallfahrte zu ihm hinaus und freute sich seines Wohl-

standes. Dichter besangen seine goldenen Wogen und schäckernde Mädchen spielten in seiner grünenden Saat.

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, einen Strohhalm an; so lange er noch ungeschnitten im Felde steht, ist er das Bild der Menschen; denn die Korn- und Weizenähre, die körnerreich ist, die, so zu sagen, etwas im Kopfe hat, die neigt das gefüllte Haupt bescheiden zu Boden, in demüthig gekrümmter Stellung steht sie in der Reihe der anderen da; sehen Sie aber die leere Aehre an, die gar nichts im Kopfe hat, wie hoch und stolz emporgeschossen sie das Haupt erhebt und anmaßend um sich blickt, gerade wie bei den Menschen!

Also, so lange das Stroh etwas besitzt, schätzen wir es; kaum ist es durch unsere eigene Grausamkeit um sein Bischen Vermögen gekommen, so verachten wir es, so verfolgen wir es.

Wie soll aber das Stroh mehr sein, als Stroh, da es stets nur mit Flegeln umgeht? Aber betrachtet nur die Strohe unter einander und gestehet, daß die Strohe besser sind und edler, als die Menschen.

Sehen Sie einmal die verschiedenen Strohe an: Weizenstroh, Kornstroh, Haferstroh, Roggenstroh, Bohnenstroh, Erbsenstroh, Dünkelstroh u.s.w.! giebt es Parteienhaß, Religionsverfolgung und Rangneid unter ihnen?

Hat je das hohe Weizenstroh zu dem niedern Haferstroh gesagt:

„Ich bin hochgebornes Stroh, und du bist nur bürgerliches Stroh?" Hat je Kornstroh zu Dünkelstroh gesagt: „mein Korn allein macht die Menschheit selig, dein Dünkel ist falsch, du hast den unrechten Glauben, man muß dich ausrotten?"

Dreschen die Strohe also nicht weniger leere Strohe, als wir Menschen? — Wir hoffärtigen und nichtigen Menschen reden uns doch ein, daß an dem Tage der Garben, nach der großen

Ernte, wenn wir alle nichts sein werden, als ausgedroschenes Stroh, auch dann reden wir uns noch ein, daß ein Stroh seliger werden wird, als die anderen!

Ihnen aber, meine freundlichen Hörerinnen, lege ich das Stroh besonders an's Herz. Ihnen empfehl' ich meinen gedemüthigten Clienten, an ihrer Milde soll sich das Stroh wieder aufrichten. O, meine freundlichen Hörerinnen, gedenken Sie jener goldenen, süßträumerischen Zeit, jener dichterischen Tage, wo ein liebend Herz und eine Strohhütte alle, alle ihre Wünsche umfaßte?

Ich weiß nicht, meine freundlichen Hörerinnen, ob Sie je eine Strohhütte und ein liebendes Herz in Natura gesehen haben; denn seitdem die Feuerassecuranzen entstanden, hat man sie beide verbannt, weil sie zu leicht Feuer fangen.

Aber es hat früher vielleicht dergleichen Dinge, als liebende Herzen und Strohhütten, gegeben und man sagt sogar, daß in dem neuen Museum zu Berlin ein dergleichen liebend Herz wirklich aufbewahrt wird.

Wundern Sie Sich nicht, meine freundlichen Hörerinnen, daß gerade ich mich der verbannten Strohdächer so annehme; denn wir Dichter sind die nächsten Anverwandten aller Dächer, da wir zunächst unter ihnen wohnen.

Mit den Strohdächern ist die Regierung der Dichter verschwunden, wir nur versetzten die Liebe unter ein Strohdach. In früherer Zeit, da kannte man auch die Wetterableiter noch nicht, da zuckte noch einmal der göttliche Funke vom Himmel, und zündete sein Opfer an; jetzt aber haben die Häuser eiserne und die Herzen goldene Blitzableiter und dennoch gab es nie so viel häusliche Donnerwetter, als eben jetzt. Ich glaube, liebende Herzen und Mispel halten sich nur im Stroh am längsten. Es ist daher schade, daß die Liebe im Herzen

und nicht im Kopfe wohnt, sonst würde sie sich doch noch in manchen Strohköpfen erhalten haben.

Es wird Ihnen nicht entgangen sein, meine freundlichen Hörerinnen, daß wir jetzt auch eine Art Liebe haben, die sich meistens im Monat Mai zu zeigen anfängt, und die wie die Krebse in den Monaten ohne R, Mai, Juni, Juli und August so ziemlich gut schmeckt. Das kommt daher, meine freundlichen Hörerinnen, weil Sie in diesen Monaten auch eine Art Strohdächer auf dem Kopfe tragen, Strohhüte. Liebe und Stroh ziehen sich nun einmal ausgemacht gegenseitig an.

Ein Frauenzimmer im Strohhut verliebt sich um dreiachtel Zeit wenigstens schneller, als ein Frauenzimmer im Sammt-, oder Atlas- oder Plüschhut. Von den Damen in Filzhüten red' ich gar nicht, denn ein Filz weiß nie etwas von Liebe. Es gibt kein Frauenzimmer, welches im Strohhute nicht schäferlicher gesinnt wäre, als sonst, trotz dem, daß die Strohhüte aus Stroh ohne Bart gemacht werden.

Gewiß steht Liebe und Stroh in geheimer magnetischer Verbindung; denn wann liebt der Mann seine Frau am zärtlichsten? wann ist sie ihm am liebsten? Wenn er Strohwittwer ist.

O, das Wort „Stroh" ist ein gewichtiges Wort! und oft ist bei einer Partie Whist der Stroh-Mann der interessanteste unter den andern drei alliirten Mächten! Ich bitte also, das Stroh nicht so ganz mit Füßen zu treten, und um Sie, meine freundlichen Hörerinnen, ganz mit dem Stroh zu versöhnen, sollen Sie so eben das letzte Wort darüber haben.

Dritte Abtheilung.

Das Desiderienbuch des Schicksals.

Das Schicksal hat in neuerer Zeit ein ganz eigenes Schicksal gehabt, jetzt hat jeder Lump ein Schicksal. Unsere Voreltern hatten eine Vorsehung, eine liebe, einfache, bequeme, heilsame Tracht, sie befanden sich dabei wohl an Leib und Seele. Jetzt haben wir einen Schicksals-Schneider, wir tragen Fatums! man trägt sie verschieden: Spinozistisches Fatum, astrologisches Fatum, vernünftiges Fatum, griechisches Fatum und türkisches Fatum.

Das türkische Fatum hat in neuerer Zeit russische Bäder genommen, und ist dadurch außer Mode gekommen, dafür wird das griechische Fatum durch englische Wichs (whigs) in neuem Glanz erscheinen.

Dieses gute Schicksal muß Alles gethan haben! wenn wir unsere Köchin fragen, warum ist aber der Eierkuchen verbrannt, so sagt sie:

„Ich hab' doch ein eigenes Schicksal mit meinen Eierkuchen!"

Da läßt sich nichts mehr sagen! Das Schicksal hat die Eierkuchen verbrannt!

Letzthin stürzte mein Barbier, mit Thränen in den Augen, in mein Zimmer, streckte das Messer in die Höhe, und rief mit allem Pathos des verzweifelnden Barbierthums:

„O Schicksal, das ist schmutzig von dir!"

Er hatte nämlich ein Viertellos in vier Ziehungen durchgespielt, ohne daß es gewann, in der fünften spielte er es nicht mehr, und es gewann 12,000 Thaler. Noch einmal rief er:

„Schicksal, das ist schmutzig!" und stürzte aus dem Zimmer.

Ich lachte den Barbier aus.

Eine Stunde darauf bekam ich eine Zustellung von der Polizei, ich sollte mich auf acht Tage zur Ruhe setzen, weil ich in Gegenwart des Publikums genies't hatte, und wenn ein Schriftsteller nies't, so sagt jede Polizei: „Zur Genesung!" Die Genesung aber bedarf vor Allem Ruhe und Abgeschiedenheit. Dazu mußte ich noch im voraus 4 fl. 36 kr. bezahlen.

„O Barbier, Barbier, rief ich aus, o Schicksal, das ist schmutzig von dir!"

Ich stürzte in den englischen Garten, und es kam mir vor, als ob auf jedem Blatt ein Schicksal säße, und mich auslachte. Plötzlich schlägt mir Jemand auf die Schulter: „Guten Abend!" Ich sah mich verdrießlich um, ein junger Mensch, den ich auf den ersten Augenblick für einen Seiltänzer hielt, stand vor mir.

„Mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen?" fragt' ich.

„Ich," erwiderte er, „ich bin das Schicksal, und will dir beweisen, daß ich nicht so schmutzig bin, wie du meinst. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Bureau, mache du das Schicksal, merk' auf, was alle Leute in mein Desiderienbuch einschreiben, und dann sage mir, ob das Schicksal eines Schicksals zu beneiden ist; ich aber geh' indessen auf die Polizei und laß mich zur Ruhe setzen."

Und so geschah es auch.

„Donnerwetter!" dacht' ich, „wenn die Polizei wüßte, daß sie das Schicksal eingesperrt hat, der Kerl müßte bei Wasser und Brod sitzen."

Ich setzte mich auf das Büreau des Schicksals, das Desiderienbuch lag da, und daneben eine große Riesenfeder, mit welcher sich alle Menschen in das Buch einschrieben. Ich war noch nicht lange da, als schon das Heer der Einschreibenden ankam.

Zuerst kamen die Gärteninhaber um die Stadt München und baten dringend um schönes Wetter. Darauf kamen die Schu-

ster, die Fiaker und Parapluiehändler und baten dringend um schlechtes Wetter. Dann kamen die armen Leute und baten um einen warmen Winter, und gleich darauf die Holzhändler und baten um einen sehr strengen Winter. Jetzt kamen die Speisewirthe, die Wildprethändler und Weinhändler und wünschten Gesundheit und einen guten Magen für die ganze Menschheit, und sogleich hinterher die Aerzte, die Apotheker und die Todtengräber, und wünschten allgemeine Magenverderbniß und tödtliche Langeweile. Nun zogen Bauern, Künstler und Handwerker heran und flehten um Frieden, und eine Minute darauf kamen Soldaten, Advocaten, Speculanten und Lieferanten und baten um Krieg und Verheerung. Darauf kamen Theater-Directoren und baten um gute Stücke, aber die Recensenten erbaten sich gleich hintendrein lauter schlechte Stücke. Darauf kamen sämmtliche Mädchen und schrieen: „O gutes Schicksal, nur Männer!“ aber die Männer folgten und schrieen, und schrieen:

„O, gutes Schicksal, nur keine Weiber!“

Nun kam eine schöne Actrice und bat um Applaus, aber sogleich kam noch eine schönere und bat, diese möcht' ausgezischt werden.

Nun kamen mehrere Zeitungsblätter und wünschten, die Abonnenten möchten zunehmen und die Abonnenten verlangten, die Blätter sollten abnehmen.

Da kam auch die sämmtliche getaufte Judenheit aus England, und bat, die Emancipation der Juden möchte **nicht** durchgehen; denn sonst hätten sie sich umsonst taufen lassen, aber auch der Genius der englischen Nation erschien und sprach:

„Da die englische Nation doch eigentlich aus lauter Juden besteht, so wüßte man nicht, warum ein kleiner Theil dieser Juden nicht emancipirt werden sollte.“

Auch die Griechen kamen, und schrieben in das Desiderien-

buch ein, man hätte so lange mit ihnen "Ecarté" gespielt, aber ohne König, jetzt wollten sie einen König haben, aber er sollte nicht wie ein Kartenkönig in französischen Karten zwei Köpfe haben, z. B. einen englischen und einen griechischen; denn diese zwei Kartenköpfe stehen gewöhnlich gegen einander gerichtet.

Die Völker kamen und baten um eine öffentliche Gerichtsbarkeit und die Juristen baten um eine geheime Gerichtsbarkeit.

Kurz, die Wünsche Aller liefen sich gerade entgegen, und ich überdachte eben, wie zu bedauern das Schicksal sei, und wie unrecht wir demselben thun, als das Schicksal selbst hereinstürzte und auch etwas in das Desiderien-Buch des Schicksals einschrieb. Das Schicksal wünschte nämlich selbst wieder Schicksal zu werden; denn sagte es, es ist doch besser, wenn das Schicksal die Polizei in der Hand hat, als wenn die Polizei das Schicksal in der Hand hat. Dagegen ließ sich nichts einwenden, ich räumte dem Schicksal seinen Platz wieder ein, und es stellte mir frei, auch einen Wunsch in das Desiderienbuch einzuschreiben, er sollte erfüllt werden. Einen Augenblick wurde mir ganz schwindlich, goldne Berge lagen vor meiner Phantasie, Zauberschlösser bauten sich vor mir auf! Titel und Orden flammten vor meinen Augen, aus dem verfallenen Grabe meines Herzens stiegen selige Gestalten heraus, Lorbeerbäume winkten mit ihrem tiefsinnigen Grün, paradiesische Tempe-Thäler lockten mit Farbenspiel und duft'gen Blüthenströmen, aber an dem jungen Zweig einer grünen Weide hing eine einfache Leyer und aus ihren Saiten klang es mir zu wie Freundesruf aus der Ferne, wie Muttergruß von Jenseits, wie Kirchentrost am Grabesrand, und aller Flitter zerstob um mich, und ich schrieb blos folgende Zeilen ein:

Ich höre Harmonien in mir rauschen,
Im Busen schlägt ein Nachtigallenchor,

Es lockt die eig'ne Brust mir zu belauschen,
Es ziehen weiche Klänge in mein Ohr,
Doch soll mein Wünschen ich in Worte tauschen,
Zerrinnt's um mich wie leichter Nebelflor.
Ich will des Regenbogens Schimmer fassen,
Und find' gestaltenlose Wolkenmassen!

Natur! Du bist des Sängers höchste Gabe,
Du bleibst allein sein angebetet Haupt,
Gesang zieht durch die Welt am Pilgerstabe,
Der Heimath sieht die Dichtkunst sich beraubt,
Der Lenz ist ihre Welt, der Mai ist ihre Habe,
Nur Blätter sind zum Obdach ihr gelaubt,
Kein Laut kommt freundlich ihr entgegen,
Als der, den ihre Silbersaiten regen.

Dennoch vor allen hast du den erkoren,
Dem du geschenkt des Liedes Zaubermacht,
Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren,
Und eig'ne Sonnen schafft er seiner Nacht,
Er ruft den Reiz zurück verschwund'ner Horen,
Daß das Vergang'ne weilend bei ihm lacht,
Und aus dem Reich der Fluren und der Auen,
Bringt Blumen er den Herren und den Frauen.

So will ich denn zum Abschied eben,
Mir Blumen pflücken ohne Rast,
Und jedem dann das Blümchen geben,
Das sich so g'rade zu ihm paßt:

Für Frauenzimmer bring' in Schaaren,
Ich Blumen erst in Liebe dar,
Für Bräute bring' ich „Braut in Haaren"
Für Frauen bring' ich „Frauenhaar."

Die Mädchen müssen „Lilien" haben,
Das „Röschen" und auch „Tausendschön,"
Zuerst soll „Augentrost" sie laben,
Dann ist „brennende Lieb'" zu seh'n.

Für Mädchen, die am Nähtisch sitzen,
Da bring' ich freundlich „Fingerhut,"
Und die am Heerd beim Kochen schwitzen,
Die finden „Löffelkraut" auch gut.

Die Dumme, die mit Sprechen zaudert,
Kriegt „Gänseblum'" von mir,
Die and're, die in einem plaudert,
Die „Glockenblume" reich' ich ihr.

Dem Manne, der zum Herzenslohne
Aus Liebe wirbt im Mädchenkreis,
Dem reiche ich die „Königskrone"
Und auch das Blümchen: „Ehrenpreis."

Doch dem, der nur auf volle Hände,
Und nicht auf volle Herzen schaut,
Dem reich' ich „Goldlack" bis an's Ende,
Und auch das „Tausendgüldenkraut."

Für Ritter und für Kriegeshelden,
Ist „Rittersporn" und „Löwenzahn,"
Doch will sich mir ein Feiger melden,
Dem biete „Zittergras" ich an.

Den Dichtern wird die „Imortelle"
Mit tiefer Demuth auch verehrt,
Doch naht ein Scribler meiner Schwelle,
So werden „Nesseln" ihm bescheert.

Für Advocaten und Geleite,
Hab' „Zankkraut" ich und durst'gen „Schwamm,"
Und für gewisse Eheleute
Bring' ich auch heimlich „Hahnenkamm."

Mich selber würd' es sehr beglücken,
Dürft' aus dem Kreis, der mich umflicht,
Ich heute mir das Kleeblatt pflücken:
„Nachsicht," „Geduld," „Vergißmeinnicht."

Memoiren aus meinem Jugendleben.

Erstes Kapitel.

Recept zu einer Selbstbiographie.

Nimm ein großes, schwarzes Küchenmesser,
Den Secirtisch hol' vom Krankenhaus,
Und daneben stell' zwei leere Fässer,
Salz und Pfeffer gehe dir nicht aus.
Schneide dann dich selbst in Stücken,
Und was Gutes an dir ist, das werfe fort,
Denn sich selbst zu loben, wird sich nicht schicken,
Davon glaubt man dir ja doch kein Wort!
Doch das Schlechte, was aus Leib, Gehirn und Seele
Du von dir herauszuschneiden nur vermagst,
Das nur nimm, füll' die Fässer, nichts verhehle,
Und man glaubt dir mehr noch als du sagst!
Dann bestreu', selbstverläugnend, heldenmuthig,
—Nicht mit Mandeln, Butter, Zucker oder Schmalz,—
Diese Stücke, lebend, zuckend noch und blutig,
Schon mit Cayenna-Pfeffer und mit Salz.
Wenn du so, was du gethan, gefühlt, gedichtet,
Deines Lebens Inhalt und dich selbst dazu
Hast zerstückt, recht eingepfeffert, zugerichtet,
Dann erst sag' zum Publicum: „Greif zu!"

An der Schwelle meines sechzigsten Lebensjahres,—welches am 8. Februar 1855 getagt hat, Gott und der Geldmangel erlaubten es,—sehe ich vor und zurück durch den langen Corridor von sechzig Jahren, durch den langen Lebensgang,—und sehe die Wiege und sehe den Sarg, und höre im Geiste meine Wiegenlieder und meinen Grabgesang, und an der

Wiege steht eine Mutter mit dem Thränentuch des diesseitigen Kreuzganges und am Sarge steht ein Vater, ein ewiger Vater mit dem Lichte des jenseitigen Lichtganges!

In dem Maße, wie das physische Auge und Ohr im Alter kurzsichtig und schwerhörig wird, wird das innere Auge und Ohr weitsehend und scharfhörig, und jenes sieht alle Gestalten der Kindheit und Jugend, und dieses hört alle Kinder-Echos und alle Waldgesänge und alles Bachgeriesel aus dem Lande der Jugend! Und so liegt an der Ausgangsthüre aus dem Leben vor dem Menschen eine Auferstehung und hinter dem Menschen eine Auferstehung, und der sterbende, der absterbende Mensch steht zwischen zwei Auferstehungen, und bevor die Seele der Auferstehung vorwärts zustrebt, pilgert Herz, Geist, Erinnerung so gerne noch einmal zurück zur Auferstehung des vergangenen Lebens und die Seele wird zur Willi und aus den Gräbern der Vergangenheit steigen die Gestalten als lauter Wilis heraus und tanzen mit ihm den langen, süßen, tödtlichen Brauttanz!

In meinem sechzigsten Jahre geh' ich daran, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben.

Für wen?

Wozu?

Für wen? Nicht für Diejenigen, die fragen: wozu?— Wozu? Nicht dazu, daß man frage: für wen?

Ich und die Maria Stuart wir sind „viel geliebt und viel gehaßt" worden; sie ist viel gehaßt worden, weil sie—schön war, deshalb bin ich gottlob nicht gehaßt worden!

Für die, so mich geliebt, für die, so mich gehaßt, schreib' ich meine Lebensgeschichte nieder, auf die Gefahr hin, daß mich nach Lesung meiner Biographie jene so mich lieben, weniger lieben und die so mich hassen, weniger hassen dürften! Die zweite Gefahr ist die größere!

Wozu? Zum Besten meines Ichs! Das „Ich" muß, wenn es lange liegt, aufgeschaufelt werden, es muß gewendet werden, dann sieht es eine lange Zeit aus wie neu, wie frisch!

Wenn der Mensch seinen inneren Menschen bei den Ohren aus sich herauszieht, und ihn vor sich hinstellt und ihn betrachtet und beschaut von der Vergangenheit bis jetzt, so findet er, wie beim Ausziehen aus einem Quartier so manches Verlorene, Vergessene, so manchen verlegten Schlüssel zu dem Räthsel seines jetzigen Menschen, so manche alte Rechnung der Jugend, welche das Alter jetzt bezahlen muß!

Kein Mensch, kein Individuum ist so unbedeutend, daß seine Lebensgeschichte nicht irgend etwas Interessantes für den denkenden Leser, für den Menschenstudierer enthielte, so wie kein Individuum physisch so klein ist, daß die Anatomie seines Körpers dem denkenden Arzte nicht immer noch neue und interessante Entdeckungen gewährte.

Man wird sagen: „Wie kömmt der Mann dazu, seine Biographie zu veröffentlichen? Dazu haben nur berühmte Leute ein Recht!"

Gerade im Gegentheil! Berühmte Leute sind sicher, an der Tafel der Nachwelt stets einen der ersten Plätze zu finden; unberühmte, wenn sie mit an die Tafel kommen wollen, müssen selbst den Platz belegen!

Ruhm! Was ist Ruhm? Ist es der Kranz, einer Tänzerin geworfen? das Ständchen einer Sängerin? Ist's der Lärm eines Triumphzugs? Ist's der Duft eines Festessens? Ist es der Strahl eines Ordenssterns?

Oder ist Ruhm der Kranz, vom Genie mit Thränen begossen, mit Schmerzen gewunden und unter rieselndem Herzblut auf den Knieen erbettelt? Ist es die Dornenkrone des Erlösers? Ist es der Gralsbecher, bewacht von Unholden

und Drachen und beschützt vor Entweihung? Ist's die Bluttaufe großer, zerrissener Geschicke?

Ruhm?! Wer theilt ihn aus? Ein hirnloser Buchhändler! Lendenlahme Lexiconsartikel um 2 fl. bestellt!

Ruhm?! Wo ist er zu haben? Auf dem Markt, wo die Theaterkränze gewunden werden; in Journalen, wo Buben zu Gericht sitzen und wo Leidenschaft und Eigennutz die Taxatoren des Ruhmes sind!

Ruhm?! Wann ist er zu haben? Wenn an dem Fleisch und Gebein des Menschen die Würmer oben den Würmern unten Platz machen!

Ruhm?! Was ist von ihm zu haben? Ein Lorbeerblatt, angefressen von den Galläpfeln des Neides und durchnagt von der unsterblichen Scheelsucht!

Ruhm?! Welches sind deine Früchte? Wenn's hoch kömmt, ein Monument nach dem Tode, collectirt im ganzen lieben Vaterlande, die Person zu sechs Silbergroschen ohne Wein!

Selber ist der Mensch sein Ruhm! Sein Leben ist sein Monument und seine Thaten oder Werke machen den Kranz, den er noch lebend auf seinen Grabstein setzen muß!

O gebt! gebt! gebt den Lebenden! gebt den lebenden Talenten Raum und Ruhm! Gebt dem Talente, gebt, o gebt, ihr Großen der Erde, gebt den Stern, so lang ihn der Augenstern noch sehen kann! Gebt, o ihr Menschen, gebt der Liebe, gebt der Jugend, gebt der Hoffnung, gebt der Kraft, gebt dem Streben, gebt wieder Liebe, Ermunterung, Antheil!

Gebt, o gebt, ihr Leser und Richter und Ruhmaustheiler, gebt dem Talent, gebt dem Verdienst, gebt dem Genie, gebt dem Geist Anerkennung, Hingebung, gebt ihnen den Kranz auf's Haupt bevor es einsinkt, gebt ihrer Seele den Ruhm, bevor sie sie aushauchen!

O gebt, gebt, gebt gleich und nicht immer später! Gebt der Jugend, so lang sie grün ist und wartet nicht, bis sie welk wird! Gebt dem Talent, so lange es frisch und wartet nicht, bis es siech wird! Gebt dem Alter und wartet nicht, bis es todt ist!

Diese Biographie ist das Monument, das ich mir selber setze:

„Hier liegt M. G. Saphir wie er leibte und lebte, und wie er zu Tode gelebt wurde!“

„Wie er leibte und lebte?“ Wirklich? Zum Sprechen ähnlich? Nicht geschmeichelt? Nichts verheimlicht? Nichts beschönigt? Nicht blos als Engel mit Flügeln am Kopf, nicht nur Bruststück, sondern ganze Figur mit Pferdefuß und Leichdorn?

So nehm' ich mir's wenigstens vor!

Allein kein Mensch weiß wie er inwendig aussieht, selbst wenn er in sich geht! Der Mensch hat eben so wenig ein ganz richtiges Urtheil über seine geistige und moralische, als über seine wirkliche Physiognomie! Kein Mensch kann sich seine Nase gegenüberstellen und diese Nase beurtheilen; seine Nase im Spiegel ist eben seine Nase mit ihm, seine Nase als Abstractum kann er nicht ganz genau beurtheilen, eben so wenig seinen Geist, sein Gefühl, seine innere Nase, die Seele, das innere honestamentum faciei!

Ich kann dem Leser nur sagen, daß ich den besten Willen habe, mich eben so unverholen zu tadeln, als ungenirt zu loben, meine Leberflecken mit keinem Schönpflästerchen zu bedecken, die innern Höcker, die doppelten Glieder des Guten und Schlimmen in mir eben so zu enthüllen, wie meine Schönheiten und Liebenswürdigkeiten, und das Nest von schlimmen Gästen in mir eben so offen zu beleuchten, wie das Paradezimmer für meine glänzenden und guten Eigenschaften!

Uebrigens ist's nicht möglich, daß man sich selbst so weh thut, wie Einem ein Anderer thut! Ich werde in mein Fleisch hinein schneiden, da wo es wild ist, aber ich werde dabei stehen und zu mir sagen: thu' dir nicht zu weh und streue ein wenig Zucker darauf!

Der Leser weiß ohnehin so ziemlich, daß Mamsell Eigenliebe ihr Näschen überall darein steckt und das Gute noch besser herausputzt und daß Herr Urian einen langen Mantel umhängt, um den Pferdefuß zu beschönigen.

Leser und Kritiker werden sich schon selbst ihr Urtheil bilden; sie werden von der Biographie abziehen, was der Egoismus, oder der Witz, oder die falsche Scham, oder die Bemäntelung, oder die Leidenschaftlichkeit übertrieb oder unterschätzte, was zu licht oder zu dunkel gemalt ist; sie werden abziehen, was ihnen ihr richtiger Instinct anzeigen wird, und so dürfte ihnen am Ende ein ziemlich richtiges Nettobild verbleiben.

Die historische Ruhe eines Lebensbeschreibers darf man bei mir nicht suchen. Zu bedenken ist nur, daß Zeit und Ort, und der Umstand, daß mehrere Personen, die besonders hier in Wien die ersten Einschläge in meinen Lebensfaden machten, noch am Leben sind, zu tausenden Rücksichten und Umschreibungen mich zwingen dürften.

Die Geschichte meiner Literaturlaufbahn und mein persönlicher Lebensinhalt sind nicht sowohl durch bedeutende Ereignisse und große Geschicke als durch Herzbegebenheiten und Gefühlsgeschicke in meinem Herzen innig verwachsen und in mein Gemüthsleben zusammengezweigt.

Wer seine eigene Lebensgeschichte schreibt, unternimmt ein Geschäft, das er nicht zu Ende führen kann, der Tod eines Menschen gehört mit zu seinem Leben, seine Todesgeschichte ist oft der Commentar seiner Lebensgeschichte. Also wer seine

Lebensgeschichte schreibt, weiß, er übernimmt ein Bruchstück, das letzte Capitel seines Werkes kann er nicht schreiben, und welche trauernde Feder wird bei meiner Todesanzeige wie eine Wittwe anzeigen: „Uebrigens setze ich das Geschäft (der Lebensbeschreibung) nach seinem Tode fort?“—Das ist traurig und schadet! Wie oft widerlegt nicht eine Sterbestunde den ganzen Lebenslauf eines Menschen! Traurig, denn wie oft ist die Minute des Todes das Siegel oder der Widerruf eines siebzigjährigen Ruhms, Charakters oder Lebensinhalts! Und schade, denn gerade seinen Tod würde der Selbstbiograph oft mit der größten Satisfaction beschreiben, d. h. nicht sowohl seinen Tod als seinen Leichenzug, sein Begräbniß, seine Leichenrede, und wie dieser Moment gerade der schönste, der froheste seines Lebens war, und wie viel Freunde der Selbstverblichene hatte, und welche Lobeserhebungen der Selbstdahingeschiedene erhielt, und wie viel leere Trauerworte und leere Trauerkutschen dem Selbstverewigten nachfolgten u. s. w.

Es wäre so angenehm, besonders für den freundlichen Leser, wenn der Mann, der seine eigene Lebensgeschichte schreibt, diese Geschichte gleich mit dem Ende, mit seinem Tode anfangen könnte, so wie man einem zubereiteten Häring den Schweif in den Mund steckt, wodurch die ganze Geschichte gleich ein Sinnbild der Ewigkeit bekömmt, ein Anfang, welcher sein Ende in den Mund nimmt!

Ich habe halb und halb auch diese Vorkenntniß zu meiner Selbstbiographie mitgebracht: man hat mich oft todt gesagt, allein es kam nie bis zum Leichenzuge und bis zur Grabesrede, was mir fast eben so leid thut, wie vielen meiner Freunde, denn die Sargwand ist die einzige Wand, hinter welcher der Horcher nicht die „eigene Schand“ hört.

Allein es ist nun einmal nicht zu ändern, ich beginne das Werk, das ich nur fortsetzen, aber nie enden kann.

Bei dem Lesen dieser Selbstbiographie wird sich der Leser nach und nach gerade an meinen Styl, an meine Darstellungsweise, an die Buntheit meiner Zeilen gewöhnen müssen. Ich schreibe keine Abhandlung, keine Kritik meines Lebens, ich lüfte nur 60 Lebensjahre aus, hänge sie an Luft und Licht, und halte bald einen Sermon, bald eine Xenie, bald eine Betrachtung, bald eine Erzählung, bald ein Lachen, bald ein Weinen.

Der Leser muß sich an meine Darstellungsweise gewöhnen, hab' ich mich doch auch an den Leser, und nicht ohne Mühe, gewöhnen müssen.

Ich schöpfe aus dem Brunnen der Vergangenheit; wie die beiden Eimer „Phantasie" und „Erinnerung" gerade leer, voll oder halbvoll auf und nieder steigen, so schütte ich ihren Inhalt aus. Ernst und Scherz, Salz und Pech, Champagner und Zuckerwasser, Thränen und Lachen, Gedanken und Gedankenloses, Naives und Bizarres, Anekdoten und Contemporatives, Daten, Facten, persönliche Schilderungen, satyrische Zwischenspiele, kurz Bäume und Pflanzen, wie sie in meinem wildwachsenden und von keiner pedantischen Gartenschere und steifen Wänden geformten Phantasiegarten emporwuchern.

Der Styl ist der Mensch, in einer Selbstbiographie ist die erste Bedingung, daß der Mensch sich ungenirt, also auch der Styl sich ganz als der Mensch präsentire und im Style selbst liegt schon ein gut Stück Characterzeichnung des Lebensbeschreibers.

Zweites Capitel.

Ich werde die volle und detaillirte Geschichte meiner „Kinder- und Knabenjahre" in meinen „Memoiren" ganz und ausführlich geben, wenn ich sie aus diesen Blättern einst zum „Buch," zum selbstständigen Werk erhebe. Hier werde ich davon nur wenig, nur so viel geben, als gerade nöthig ist, um nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen und um die unerläßlichen ersten Lineamente meiner Lebenslaufbahn anzudeuten.

Rousseau hat seine Lebensgeschichte zu „Bekenntnisse" gemacht. Er hat einen Diebstahl von sich bekannt. Er hat sich öffentlich an's Kreuz geschlagen. Aber wer sich selbst an's Kreuz nagelt, ist noch kein Märtyrer, man muß an's Kreuz genagelt werden.

Und wie hat man Rousseau's Bekenntniß aufgenommen?!

Man hat ihm diese Selbstbeschuldigung kaum geglaubt! Viele haben ihn von dieser Selbstanklage losgesprochen, aber nur deshalb, um ihm dafür ein doppeltes Laster aufzubürden: „Lüge aus Eitelkeit."

Wie viel Schriftsteller giebt es, die keinen Diebstahl zu bekennen hätten? Ein Gedanke, ein Einfall, eine Idee und andere dergleichen Kleinigkeiten, welche Schriftsteller einstecken, wenn sie bei einem andern Buche einen Besuch machen?

In dieser Beziehung aber ist Niemand ein größerer Dieb als das Publikum, die Menschen, alle Menschen. Fast Alle geben die Gedanken Anderer aus, fast Alle leben von fremdem Geisteseigenthum; fast jeder Mensch spricht, was er gehört oder gelesen hat!

Ich schmeichle mir, keinen Diebstahl zu bekennen und damit keine Lüge zu sagen.

Kein „Verbrechen" hab' ich zu bekennen, aber einen „Geburts-Fehler!" Ich bin nämlich von Geburt ein—Jude.

Ich könnte sagen: Ein „Israelite" oder „mosaischer Religion," aber „Hühneraugen" bleiben „Hühneraugen," auch wenn sie unter dem Namen „Leichdörner" unter die Leute gehen.

Als Jude geboren werden ist jetzt, nachdem die Fackel der wahren Aufklärung von Kamtschatka bis weit über Hessen-Cassel hin leuchtet, blos ein „Geburtsfehler;" vor 25 Jahren war es noch ein „Geburtslaster" und vor 60 Jahren war es ein „Geburtsverbrechen!"

Dieses „Geburtsverbrechen" machen alle nachträglichen Processe und Appellationen nicht ungeschehen, und höchstens wird man davon—ab instantia losgesprochen!

Börne, Heine und ich sind mit diesem Geburtsfehler auf die Welt gekommen. Wir haben ihn alle drei operirt. Wer am ersten? Das mag man aus folgender wahren Anecdote entnehmen:

Im Jahre 26—27 waren wir eines Abends in Frankfurt am Main zusammen, Börne, Heine und ich. Wir sprachen vom Judenthum und Christwerden.

Börne in seiner großartigen Gesinnung, Börne in seiner offenen und redlichen Wahrheitsliebe, er hat nie geleugnet, daß er ein Jude war, er sagte mir an demselben Abend: „Der ist mehr Christ, der sich das Christenthum erworben hat, als der es geerbt hat; so wie der mehr Verdienst hat, der sein Vermögen erworben hat, als der es geerbt hat."

Börne war nicht nur von lauterem, über das kleinliche Urtheil des Vorurtheils erhabenem Charakter, sondern er war auch praktisch genug zu wissen, daß man einen Höcker und einen gestohlenen Hecht durch die Mühe, sie zu verheimlichen, am meisten verräth.

Heine sträubt sich mit Händen, Füßen, Federn und Liedern dagegen, daß er ein Jude ist, er spricht nur von seinen jüdischen „Vorfahren," von seinen Voreltern, die Juden waren.

Ist das nicht kleinlich von so einem großen Geist, ist das nicht dumm von so einem klugen Kopf?

Zur Strafe für diese seine Albernheit mag hier ein Brief aus der „Leipziger Judenzeitung" (Nr. 47, 20. Nov. 1854) stehen.

„Hamburg, 9. November. (Privatmitth.) Ich erhalte soeben die Nr. 44 und beeile mich, Ihnen zu bemerken, daß Heinrich Heine bis ungefähr in sein 24. Jahr ein Jude war. Ich habe ihn noch als Juden gekannt, und zwar als etablirten Kaufmann im englischen Manufacturenfach. Er brachte den ganzen Tag im Alsterpavillon zu und ich erinnere mich nicht, ob er am Ende caput ging, oder ob er mit Hilfe seines Onkels, Salomon Heine, noch davon kam. Ein Mäkler in diesem Fach, Namens Joseph Friedländer, hatte ihn eingeklagt, und er rächte sich, indem er ihn in seiner ersten Reiseskizze als den „in Hamburg noch immer ungehängt herumgehenden Manufacturwaaren-Mäkler" bezeichnete. Hernach studirte er, und ich erinnere mich noch, wie entweder vor oder bald nach seiner Promotion der selige Wohlwill, der ihm sehr befreundet war, fast mit Thränen erzählte, Heine habe sich taufen lassen. Es hat hier in Hamburg lange gedauert, ehe wir ihn anders als wie einen genialen Gassenjungen zu betrachten lernten. Seine Mutter, wenn sie noch lebt, ist bestimmt noch Jüdin, und seine Schwester Madame Lottchen Moritz Ebden ist mit ihren zahlreichen Kindern ebenfalls Jüdin."—

Ich kam mit diesem Geburtsfehler am 8. Februar 1795 in Ungarn, im Stuhlweißenburger Comitat in einem Dorfe

zur Welt, d. h. zur damaligen Welt, in einem Dorfe, dessen Namen die Nachwelt mir zu Liebe nicht auswendig lernen wird:—„Lavasbéreny."

Wer in einer großen Stadt geboren und erzogen wird, der hat keine Jugend-Erinnerung, keine Kindheits-Auferstehung! Seine Erinnerung bringt ihm nur Menschen, Häuser, Steine, Lehrer, Schulkameraden, Prämienbücher, Prügel und höchstens einen Weihnachtsbaum! Seine Wiege stand eingemauert, sein Rollwägelchen rollte zwischen vier Wänden umher, u.s.w.; wer in einer großen Stadt geboren ist, der sehnt sich in der Fremde, im Alter, wohl nach seiner Heimath, aber nicht nach seinem „Geburtsort;" sein Geburtsort wird von der Phantasie, von der Erinnerung mit nichts ausgestattet, nicht mit Romantik, nicht mit Poesie.

Nur wer auf dem Lande, in der Natur, so zu sagen unter freiem Himmel geboren worden ist, bei dessen Geburt die Bäume ihre Zweige als Geburtszeugen zum Fenster hereinsteckten, an dessen Wiege die Vögel des Waldes ihr „Eiapopeia" sangen, der zu den ersten Kindergespielen die Turteltaube auf dem Dache, den Storch auf dem Kirchthurme, die Perlhühner im Hofe hatte, wer vom Echo der Berge, vom Rauschen des Waldes reden lernte, wer mit den Dryaden des Waldes, mit den Nymphen des Baches auferzogen wurde, wer auf dem Stickteppich der Wiesen gehen lernte, wer als Kind am großen Teich mit den plätschernden Enten Krieg führte, wer mit andern Kindern auf Bäume kletterte und flinke Eichhörnchen fing, u. s. w., nur der hat in seiner Phantasie eine Landkarte seines Geburtsortes mit grünen, rothen und bunten Farben, mit Landeszungen aus dem Lande der Kindheit, mit allen Grenzen vom Säugling zum Kind, vom Kind zum Knaben; nur der hat in der Fremde Sehnsucht nach seinem Geburtsort, nur vor dem liegt er in

der Phantasie wie eine Opferwolke, nur dessen Erinnerung hat Heimweh nach dem Orte, wo er das Licht der Welt erblickte.

Sehr romantisch aber ist die Gegend, in welcher Lavasbérény liegt, nicht; und ob sein Clima besonders humoristisch ist, bezweifle ich auch! Es brachte zu jener Zeit nichts hervor als „Müßiggänger" und Zigeuner;" zwei Naturproducte, die dem künstlichen Communismus in die Hand arbeiten.

In meiner Kindheits-Erinnerung nimmt das „G'schloß" in Lavasbérény eine riesige Stelle ein.

Es war dieses das Schloß des Gutsbesitzers Grafen von Cziraky, in welches man wie in jenes Zauberschloß nicht einmal mit Flügeln zukonnte. Der Garten war mit einem Graben umgeben, und am Thore lagen Hunde und Haiduken von gleicher Geistestiefe, die es einem Menschenkinde schon zweihundert Schritte weit abrochen, ob sein Ahnherr von dem Thiere aß, von welchem sich die damaligen Haiduken nur durch den stets fünfundzwanzig fertigen Stock unterschieden.

Ich habe auch von jenem Schloß nur das rothe Dach in Erinnerung und von dem Zaubergarten nur das, was alle „Schabbes" von anderen Judenmädchen erzählt wurde, die in diesen grabenumgürteten, haidukenbeschützten und hundebewachten Park eindringen wollten und von der Besatzung glorreich hinausgesetzt oder geprügelt wurden.

Der Besitzer des Gutes selbst war selten da, und in seiner Abwesenheit schalteten drei Landvögte, drei Natur-Geßler über Ort, Volk, Juden, Zigeuner und Gartengraben-Uebertreter, Ueberspringer und Ueberspringerinnen. Diese drei Land- und Natur-Tyrannen waren ein „Hofrichter," Tyrann Nr. 1; ein „Rentmeister," Tyrann Nr. 2; und ein „Ischpan" („Gspann" oder „Kastner"?), Tyrann Nr. 3.

Mein Geburtshaus, wenn man ein langes Gemauerwerk

mit Rohrbach, in welchem an dreißig Familien wohnten, so nennen will, hieß „die Fabrik.“

Drittes Kapitel.

Die Mischung von Güte, Gemüth, Wohlthätigkeitssinn und Gastlichkeit mit Herbheit, Eigensinn, Trotz und zorniger Unbändigkeit, die in meiner Individualität Wand an Wand athmen und abwechselnd über meine Stunden und Tage, über Schritte und Worte herrschen, habe ich wohl von meinem Elternpaare.

Meine Mutter Charlotte, mit dem Familiennamen Brüll, aus Preßburg, war das lebendige Princip der Liebe, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Gastfreundschaft und Duldung überhaupt. Ich erinnere mich ihrer, die ich in meiner frühesten Jugend verlor, wie man sich einer Traumgestalt, eines Traumengels erinnert. Sie war schwach und kränklich, blaß und leidend. Sie trank den Wermuth, der ihr in den Lebensbecher gegossen wurde; sie aß das Salz, das ihr in die Lebensschale geschüttet wurde, mit wahrhaft christlicher Demuth, Geduld und frommer Ergebung.

Das Andenken an alle Liebe, an alle Liebkosung, an alle Zärtlichkeiten, an alle Tröstungen, mit welchen sie die dornen- und schmerzvollen Stunden meiner Kindheit überdeckte, durchmilderte und linderte, geht durch mein Leben mit mir wie ein unsichtbarer Wehmuthsgenius, der mit rückwärts gewandtem Gesicht lächelt und weint.

Ein Beweis, wie dieses Andenken in der tiefsten Tiefe meines Seins eingefestigt ist, mag folgender Moment aus meinem spätern Leben zeigen.

Als ich nämlich 9—10 Jahre alt war, war ein großes „Talmud-Examen“ bei dem bürgerlich befugten „Rabbi Lebisch,“

Doctor der angewandten Ochsenziemer und Magister der ununterbrochenen Prügel!

Meine Wenigkeit bekam von ihm am Anfang jeder Woche, ohne alle Rechtsgründe, ohne Verhör und Urtheil, eine Tracht Prügel anticipando, und auf die Klagen meiner Mutter sagte er: „Ich schlag' ihn deshalb, weil ich weiß, daß er die ganze Woche nichts lernen wird und am Freitag doch Alles besser wissen wird wie alle Anderen!" Diese schmeichelhafte Vorprügelung währte aber die ganze Woche lang!

So wie die jüdische Kochkunst nur aus zwei Dogmen besteht: „Mandeln und Zibeben," so besteht der jüdische Talmud-Unterricht nur in zwei Dogmen, in „Schelten und Schlagen!"

An einem solchen Freitag, der einem Sonntag folgte, an dem mein Rücken einen besondern braunen und blauen Montag feierte, ging ich aus dem großen General-Talmud-Examen hervor wie ein junges ruhmvolles Spanferkel, braun und glänzend! Der Ruf meines Sieges über 48 oder 50 andere Talmudlinge war mir vorausgeeilt, und als ich nach Hause kam, liebkos'te mich meine Mutter, band mir ein neues blaues Halstuch um den Hals, tröstete mich, legte die Hand auf meinen Kopf und sagte: „Ich bin versichert, Gott wird dich hundert Jahre leben lassen!"

Dieser Augenblick der mütterlichen Zärtlichkeit und Segnung blieb mir, sonderbarer Weise genug, vor Allem im Gedächtniß.

Im Jahre 1831 lag ich in München am Nervenfieber todtkrank darnieder. Ich war ganz entmuthigt und fast apathisch. Se. Majestät der König Ludwig schickte mir in seiner hochherzigen Theilnahme seinen Leibarzt Dr. Wenzel, den ich aber in meiner Stumpfheit nicht anhören wollte.

Ungefähr in der zwanzigsten Nacht meiner Krankheit lag ich im Zustand voller Betäubung und Seelenlichtlosigkeit, das

Zimmer war von einer Nachtlampe matt erhellt und Freund Jerrmann war an meinem Bette eingeschlummert.

Da hörte ich die Zimmerthüre leise aufgehen, meine Mutter trat herein, so wie sie an jenem Freitag vor mir stand, ein lichtblaues Kleid, in einer bunten, alles Haar verbergenden Haube, mit zwei breiten Seitenflügeln, in der Hand hatte sie ein blaues Halstuch wie dazumal, sie beugte sich über mich, band mir das blaue Tuch um den Hals wie dazumal, tröstete mich, legte die Hand segnend auf mein Haupt und sagte wie dazumal: „Ich bin versichert, Gott wird dich hundert Jahre leben lassen!" und verschwand.

Diese „Vision" oder „Fieberphantasie" machte eine wundersame Wirkung auf mich. Es schien mir kein Wunder, ich dachte nicht darüber nach, ja mir fehlte sogar die klare Erkenntniß, daß meine Mutter todt ist, allein von diesem Augenblick an kehrte eine unerklärliche Beruhignng, eine solche fromme Zuversicht in mein ganzes Wesen ein, es wurde klar und licht in mir, die Dumpfheit meines Zustandes war wie eine Decke weggehoben. Von dieser Minute an war ich ein Anderer und selbst mein Arzt fand am Morgen darauf, daß eine ganz wohlthuende Nervenumstimmung bei mir stattfand, und von da an genas ich.

Bei dieser Gelegenheit sei eine an diese Krankheitsgeschichte geknüpfte Anecdote erzählt. Nachdem ich schon mehrere Tage ausging, begegnete ich im „englischen Garten" Sr. Majestät dem König Ludwig. Nach seiner Gewohnheit herablassend und gütig, geruhte Sr. Majestät mir zur Genesung Glück zu wünschen und fügte hinzu: „Aber warum haben Sie denn meinen Arzt nicht haben wollen, haben Sie kein Vertrauen zu meinem Leibarzt?"

Ich verneigte mich ehrfurchtsvoll und erwiederte: „Nein, Euer Majestät! Zu dem Leibarzt Euer Majestät habe ich kein

Vertrauen, denn er ist gewohnt Unsterbliche zu behandeln!"

Mein Vater, Gottlieb Saphir, war eine stattliche, imposante Gestalt, er war ein Mann voll des schärfsten Verstandes, im Besitze eines wunderbaren Scharfsinnes, so daß er—er bekleidete das Amt eines Oberlandes-Steuer-Einnehmers der damaligen Kopfsteuer, „Malkegeld" geheißen—von einem großen Umkreise der Bewohner der umliegenden Comitate in allen Dingen zu Rathe gezogen wurde.

Er besaß ungewöhnliche Kenntnisse und war wegen seiner hohen Redlichkeit und Charakterlauterkeit allgemein sehr geachtet und geschätzt. Uebrigens war er, bei aller Geistesfülle, orthodoxer Jude; die finsteren und marternden Auslegungen der jüdischen Gesetze fanden an ihm einen fleißigeren Befolger als die heiteren und genußerlaubenden.

Lachen war bei ihm fast antireligiös. Wir Kinder bekamen selten die „Erlaubniß zum Lachen."

Auf unsern Unterricht verwendete er viel und gern, natürlich im „Talmud" und „Bibelstudium." Seine höchste Sorgfalt verwendete er darauf, uns „schön schreiben" lernen zu lassen!

Da fand er nun an mir, seinem Benjamin, leider eine Quelle von Verdruß und Betrübniß!

Die jüdischen Schriftbuchstaben sind viel malerischer, viel charaktervoller als die deutschen. In der deutschen Schrift kann man die Buchstaben eines ganzen Wortes verbinden, sie in einem Zug hinschreiben; jedes Wort ist eine verbundene kleine Gemeinde. In der jüdischen Schrift muß jeder Buchstabe für sich allein hingestellt werden, jeder Buchstabe ist ein „Balbohs" (Hausbesitzer) für sich.

Mein Vater hatte Lieblingsbuchstaben, z. B. das "K" („Kuhf,") das "P" (Pee,) das "n d" (nun-dallet) u.s.w.

Diese drei Buchstaben waren meine ärgsten Feinde auf der Welt! Wenn ich ein "Pee" machte, schien es mir Gesichter zu schneiden, mich anzugrinsen und anstatt das es, fertig gewunden, aussehen sollte wie ein Boa Constrictor, die sich zirkelmäßig zusammenrollt, sah es aus wie ein verdorbener Krautstrudel, der in seiner Entwicklungsperiode doppelte Glieder bekam und sein Dasein zwischen Pantoffel- und Pudelmützen-Gestalt hinfristete!

So oft mein Vater ein solches naturwidriges "Pee" sah, wie es aus dem schwarzen Rachen meiner Feder auf das Papier hintrat, seufzte er tief über die Entartung meiner Menschenwürde: „Wer ein solches "Pee" macht, wird sein Lebtag kein ordentlicher Mensch!"

Also dieses "Pee" ist schuld, daß ich ein Schriftsteller wurde!

Meine historisch-literarische (!!) Bildung aber bekam ich als Kind bei meinem Großvater, und das hängt mit „Josephus (Flavius) und Alexander von Macedonien" wie folgt zusammen.

Viertes Capitel.

Mein Großvater hatte besondere Zärtlichkeit für mich; ich war nämlich sein jüngstes Enkelchen.

Seine Zärtlichkeit manifestirte sich glänzend! Er besaß bei seinem Hause einen Garten, der mein Paradies war. In diesem Paradiese stand auch ein Apfelbaum, welcher kostbare Aepfel trug.

Wenn nun mein Großvater von Zärtlichkeit überfallen wurde, durfte ich mit ihm in's Paradies gehen und dort auf den Baum der Erkenntniß klettern und einen—zwei Aepfel vom Zweig brechen.

Aber der Drang nach Erkenntniß in mir war stärker als

der Befehl: „nicht mehr als zwei, oder ich jag' dich mit der Stange herunter!" Die Scene endete gewöhnlich mit Vertreibung aus dem Paradiese. Aber ich war ein kleiner Trutzkopf!

Mein Großvater besaß den Josephus (Flavius) mit hebräisch-deutschen Lettern, und ich mußte ihm denselben vorlesen! An jedem Abend nach einem „verlornen Paradiese" wurde ich so stockheiser, daß ich den Josephus nicht vorlesen konnte.

Dann gingen die Unterhandlungen an, die gewöhnlich damit endeten, daß ich für den kommenden Tag freie Aepfelfahrt zugesagt bekam und ein kupfernes Fünfzehnkreuzerstück als Kriegsentschädigung.

Dann begann ich die historische Prälection und mein Großvater hörte mit derselben Aufmerksamkeit die vielleicht zum zwanzigsten Male wiedergelesene Geschichte von der Zerstörung Jerusalems und wie „wegen ein Hendel Jerusalems Tempel ist zerstört worden!" Jedesmal überzog tiefe Wehmuth das Antlitz meines Großvaters bei dieser wundersamen, von „Josephus" historisch beglaubigten Thatsache! „Wegen ein Hendel!" lamentirte er beständig!

Wenn ich damals schon so ein witziger Gelehrter und so ein gelehrter Witziger gewesen wäre wie jetzt, so hätt' ich ihm gesagt: „Lieber Großvater! kleine Ursachen, große Wirkungen! Wegen eines Apfels ist der Tod auf die Welt gekommen, wegen ein bischen Linsen ist ein großer Völkerstreit entstanden, wegen „ein Hendel" ist Jerusalem und wegen „ein Gansel" Troja zerstört worden!"

Während mein Geist auf diese Weise den ersten Trank aus dem Busen der Weltgeschichte sog, bekam meine Phantasie und mein romantisches Herz einen abenteuerlichen Grundgeruch durch den alten Kammerdiener der Grundherrschaft von

Lovasberény.—Er war nahe an achtzig Jahren und war auch „Lovasberényer Postmeister," aber nur einmal die Woche, wenn die Briefe für meine sämmtlichen Contemporains, von Totis, glaub' ich, abgeholt und die Briefe ausgetheilt wurden.

Er war Tyran de Lovasberény No. 4, er ließ stundenlang auf die Briefe warten, oft sagte er: „Packt Euch zum Teufel und kommt morgen wieder." Dieser Tyrann war aber auch Romantiker, er besaß eine Bibliothek! d. h. ein einziges, dickes, einbandloses Buch ohne Titelblatt. Es waren „Historien," „Märchen" wie ich jetzt glaube. Er war passionirt, sie vorzulesen; und so entflammte sich meine Phantasie an zwei Erzählungen: „Der grüne Serpentino" und „die Prinzessin Lerrinette."

Ich saß stundenlang mit geschlossenen Augen und hörte auf die peinlich verwickelten Geschichten.

„Der grüne Serpentino" war ein grausamlich garstiges Mannsbild mit grünen Haaren. Er war der einzige Sohn eines mächtigen Königs; so grausamlich häßlich er war, ebenso grausamlich tugendhaft, ritterlich und edelmüthig war er. Er liebte die einzige Tochter des mächtigen Königs Zamaburgo, aber die böse Fee „Fanferlüsche" hat ihm grüne Haare geschenkt, damit ihn kein weibliches Wesen liebe. Aber Liebe ist stärker als Feen, in den Augen der echten Liebe sind rothe Haare, blonde Haare und grüne Haare gleich! Die Prinzeß Brambilma liebte den grünen Serpentino, der für sie erst durch einen brennenden Wald in eisernen Stiefeln ging und ich weiß nicht mehr zu wie viel Riesen und Drachen sagte: "Allez-vous-en!" und sie dann in denselben brennenden Wald trieb und ihre Herzen auf einem Spieß von „Glasgold" (?) an Brambilma übersendete.

Die „Prinzessin Lerrinette" war eine wunderschöne Prinzeß, die auch von einer bösen Fee in ein Unthier ver-

wandelt wurde, bis zum Leib reizendes Weib, dann bis zu den Beinen Klapperschlange und das Piedestal eines Donaukarpfen! Sie wohnte in einem gläsernen Kürbiß, in welchem sie auf das Rührendste sang und Zither spielte. Die Erlösung sollte dem gelingen, der sie aus dem Kürbiß befreit, ohne sie zu berühren und den Kürbiß zu beschädigen.

Mit brennender Neugier lauschte ich athemlos der Lösung, da—o entsetzliches Geschick!—alle Blätter fehlten bis zum Anfang der Erzählung „Einunddreißigel!"

Meine Tage und Nächte waren nun bevölkert mit „grünen Serpentino" und „Prinzessin Lerrinette!" Fieberhaft dachte ich nach, wie ich noch die Prinzessin aus dem Kürbiß holen könnte, ohne den Kürbiß zu zerbrechen, und ich erinnere mich sehr gut, daß ich an großen wirklichen Kürbissen verschiedene Versuche und Kaiserschnitte machte.

In jedem Mädchen sah ich eine Lerrinette und ich war der „grüne Serpentino!" Ich hätte eine Welt darum gegeben, wenn ich grüne Haare gehabt hätte, um zu erproben, ob „Frumetel" mich trotz grüner Haare lieben und heirathen würde; und—für Geld bekömmt man Alles!—ich bekam über Nacht grüne Haare!

Der Erzählung dieser Schöpfung meiner grünen Haare sei deshalb ein Plätzchen in meinen „Memoiren" gegönnt, weil sie ein Beweis sein mag, wie beschränkt mein Verstand in meiner Kindheit gewesen sein muß, ja, ich erinnere mich gewisser Züge von Dummheit aus meinen Jahren von 8—10, die an's Unbegreifliche geh'n, da ich in denselben Jahren doch die erstaunenswerthesten Proben von Auffassung, Scharfsinn und schneller Erkenntniß in allen jenen Fächern entwickelte, die mein Studium ausmachten.

Mein älterer Bruder Leopold benützte diese meine leichtgläubige Beschränktheit auf's practischste. Als jüngstes Kind

wie jüngster Enkel, als Nesthecken und Muttersöhnchen hatte ich immer ein paar Groschen in der Tasche. Bruder Leopold —etwa um acht Jahre älter—wußte diese Groschen des Benjamins ganz geschickt in seine Taschen zu bringen.

Sollte man glauben, daß ich ihm Geld dazu gab, Gänsefedern zu kaufen, sie anzubauen, sie täglich mit einer von ihm verfertigten Wundertinctur zu begießen—damit lebendige Gänse emporwachsen!

Als Vertrauter meiner Liebe zu „Frumetel" und meines sehnlichen Wunsches, „grüne Haare" zu haben, sagte er eines Tages: „Ich könnte machen, daß dir grüne Haare wachsen, aber das kostet wenigstens sechzehn Groschen!"

Durch besondere Liebkosungen erschmeichelte ich mir dieses Capital und am andern Nachmittag nahm mich mein Bruder in die Mache. Ich weiß nicht, welche „Löwenpomade" er erfand, aber nach einer halben Stunde war ich „grüner Serpentino der Zweite!" Mein Kopf sah aus wie eine ungekämmte Stachelbeerhecke!

Ich war glücklich! Und eilte nun zu „Frumetel," ob sie mich noch lieben wird!

Frumetel erging sich eben im „Kukurutzgarten" und sah nach, wie lange sie noch auf einen Maisstengel warten müsse.

Ich stürzte ihr wie eine gelbe Rübe mit grünem Haarbüschel, ein "Riquet à la houpe," entgegen, das Herz von Glück und Sehnsucht geschwellt, aber—curioser Gusto!— Frumetel erblickte mich, schrie auf, schlug die etwas erdigen Hände, beim Anblick ihres Sohnes der Wildniß, über ihren Kopf zusammen und schrie: „Motzi* bistu meschugo? (verrückt). Geh' mir aus den Augen, du Mießnik!" (Unhold!)

---

* Hätschelname für Moritz.

Ich war wie vom Donner gerührt! „Und darum grüne Haare? und darum sechzehn Groschen ausgegeben?“

Noch größer war der Lärm in meiner Familie, als der kleine Benjamin als „grünliches Meerweib“ nach Hause kam.

Es war ein großes Gewitter, welches oft einschlug. Aber ich blieb vier Wochen lang grüner Jüngling!

Dieser Vorfall war die Veranlassung, daß beschlossen wurde, mich auf die „hohe Schule“ nach „Páks“ zu schicken, um Frumetel aus mir heraus- und noch mehr Talmud in mich hineinzupeitschen.

Fünftes Capitel.

Es wurde also im Familienrathe beschlossen, mich auf die hohe Rabinatsschule nach Paks zu schicken.

Wieviel Thränen diese Resolution meiner Mutter erpreßte, ist unsäglich. Es ist mir von dieser Trennung nichts im Gedächtniß geblieben als eben der zärtliche Schmerz meiner Mutter und all' ihre kleinen Zärtlichkeiten in Ausstattung und Mitgabe zu dieser meiner Universitätsfahrt, und die Erinnerung an eine Sibylle, an eine Prophetin, an die Lenormand Lovasberénys, an eine Zigeunerin, welche vor dem Antritt meiner Studentenreise um meine Zukunft befragt wurde.

Zu jener Zeit waren die „Zigeuner“ noch eine romantische Staffage auf dem flachen Lande Ungarns, und viel größere Dörfer hatten am äußersten Ende oder in der Entfernung von 50—100 Schritten eine kleine Colonie dieser romantischen Vagabunden. Man nannte diese Colonie immer das „Zigeunerdörfel.“

In diesem „Zigeunerdörfel“ durften sie sich Hütten (Rauchhütten) anlegen, doch keine Einfriedung, keinen Zaun,

kein Gehöfte um diese Hütten haben. An gewissen Tagen, namentlich an Markttagen, durften sie nicht in den Ort kommen.

Diese Vergünstigung, einen Ansiedlungspunct haben zu dürfen, verdankten die ungarischen Zigeuner der Weisheit und Menschlichkeit der großen Maria Theresia. Sie sollten auch nicht mehr „Zigeuner,“ sondern „Uj-Magyar“ (Neuungar) heißen. Die Kinder der Zigeuner sollten in die Schule geschickt werden u. s. w. Die Grausamkeiten, mit welchen die humanen Intentionen Maria Theresia's von den executiven Mächten ungarischer Dörfer vollzogen wurden, waren mehr geeignet diese Race ganz zu entmenschen und zu verwildern, als sie an das Band der geselligen Ordnung zu knüpfen.

Die Zigeuner überhaupt haben nur e i n e Tugend: „Kindesliebe,“ sie lieben ihr Kind über Alles, aber diese Tugend wird bei ihnen zum L a s t e r, sie ist die Liebe der T h i e r-mutter, bis zu einem gewissen Alter, dann wird das Kind sich selbst überlassen, Stehlen und Vagabundiren sein Spielwerk.

Fast überall, wo ein solches „Zigeunerdörfel“ war, befand sich unter ihnen auch eine „J a v a s n é.“

Eine „Javasné“ war Alles in Allem, sie war „Viarda“ und “Meg-Merillis,” sie war Wahrsagerin, Kartenlegerin, Wunderdoctorin, Thierarzt u. s. w. Zu ihr nahm man Zuflucht, wenn man bestohlen wurde, wenn die Kuh keine Milch gab, wenn die Kinder das kalte Fieber hatten, wenn man einen Handel abschloß, wenn man wissen wollte wie die oder der Zukünftige beschaffen sein wird, wenn man eine Reise machte, kurz die „Javasné“ war das Orakel. Wo kein solches Zigeunerörtchen war, da kam von Zeit zu Zeit eine „Javasné“ auf Gastrollen. Ein kleiner Karren, von einem Hunde oder einer Ziege gezogen, war ihr Dreifuß, dieser

Karren pflanzte die „Javasné“ vor dem Dorfe auf, und zu ihr wallfahrtete Alles, was ein Anliegen an die Zukunft, an ein Geheimniß oder ein Gebrechen hatte. Man führte ihr die kranken Kinder, das kranke Vieh zu. Zu Wohlhabenden ging die „Javasné“ wohl auch in's Haus. Sie sagte aus der Hand wahr, man opferte ihr bald Geld bald auch Victualien. Eine solche Javasné oder Seherin hatte ihr Dodona auch in dem Zigeunerdörfel zu Lovasberény, und zu ihr wurde ich geführt, um meine Zukunft zu erfahren.

Ich weiß mich nur der Lehmhütte zu erinnern, voll Rauch, und der alten Javasné, die in einem rothen Kopftuch auf einer Art Truhe oder Koffer saß und ein schwarzes Schwein zur Seite hatte, denn bei den wahrsagenden Zigeunerinnen vertritt stets ein schwarzes Schwein die Stelle der bei der andern Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen unvermeidlichen großen Katze.

Welches Horoscop sie mir stellte, weiß ich nicht mehr, das schwarze Schwein nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Doch muß die Prophezeiung befriedigend ausgefallen sein, denn meine Mutter sagte mir im Nachhausegehen: „Wollte Gott, es würde wahr!“

Bei dieser Gelegenheit, da ich von dem ungarischen Zigeunerleben spreche, sei noch eine der denkwürdigsten Zigeunerpersönlichkeiten jener Zeit, einer Zigeuner-Celebrität gedacht, eines Virtuosen, dessen Eigenthümlichkeit wunderbar genannt zu werden verdiente, des Violinspielers „Bihary,“ des „Zigeuner-Paganini's.“ Ich erinnere mich seiner aus meinen frühesten Kinderjahren und auch noch späterer Zeit, als die drei Alliirten in Pesth waren, und er vor ihnen spielte und große Sensation erregte.

Er war ein großer, stattlicher Mann, von der dunkelsten Färbung, mit blitzenden Augen und einer Physiognomie,

welche die höchste Schlauheit, aber auch eine große Intelligenz verrieth.

Bihary war der ungarische Orpheus, sein Name war die Losung zur Bewunderung, und wenn er in einer Csárda, auf einem Bocso erschien, war Fanatismus und Verzückung.

Er wurde gewöhnlich von noch drei fiedelnden Zigeunern begleitet und reiste im Lande umher.

Die Art seiner Spielweise ist unbeschreiblich. Aus seiner braunen Fiedel zog er – der specielle Charakter seines Spieles war eigentlich ein gewisses elegisches Ziehen der Töne —die erschütterndsten, schmerzlichsten und rührendsten Weisen hervor, während andere seiner Spielweisen, seiner Tanzspielweisen, Begeisterung, Jauchzen und betrunkene Füße hervorbrachten.

Im ganzen Lande kennt man eine Melodie, die blos „ein Bihary" hieß. Auf den Marktplätzen oder in den Vendégfogadó standen die dicht gedrängten Kreise um ihn, athemlos horchend, wenn er den „Palgos" anspielte und die übervolle Brust der Hörer entlud sich endlich in einem Beifallswüthen. Ich erinnere mich, daß bei einer Werbung, die im Hofe meines Großvaters stattfand, in welchem die neuen Recruten ein Fest bekamen, Bihary ein "Hármas tánez" aufspielte, der eine Art Tarantelismus bewirkte.

Er war ein Naturalist und hat erst in spätester Zeit Noten kennen gelernt. Aber er war ein Zauberer. Seine kleine braune Fiedel war bald Dämon, bald Engel, bald lachendes Mädchen, bald weinende Muse! Seine Töne wühlten im Busen des Hörers herum, sie wühlten die tiefsten Schmerzen, die tiefsten Gelüste, die sanfteste Wehmuth, die wildeste Begier auf!

Aus dieser kleinen braunen Fiedel beschwor der kleine Bo-

gen Bihary's alle Geister der nationalen Erinnerungen, die schmerzlichsten und wildesten heraus!

Bei den ungarischen Hochzeiten in Dorf und Stadt gehörte es zu dem Stolz der Hochzeiter, wenn Bihary mit seiner Bande da war. Dann zog wohl auch, wenn die Freude hoch gestiegen war, die ganze Hochzeitsgesellschaft durch den Ort, Bihary voran—einen Csárdás oder dergleichen aufspielend, und wo der Zug vorüberging, schlossen sich Männlich und Weiblich an, und begannen sich im Tanze zu drehen, und so wuchs das Ding zum Knäuel an und jauchzten "Éljen Bihary" fort und fort.

Bihary selbst nahm nichts an, d. h. von der Menge, diese schüttete ihre Gaben in die Cymbal des unermüdlichen Cymbalschlägers, der mit Bihary umherzog.

Noch in seinem hohen Alter erfreute sich Bihary einer Auszeichnung von Sr. Majestät dem Kaiser Franz.

Mehr über diesen wunderbaren Naturkünstler dürfte vielleicht in Gräffer's National-Encyclopädie zu finden sein, obwohl ich zweifle, daß er viel von ihm zu sagen wußte.

Sechstes Capitel.

Noch bevor ich meine Wanderung aus dem elterlichen Hause antrat, starb meine Mutter. Sie starb, wie sie gelebt hatte, leidend, schmerzenreich, sanft, fromm und duldend.

Ich war noch zu viel Kind, um diesen Verlust in seiner ganzen Bitterniß zu verkosten; ich weiß, daß ich weinte, viel weinte, und als man mich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernte, von ihrem Bette gewaltsam weggebracht werden mußte.

Mit dem Tode meiner Mutter zog der gute Familienengel aus unserem Hause.

Mein Vater siedelte von Lovasberény nach Ofen über, mein ältester Bruder zog nach Pesth und meine Schwester lebte in Preßburg.

Mein Vater schritt zu einer zweiten Heirath und übersiedelte von Ofen wieder nach Moor im Stuhlweißenburger Comitat, wo er eine reiche, in Jahren vorgerückte Wittwe heirathete.

Ohne noch eines Urtheils fähig zu sein, erschrack ich vor dem Gedanken an eine „Stiefmutter."

Zwei „Mütter" haben das Unglück der Maria Stuart, sie sind vielleicht besser als ihr Ruf: Stief- und Schwieger-Mütter.

Mutter Eva war deßhalb die glücklichste Ehefrau, weil sie keine Schwiegermutter hatte, und Ismael war der erste, der von einer Stiefmutter ausgetrieben wurde.

Eine Mutter ist die Perlmutter des Hauses, eine Schwiegermutter aber ist die Essigmutter des Hauses.

Es ist eine vielfach bestätigte Erfahrung, daß die Schwiegermütter mehr Tyranninnen für Schwiegertöchter als für Schwiegersöhne sind.

Jede Mutter verheirathet sich und ihr Kind zugleich.

Wenn also der Sohn heirathet, bekömmt er so zu sagen zwei Frauen, die Mutter betrachtet die Schwiegertochter gewissermaßen als Hagar, und wenn der Enkel einmal da ist, so hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan und der Mohr, die Schwiegertochter, kann gehen.

Die Schwiegermütter sind eifersüchtig, es ist die Eifersucht auf die Liebe des Sohnes, die sie zu Feindinnen der Schwiegertöchter macht. Es sind gewissermaßen Nebenbuhlerinnen.

Ueberhaupt kann jede Frau jede Frau nicht leiden, die geliebt wird, und besonders wenn diese Frau von dem

eigenen Sohne geliebt wird, den man nicht mit Liebe und Zärtlichkeit erzogen haben will, damit er diese Liebe und Zärtlichkeit auf eine Andere übertrage.

Ganz anders ist es mit dem Schwiegersohn. Die Söhne werden von den Müttern geboren und erzogen, um sie zu behalten, die Töchter werden von den Müttern geboren und erzogen, um sie los zu werden!

Ein „Schwiegersohn" ist das letzte Mittel für diesen Zweck! Und es ist ein Stück Dankbarkeit, daß die Schwiegermütter die Schwiegersöhne liebevoller behandeln als die Schwiegertöchter.

Eben ein solcher Unterschied waltet zwischen „Stiefmutter" und „Stiefvater" ob.

Ein „Stiefvater" sieht in dem Stiefkind nichts als ein Pflichtexemplar, welches ihm die Frau zubrachte; ohne Liebe und ohne Haß nimmt er dieses Pflichtexemplar auf. Eine „Stiefmutter" aber sieht in dem „Stiefkind" ein Hinderniß, ein unglückliches Ereigniß, welches aus dem "status quo ante" in den "status quo" hineinwächst!

Ich bewahre mich hier alles Ernstes davor, als bezögen sich diese Betrachtungen auf meine Stiefmutter. Ich glaubte den Schatten meines seligen Vaters zu beleidigen und dem Schatten jener Frau Unrecht zu thun, wenn ich die leiseste Anklage über sie laut werden ließe. Es war eine kreuzbrave Frau, kinder-, also liebelos. Sie fürchtete Gott, heiligte den Sabbath, liebte das Geld, achtete ihren Mann und sah die Genüsse der Welt als ganz unberechtigt an, inclusive essen und trinken.

Sie hat, so viel ich weiß, nie sich stiefmütterlich böse gegen meine Geschwister benommen, und dankbar muß ich es ihr nachrühmen, daß sie meinem Vater die sorgsamste, pflegevollste Gefährtin bis an sein Ende war.

Als ich das väterliche Haus verließ, stand blos die Schreckgestalt: „Stiefmutter“ im Allgemeinen vor mir.

Ich kann auch nicht sagen, daß ich gerade deßhalb die Heimath verließ.

Unbändigkeit meinerseits, verbunden mit jenem dunklen Drang, sich fortzubewegen, der in allen Dingen liegt. Es ist der „Wille in der Natur,“ der „Wille,“ der in Menschen, Pflanzen und selbst in leblosen Körpern lebt, der Wille zur Veränderung, der auch in Steinen lebt.

Ich verließ mein väterliches Haus wie ein Schiffchen, das ohne Ruder, ohne Compaß, Segel, Mast, selbst ohne bestimmtes Ziel vom Ufer in die Wellen treibt.

Ich hatte keine klare Idee: wozu? wohin? weßwegen?

An einem schönen Morgen verließ ich Ofen, omnia mea bestand in zwei rüstigen Beinen, einem Wanderstab und etwa acht oder zehn Gulden Wiener Währung, und so pilgerte ich per pedes apostolorum wie ein Land-Columbus immer fort, bis der „muthige Segler“ auf leichten und zerrissenen Sohlen in Preßburg ankam.

In Preßburg angelangt nahm mich der Bruder meiner Mutter, Onkel J. Brüll, mit väterlichem Wohlwollen auf, obwohl ich nicht ganz appetitlich aussah.

In dem Hause meines Onkels fand ich die liebevollste Behandlung. Er war einer der reichsten und angesehensten, zugleich einer der gelehrtesten und achtungswerthesten Männer jener Zeit. Gastfreundschaft und Wohlthun waren die zwei Hausfreunde dieser Familie.

Ich mußte im Hause wohnen, wurde neu überzogen und hergerichtet und lebte da ein flottes Leben. Doch sollte dieses Haus meines edlen vortrefflichen Oheims nicht zu meinem „Capua“ werden, obwohl —mein allezeit liebebereites, aber

nicht allezeit getreues Herz da einen kleinen Kinder-Roman durchmachte.

Mein Onkel hatte nämlich ein Töchterchen „Pepi," ein allerliebstes Exemplar von einem Brünettchen!

Sie sehen, sie lieben, sie heirathen wollen, war das Geschäft von drei Minuten!

An einem Freitag Abends kam ich in Preßburg an, am Sonnabend besaß Cousinchen „Pepi" schon einen Liebesbrief von mir, acht Seiten stark, geschrieben mit allem Aufgebot an fingerdicken Buchstaben, und jeder Buchstabe sah aus wie ein „Sohn der Wildniß," der von Parthenia geschoren wird. —Was ich auf diesen acht Seiten schrieb?

Die zimperliche Emilie Galotti sagt: „Was er gesprochen und was ich erwiedert, ich weiß es nicht, mein Vater!" Ich weiß nicht, was ich sagte, oder was ich gesagt haben konnte! Es kam auch weiter zu keiner mündlichen Verhandlung zwischen uns, nur so viel weiß ich, daß wir oft stundenlang beisammen saßen, ohne ein Wort zu sprechen oder etwas Anderes zu thun als—„Haselnüsse" zu knacken!

Haselnüsse war nämlich Cousinchen Pepi's Leidenschaft, und also wurde sie auch meine Leidenschaft!

Wenn der gute Werther es zum Entzücken fand, wenn Lotte den Kindern „Butterbrod aufstrich" und er die „kleinen Rotznäschen" hätte küssen mögen, dann weiß ich nicht, warum für einen jungen Schwärmer nicht auch in dem Anblick seines haselnußknackenden Ideals ein stiller Zauber liegen soll?

Indessen ging die Zeit der jungen Haselnüsse und meine Zeit auch vorüber, und ich ging einem Weg entgegen, auf dem ich ganz andere Nüsse zu knacken bekommen sollte.

Nachdem ich, um das Gleichniß mit dem Schiffchen fortzusetzen, nachdem ich in Preßburg neu kalfatert und ausgebessert wurde, von Onkel und Tante neue Takelage und etwas

„baares" Schiffszwieback in die Tasche bekommen, segelte ich von Preßburg ab. Cousinchen Pepi, die in meiner spätern Biographie noch erwähnt werden wird, vergoß, wie ich glaube, einige Thränchen, welches mich sehr rührte; aber noch mehr rührte es mich, daß sie den Inhalt ihrer kleinen Sparbüchse in meine Hand leerte und sagte: „Moritz, glückliche Reise! sei brav, führ' dich gut auf, lerne etwas, und wenn du was brauchst, so schreib' mir!"

Daß ich brav war und blieb, ist mein Geheimniß; daß ich was gelernt habe, ist der Welt ein Geheimniß; und daß ich Cousinchen Pepi später oft schrieb, ist unser beiderseitiges Geheimniß.

Ich reiste mit einem Lohnkutscher, nahm meinen Sitz neben ihm auf dem Kutschbock und gelangte nach acht Tagen in Prag an.

Siebentes Capitel.

Als ich nach Prag kam, hatte ich, wie Cortez, alle Silberflotten hinter mir verbrannt. Ich selbst war ohne Geld- und Unterstützungsquelle, von zu Hause abgeschnitten.

Ich kam in Prag mit einigen Gulden in der Tasche an und hatte nicht die leiseste Ahnung, von was leben, wenn diese zu Ende sein werden.

Doch brachte ich drei Capitalien mit: die Sorglosigkeit der Jugend, eine unzerstörbare Lustigkeit des Gemüthes und talmudische Gelehrsamkeit, wie sie bei meinem damaligen Alter als Wunder angestaunt wurde.

Ich glaube, es dürfte für jeden Leser von Geist nicht ganz ohne Interesse sein, hier bei dieser Gelegenheit über das Wesen dieses Nebelbildes „Talmud" eine kleine Andeutung

zu lesen, von Jemand, dessen Muttermilch sie von der tausendbrüstigen Dame Gelehrsamkeit war.

Der Talmud umfaßt Alles, Civilgesetz, Criminalrecht, Religionslehre, Sittengesetz, Tempeldienst, Ehrenrechte, Medicin, Ehegesetz, Astronomie, Agrar- und Culturgesetz, Priesterrechte, Satzungen über Rein oder Unrein: kurz fast Alles!

Die Entwicklung, Deutung, Erörterung, Auslegung und Discussion der 6 Grundtractate oder „Ordnungen" (Mischna) bildet die „Gemora" und das ganze Heer der großen und kleinen Exegesen, die alle sich und die Andern anders auslegen, das ganze Heer der Milbensucher und Sylbenklauber, deren Name Legion ist, und die alle sich wie ein Rattenkönig ineinander verbeißen und einen Knäuel unentwirrbarer Sophismen, Antithesen, Subtilitäten und Windfangerei bilden; das ungefähr ist es, was man „Talmud" nennt.

Wie der Justinianische Codex erhielt auch der Talmud sein Glossatorium und Commentatorium. Während die „Mischna" im jüngern Hebräisch geschrieben ist, ist die Gemora im aramäischen Idiom abgefaßt.

Wenn man diesen Wust von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Scharfsinn und Bornirtheit, von Weisheit und Frivolität, von unerforschlicher Geistestiefe und unglaublicher Schalheit durchstöbert, so erstaunt man über die Gesetzlosigkeit der Gesetze des Denkens, über die Vereinbarung der höchsten Intelligenz mit der tiefsten Finsterniß, über den Mißbrauch des tiefsten Scharfsinns, der angehalten wird die crasseste Dummheit zu beleuchten, und über die Verschwendung des allesumfassendsten, oft vierzigjährigen Studiums, welches sich zur Aufgabe macht, Windeier auszubrüten, mit einem Ernst, als ob ein Göttergeschlecht aus diesen Eiern hervorgehen sollte.

Wenn man z. B. den Patriarchen Jehuda den Heiligen oder den Ordner der Mischna „Rabbi" oder den späteren

Commentar, der blos „Raschi" geheißen wird, nimmt, so bleibt man bei dem Phänomen stehen, welch' ein unbegreifliches Volumen der Kopf, das Gedächtniß, die Auffassung dieser Männer haben mußte.

Die sinnige Sprache der Weisheit, die lauteste Moral, die sinnigsten Parabeln und Sprüche des Talmuds haben Herder u. A. genugsam an's Licht gezogen.

Das Räthsel, wie es möglich ist, so viel Geist- und Sinnvolles mit so vielem Läppischen zusammen zu würfeln, wird erklärlich, wenn man in die Entstehungsgeschichte dieses Amalgamas zurückgeht.

In der babylonischen Gefangenschaft zogen sich die sogenannten Hochschulen in entlegene Orte zurück, wo jeder Rabbi eine Schule von mehreren hunderten Schülern hatte; der Vortrag bestand nun über irgend einen Paragraph der Mischna oder die Deutung eines Ritual oder sonstigen Gesetzes, und das Thema wurde allen Schülern als Gegenstand nächster öffentlicher Disputationen anheimgegeben. Jeder dieser Schüler, unter welchen sich auch Rabbis und Gelehrte befanden, überbot nun den Anderen an Deuteleien, an Subtilitäten, an minutiosen aber scharfsinnigen Auslegungen, Wendungen und Verrenkungen des aufgegebenen Themas, Dogmas oder Spruches.

Man kann sich also denken, wie viel Abstruses, Verflitztes und Verschnitzeltes neben dem lauteren Geist und der lichtvollen Erkenntniß mit zur Sprache kam, und das um so mehr, da der den Gelehrten dieser Nation eigene Witz und die ihnen ebenso eigene zersetzende Kaustik in dieser Disputation durch Scheinwitz und Geistesspielerei eine große Rolle spielte.

Ich bin sogar überzeugt, daß es Satyriker unter diesen Rabbis gab, welche in dem Lehrhause selbst die Ironie als Waffen gebrauchten. So halte ich einen der ersten jener

Talmudbegründer, den Rabbi Jermia, für einen wahren „Humorist," welcher sich über die Anderen lustig machte, indem er anscheinend voll Eifer und Einfalt im Lehrhause Fragen aufstellte, die als wahre Parodie des Themas zu betrachten waren.

Nur ein Beispiel möge hier diesen Kautz bezeichnen. Es handelte sich um das Thema von „Rein oder Unrein," und welche Dinge in einem Leichenhause oder durch die Berührung eines Todten als verunreinigt zu betrachten, und das Schlußgesetz lautete: „Im Naturzustand nimmt nichts die Verunreinigung an; ist ein Ding aber durch Formen u.s.w. Gefäß oder dergleichen geworden, dann ist es in der Disposition die Verunreinigung anzunehmen.

Als dieser Orakelspruch gefällt wurde, warf der sarcastische Rabbi Jermia mit dem Anschein des heiligsten Ernstes folgende Disputationsfrage auf: „Wenn eine Ziege grüne Gerten vom Zaune fraß und sie, in Gestalt eines Geflechtes, der Natur wieder zurückgiebt, ob dieses Product zum Contagium disponirt ist oder nicht?!"

Der gute Rabbi Jermia hatte freilich das Schicksal, daß er dann immer aus dem Lehrhause („Beth Hamedrasch") hinausgeworfen wurde.

Der Talmud hat aber nicht nur seine Satyriker, sondern er hat auch seinen „Münchhausen," den Herrn Rabbi „Bar-Barchone." Dieser war der männliche Sherezade der Schule; er erzählte Märchen, die an Lüge und Unwahrscheinlichkeiten Alles übertreffen, was Münchhausen je zu denken wagte. Er erzählt zum Beispiel von einer Meerfahrt, die er machte. Er fuhr auf einem Schiff, welches zweihundert Meilen in der Minute zurücklegte; da begegnete dieses Schiff einen Fisch, welcher ihm entgegen kam, und dieser Fisch schwamm auch zweihundert Meilen in einer Minute, so segelten Schiff und

Fisch in entgegengesetzter Richtung aneinander vorüber, und das Schiff segelte zwei Jahre bis es von den Vorderfloßfedern des Fisches bis an seine Hinterfloßfedern kam.

Nicht unbemerkt kann ich hier lassen, daß es vielleicht für den Erfinder der Dampfschiffahrt etwas bedenklich sein könnte, wenn man den Lügen dieses talmudischen Münchhausens einige Realität unterschieben wollte. Denn er erzählte auch, er habe einmal auf dem Meere ein Schiff gesehen, welches sich wie ein Blitz fortbewegte und er sah nichts als eine Feuersäule („Nure chiwerte"), die es forttrieb!

Ueberdem sind von einer Masse Autoren und Literaten Plagiate an dem „Midraschim" begangen worden. So z. B. befindet sich der Stoff zu Schiller's „Bürgschaft" in der Handschrift von „Midrasch Kaheleth," welche der Gelehrte Menachem Consaro besaß. Die Sage der „Weiber zu Weinsberg" (natürlich nicht zu „Weinsberg" spielend) findet sich in „Midrasch Schir Baschirim." Die berühmte Proceßgeschichte des geliehenen Geldes, welches sich in einem Stock befand, die im „Don Quixote" des Cervantes ist, ist fast buchstäblich im „Talmud Nedorim" zu lesen und ist unter den Talmudkennern als die Sage von „Kanne debeh Rabbe" bekannt.

Genug davon und zurück zu meinem Debut in Prag.

Die hohe Schule des Talmuds in Prag stand unter dem Principat des Oberappellanten Samuel Landau, eines der geachtetsten Gelehrten Prags. Er hielt zuweilen am Samstag eine Disputation in seinem Hause, auf ein vorher kundgegebenes Thema. Ich drängte mich mit in den Disputationssaal und disputirte mit dem alten ehrwürdigen Mann, voll Geist und Feuereifer aus allen Kräften und ganz ungenirt. Das Auditorium sah den kecken Jungen ganz verduzt an, der Rabbi aber sagte am Ende, ich möchte Mittag bei ihm bleiben.

Da nahm er mich in's Verhör, gab mir verschiedene Themata auf, die ich sofort zu seinem Erstaunen löste. Abends schrieb er mir eine Karte, ein sogenanntes Bequartirungs- und Verköstigungsbillet, auf drei Monate für das reiche Haus M. Fischels.

Am andern Tag bezog ich mein Winterquartier und wurde von der Tochter des Hauses, eine wahre Rose Jeschuruns, mit Namen Blümele, in mein Logement installirt. Es war eine vortreffliche, edle, liebenswürdige Familie.

Ich gewann bald die Zuneigung Aller und besonders des weiblichen Hauspersonales; sowie ich auch bald im Hause des Oberappellanten und bei seiner dito wunderschönen Tochter bald heim und hause war.

Ich hab' in meiner Kind- und Jugendzeit das Glück gehabt, überall gerne gesehen zu sein und besonders die Protection des schönen Geschlechtes zu genießen.

Daß es nicht meine Schönheit, weder meine römische Nase noch mein Rosenmund war, welche dieses Wunder bewirkten, wird man mir glauben. Was war es denn? Es war die Lustigkeit meines Wesens, die Lustigkeit und Sorglosigkeit mit einer sich gleich zu erkennengebenden guten Gemüthsart, die überhaupt nie ihre Wirkung verfehlt!

Zu jener Zeit lachte mein ganzes Wesen, Alles an und in mir war lustig und ich trug diese innere Lustigkeit auf Alles, was mir nahe kam, über; Alles erschien mir lustig, sogar der Hunger!

Ich hatte in Prag auch trübselige Zeiten, aber ich lachte nur! Ich lachte den Hunger aus, ich lachte die Kälte aus! Ich war drollig und lustig auch mit mir selbst und wenn ich allein war!

Ich erinnere mich einer Faschingsnacht, ich wohnte in einem Dachstübchen auf dem Fischmarkt, mein Zimmer war

von einem Oellämpchen kärglich erhellt, auf einem kleinen Hängofen lag der zukünftige Vierundzwanzigstundeninhalt meines Magens in der Gestalt von drei bis vier Erdäpfeln. Von der Redoute, die gerade gegenüber war, klang ein lustiger Deutscher zu mir herüber und ich faßte meinen Holzstuhl an und walzte mit ihm seelenvergnügt durch's Zimmer!

Was war das?

Es war die Jugend! Die früheste, die sorglosește Jugendzeit!

In der Jugend ist der Hunger nichts als Spaß, der Durst eine Neckerei, die Kälte eine Erfrischung!

Was ist das Leben? die Jugend!

Was ist vom Tag schön? sein Morgen!

Was ist von der Sonne schön? ihr Aufgang!

Was ist von der Rose schön? ihre Knospe!

Was ist von der Liebe das Liebste? ihr Beginn!

Was ist vom Leben das eigentliche Leben? die Jugend!

Die Jugend ist das Paradies und nur in ihr blüht der Baum des Lebens, und nur in diesem Paradies hört man die Stimme Gottes durch die Welt gehen, und man hört, was die Vögel sprechen, was sich die Blumen erzählen, was die Bäume lispeln und die Bäche plaudern. Das spätere Leben ist nichts als der Auszug vom „verlorenen Paradies" und jede Sehnsucht und jede Wehmuth und jedes ungestillte Bangen ist nichts, als die Weisung: „Suche „verlorenes Paradies" Seite so und so!"

Achtes Capitel.

Einige Monate waren seit meiner Ankunft in Prag unter Talmudstudien und Blümele-Huldigung verstrichen. Blümele, so hieß nämlich die Tochter des Hauses, an welches mich

die absolute Gewalt des Oberappellanten und Ober-Landes-rabbiners auf drei Monate einquartirte und in welchem ich eben so viele patriarchalische Gastfreundschaft als herzliches Wohlwollen fand.

Ein Sohn des Hauses, Anselm, fand besonders Wohlgefallen an mir, und ich an Blümele, die Braut war und deren Hochzeitstag herannahte.

Blümele war eine wahre Blume Sarons; der Sänger des Liedes der Lieder hätte nicht verschmäht ihr zuzurufen: „Küsse mich mit Küssen deines Mundes, denn deine Reize sind süßer denn Wein!“ Schlank wie eine Gazelle, üppig wie Carmels Weizenfelder, Zähne wie Lämmer, die aus der Schwemme kommen, und Augen, Augen!—und dieses Compendium von Schönheit war Braut!

Es ist eine ganz eigene Sache um die Art und Weise, wie eine Braut in einer israelitischen Familie betrachtet wird. Sie führt die Suprematie des Hauses, sie wird mit einer heiligen Zärtlichkeit behandelt, wie eine Gottgesegnete verehrt, man möchte sagen wie ein zum Opfer erkorenes Wesen betrachtet.

Eine Braut ist die Alleinherrscherin, mit Lust und Liebe unterordnen sich ihr Eltern, Geschwister und Hausgesinde; ihre Wünsche werden ihr am Auge abgesehen und ihr leisestes Begehr erfüllt. Die Juden haben eine Sage: In der Familie, wo eine Braut ist, geht ein Engel umher und streut Liebeskörner aus und legt Liebeskörner auf die Schwelle (an die „Mesuse“), um den „Schedim“ und der „Lilit“ (Hexen) den Eingang zu wehren.

Diese Sage ist sinnig und poetisch, und mag wohl die Ursache der besonderen Brautveneration sein.

In Prag lebte damals für jüdische Brautleute ein Fatum mit Fleisch und Bein, ein symbolischer Gott der Ehe, ein

Herr Peter Beer; derselbe Peter führte den Schlüssel zum Ehetempel; er hatte ein Buch geschrieben: „Bne Zion“ die „Kinder Zions,“ und dieses Buch mußten alle jüdischen Brautleute studiren, daraus bei Herrn Petrus Prüfung machen und nur auf dessen Zeugniß durften sie getraut werden.

Es war diese „Bne-Zions-Steuer“ eine fette Kuh im frommen Stalle seines Verfassers! Und wie melkte er diese Kuh! Mit allem Fleiß eines Talmudisten, mit aller Orthodoxie eines Rabbiners und mit aller Pfiffigkeit eines Monopolisten!

Wenn die Töchter Zions den Vater der „Kinder Zions“ sahen, bekamen sie den Heirathskrampf, den Bne-Zions-Tanz!

Ein jeder Bräutigam, eine jede Braut mußte vor Allem ein Exemplar kaufen; erste Ausbeute! Dann nahmen die Wohlhabenderen beiderlei Geschlechts aus politischen Gründen bei Herrn Beer Unterricht; zweite Ausbeute! Dann mußten sie von Herrn Beer sich prüfen und Zeugniß geben lassen; dritte Ausbeute!

Und wie beackerte Herr Peter Beer seine Domänen! Mit welchem Feuer und Schwert ging dieser Heirathswürgengel an sein Geschäft!

Die armen Judenbräute in Prag! Für sie waren die süßen Tage des Brautstandes verdüstert! Wie ein Dämon stand „Bne Zion“ vor den Augen der Bräute! In ihre süßesten Träume mischte sich der Alp in Gestalt des „Bne Zion!“

Ich für meine Person,—ich liebte Blümele und verabscheute die „Bne Zion,“ und der Erzieher dieser „Bne Zion“ war mein Todfeind!

Nach Peter Beer, den Bne-Zions-Dränger, gab es noch eine zweite Person, die für die israelitische Bevölkerung von Wichtigkeit war, mit ihr in stetem Verkehr war und die mich

zuerst auf die Bahn leitete, auf welcher ich noch wandle; es war dies ein ehrwürdiger Geistlicher bei den Piaristen, „Pater Sch—," der den Buchhaltereiprüfungen beiwohnte und sie abhielt, und also eo ipso viel im Ghetto zu thun, zu unterweisen und zu prüfen hatte.

Auch er kam zu uns in's Haus, um Anselmo in die Urweisheit der Bücher und ihres Haltens und Gehaltenwerdens einzuweihen.

Pater Sch— war von umfangreichem Körper und sein Antlitz sah wohlgefällig auf eine gehörig arrondirte Leibesbeschaffenheit herab. Aber sein ganzes Wesen war mild und freundlich, eine heitere Leutseligkeit lächelte aus diesem gutmüthigen Angesicht, und so war auch sein Anstand fromm, froh und gutmüthig.

Es traf sich oft, daß in der „grünen Stube"—das Familienzimmer—drei Gruppen sich bildeten.

An einem Tisch saß die Lilie Jeschuruns: Blümele, und neben ihr der Vater der „Kinder Zions," ihr das Manna seiner Steuerbögen löffelweise einträufelnd; am andern Tisch Anselm, der „doppelte Buchhaltungscandidat," und an seiner Seite Pater Sch— mit den heitern, lustigen und freundlich blinzelnden Augen, von denen ich es nicht verschwören will, daß sie nicht zuweilen vom „Soll" und „Haben" zu „Bne Zions" mit einem „Hätt' ich!" hinüber desertirten.

An dem Fenstertisch aber saß ich in einem Folianten halb vergraben, sah auf Blümele und „Soll" und „Haben" und dachte über mein Nichtshaben von beiderseits nach.

Mein stiller, kindischer Grimm gegen den Erfinder der Zwickmaschine „Bne Zion," den ich für die Ursache hielt, daß Blümele Braut wurde, und meine wilde Ungezogenheit ließ mich oft, wenn die schöne Braut stockte, die Antwort hinüber

rufen und irgend eine Neckerei über den Inhalt des „Vne Zion" dazu.

Der Vater der Buchhalterweisheit hörte mit stillem Wohlgefallen manches treffende Wort, welches ich erwiederte, wenn mir Herr Peter unwirsch mein „Inalleshineinreden" verwies.

Eines Tages ließ sich der Pater von mir die Bücher nach Hause tragen. Er wohnte in der Jesuitengasse im ehemaligen Jesuitencollegium.

Er nahm mich mit in sein Zimmer, befragte mich um Vieles, schien mit meinen Antworten sehr zufrieden zu sein, gab mir einen Guldenzettel und sprach: „Du bist ein gescheiter Kerl, du dummer Junge!"

Ich küßte ihm die Hand und fragte: „Gnädiger Herr, ist das für den „gescheiten Kerl" oder für den „dummen Jungen?"

Lachend fragte er: „Warum fragst du?"

„Nun für den g'scheiten Kerl ist's genug, aber für den „dummen Jungen"—zu wenig."

Er entließ mich mit einem gütlichen Backenstreich und sagte: „Gescheiter Kerl, lern' was!"

Das Schicksal schien diesen vortrefflichen Mann zu meinem ersten Mentor auserseheu zu haben.

Er hatte mir eine deutsche Chrestomathie und eine lateinische Grammatik geschenkt mit dem Bedeuten, er würde sehen, ob ich mir selbst forthelfen könnte und ich sollte in ein paar Tagen wieder kommen.

Am darauffolgenden Tage schmollte ich mit Blümele, blieb nicht zum Mittagsbrod, sondern kaufte mir auf dem Brodmarkt ein weißes Brod, ging vor das Vorschitzer Thor, gegen Liben zu hinaus, legte mich mit meiner lateinischen Grammatik an das Ufer der Moldau hin und verzehrte mein Brod mit allem Wohlbehagen eines Glücklichen!

Dabei lernte ich und repetirte auswendig das Gelernte. So auf dem Bauch im Grase liegend, die Grammatik vor mir, wurde es fast Abend, als ich plötzlich einen leisen Schlag verspürte; ich kugelte mich um und das lachende Antlitz des Herrn Pater Sch— sah mich an. Er ging nach Liben, wählte den Fußpfad am hellen Strand und ertappte mich über Brod und Grammatik in flagranti. „Was liegst du und hast Maulaffen feil?“—Ich sprang auf: „Gnädiger Herr! das müssen Sie nicht sagen, daß ich „Maulaffen“ feil habe; wenn Jemand vorbei ginge und vor mir Niemand sähe als Euer Gnaden, so—so—“ Der freundliche Pater, anstatt über diesen ungeziemenden Scherz ungehalten zu sein, erwiederte: „Du bist ein dummer Junge, steh' auf und komm' mit.“

Im Gehen überhörte er, was ich gelernt habe und schien nicht nur befriedigt, sondern überrascht. Auf grünem Wege, am sonnigen Ufer ließ er sich mein ganzes Bischen Lebensgeschichte erzählen und das Resultat war, daß er mir anbot, mich dreimal in der Woche selbst zu unterrichten, mir Bücher u.s.w. zu geben und sich mit meiner Ausbildung ernstlich zu beschäftigen.

Von dieser Stunde an verließ ich nach und nach das Studium des Talmuds u.s.w., die Synagoge sah mich seltener, die Disputationen fanden einen lauen Theilnehmer an mir. Ich hatte von dem Baume der Erkenntniß das erste Aepfelchen gepflückt.—Das Paradies des Lebens schlug seine Thür hinter mir zu,—eine Stimme aus dem Paradiese rief mir nach: „du sollst Schriftsteller werden, mit Schmerzen sollst du Kinder gebären u.s.w.

Der Gassen-Philantrop.

Man sagt, es giebt keine Menschenfreunde; es ist nicht wahr! Giebt es nur erst Menschen, die Menschen-Freunde finden sich schon.

Es giebt, Gottlob, außer den Todtengräbern auch noch Menschenfreunde genug; sie sind nur nicht zugänglich, sie wohnen hinter vier Mauern, hinter sechs Thüren, hinter acht Domestiken. Aber der Himmel sieht ihr Herz und wenn wir einst in den Himmel kommen, so werden wir es auch sehen; bis dahin eine kleine Geduld.

Von den eingemauerten Menschenfreunden rede ich also nicht. Das sind Galla-Exemplare von Menschenfreunden, die nicht in Gebrauch genommen werden. Ich rede von den Menschenfreunden auf der Gasse, von den Menschenfreunden zum täglichen Gebrauch, von den Menschenfreunden aus Müssiggang endlich.

Herr Stutzhütl ist ein solcher Gassen-Philantrop; er hat nichts zu thun, als menschenfreundlich zu sein; er ist von früh Morgens bis spät Abends menschenfreundlich. Sein Müssiggang ist sein Menschenfreundschafts-Patent.

Stutzhütl geht des Morgens sehr früh in's Kaffeehaus. Hier hilft er dem Marqueur die Zeitungen in die Rahmen einheften, hängt die Theaterzettel auf, geht zu zwei bekannten Damen und läßt ihnen durch das Stubenmädchen hineinsagen, daß wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit die gestern angekündigte Oper heute nicht gegeben wird.

Auf dem Lobkowitzplatz fährt ein schwerer Wagen, Stutzhütl benachrichtigt den Kutscher, daß hinten ein Baggagestück

losgegangen ist und geht mit erleichtertem Herzen in die Klostergasse; ein Fiaker kömmt ihm entgegen. Stutzhütl, der sein rettendes Auge überall hat, bemerkt, daß dem Handgaul das Hufeisen locker werde; er warnt den Fiaker menschenfreundlich und schwenket sich auf den neuen Markt hin. Da läuft ihm ein kleiner Hund zu und beschnuppert ihn; „du hast gewiß deinen Herrn verloren!" Stutzhütl macht die Thür vom Leibenfrost'schen Kaffeehaus auf und ruft hinein: „Hat einer von den Herren seinen Hund verloren, einen Pintscher?"

Aber damit ist Stutzhütl's Menschenfreundlichkeit noch nicht erschöpft; in der Plankengasse hält eine Equipage, der Kutscher will absteigen, den Schlag zu öffnen, die Pferde wollen nicht halten, Stutzhütl ruft ihm zu, nur sitzen bleiben, eilt hin, macht den Kutschenschlag auf, schlägt den Antritt herab und eilt mit beflügeltem Schritt in die Seilergasse. Vor ihm geht eine Dame, welcher ihr großes Umschlagetuch von den Schultern herunterrutscht. Stutzhütl, der Retter in Gefahr, springt heran, lächelt und sagt: „Euer Gnaden, Ihr Tuch fällt in den Morast!" Kaum ist diese menschliche Handlung vollbracht, so erblickt Stutzhütl's unglücksforschendes Auge einen schwankenden Blumentopf an dem Fenster des vierten Stockwerkes, er läuft hinauf, läßt das Dienstmädchen herausrufen und hineinsagen, man möchte den Blumentopf wegnehmen, es könnte ein Unglück geschehen.

Kaum hat sein beflügelter Fuß die mütterliche Erde wieder geküßt, so ist schon wieder Gelegenheit da, Unglück zu verhüten. Ein Mann geht vor ihm, dem das seid'ne Taschentuch heraushängt; Stutzhütl, rastlos unglückverhütend, läuft ihm nach und sagt: „Mein Herr, geben Sie Acht, Ihr Taschentuch!"—und schon ist er in der Quergasse, die in die Spiegelgasse führt; ein guter Engel hat seine Schritte hierher geleitet, denn im dritten Stockwerke hängt ein Maurer, der das

Haus weißt und unten geht eine schwarzgekleidete Frau. Stutzhütl springt hinzu, faßt sie am Arm und ruft aus: „Gnädige Frau, Sie werden voll mit Kalk gespritzt!“—Gesagt, gerettet, und dahin geht er mit dem süßen Lohn im Herzen, in die Spiegelgasse. Da stehen zwei Obstweiber in einem Hausthore und aus demselben wird ein Wagen rückwärts herausgeschoben! Stutzhütl packt Beide an: „Aber, Weiberl, wollt Ihr denn von rückwärts gerädert werden?!“ und wie ein Blitz ist er aus der Spiegelgasse am Graben bei der Theaterzettel-Ecke. Ein kleiner Junge stellt sich auf die Fußspitzen, um die Zettel zu lesen; Stutzhütl naht sich ihm: „Sie können wohl nicht so hoch hinauf?“ Nun liest er ihm alle Theaterzettel, alle Ballanzeigen, alle verlorenen Hunde und zahnärztliche Anzeigen vor, und nimmt seinen philantropischen Weg auf den Stock am Eisenplatz. Hier steht Jemand und schaut nach der Uhr! allein es ist neblig; Stutzhütl geht auf ihn zu, nimmt die Uhr heraus, lächelt, spricht: „Dreiviertel auf Zwölfe!“ und eilt fort auf den Stephansplatz. Hier hat der Wind Jemanden den Hut vom Kopfe gewirbelt; Stutzhütl wirbelt dem Hute nach, erreicht ihn, reinigt ihn vom Schnee, bringt ihn seinem Eigenthümer, lächelt, spricht: „Ja! auf dem Stephansplatz ist's gefährlich!“ und verschwindet in der Rothenthurmstraße. Da schlägt der Wind ein offenstehendes Halbfenster hin und her; Stutzhütl steigt die Treppe hinauf und ruft in das Vorzimmer hinein: „Der Wind wird Ihnen die Fensterscheiben einschlagen!“ Auf dem Kienmarkte angelangt, sieht das allesumfassende Auge Stutzhütl's einen Quartierzettel, welcher umgekehrt, mit der Schrift an die Wand hängt; er geht in's Haus, sieht den Hausmeister, lächelt, spricht: „Die Quartierzettel hängen umgekehrt, das nützt ja nichts!“ und wandelt seinen Rettergang weiter bis zum Rothenthurmthore; hier spricht ihn

Jemand an: „Entschuldigen Sie, komme ich hier recht in die Teinfaltstraße?" — Stutzhütl's Antlitz verklärt sich; die Sonne der Menschenfreundlichkeit leuchtet aus seinen Zügen. „In die Teinfaltstraße? Das ist gerade mein Weg auch; belieben nur mit mir zu spazieren." Und er führt den Mann vom Rothenthurmthore bis in die Teinfaltstraße. Auf dem Rückwege in der Renngasse steht ein kleines Kind und spielt im Schnee; er fragt es, wem es angehöre, geht zu dessen Eltern in's Haus hinein und warnt sie: „Das Kind wird sich die Füßlein erfrieren!" Auf der hohen Brücke raufen zwei Schusterbuben mit einander. Stutzhütl tritt wie ein Genius des Friedens zwischen die ergrimmten Schusterbuben, Versöhnung träufelt von seinen Lippen, und die Schusterbuben?

„Und in den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerz und vor Freude!"

Im Nachhausegehen, schon in der Dämmerung, schlägt er noch Jemand schnell auf die Schulter, lächelt und spricht: „Sie haben sich da hinten ganz weiß gemacht!" und entschlüpft der dankenden Erkenntlichkeit.

Kurz, Stutzhütl ist die personifizirte Menschenfreundlichkeit, die in Fleisch und Bein gesetzte Philantropie, eine wandelnde Vorsehung; ein Gassen-Genius. Den ganzen Tag bescheint die Sonne seine menschenfreundliche Laufbahn und wenn sie die Sonne nicht beleuchtet, so beleuchtet sie die Abendlampe, denn am Abend wandelt Stutzhütl von einem Theater in's andere und ruft dann allen Bekannten im Nachhausegehen zu: „Im —Theater war's leer, im —Theater war's voll! Gute Nacht!"

Gute Nacht, schlaf' wohl, Stutzhütl, nach gethaner Arbeit ist gut ruhen!

Fasten-Devisen.

„Heute roth, morgen todt!"

Heute roth, morgen todt! Heute fetter Donnerstag, morgen magerer Freitag! Heute Fasching-Sonntag, morgen Versatzamt-Montag! Heute blauer Montag, morgen grauer Dienstag! Heute brennender Dienstag, morgen Aschen-Mittwoch! Heute Freud', morgen Leid! Heut': „Juchhe!" morgen: „o weh!" Heute gesund, morgen zu Grund'! Heute erworben, morgen verdorben! Heute ganz flott, morgen bankerott! Heute noch Schnee, morgen ein See! Heute geschnürt, morgen geschmiert! Heute Mazur, morgen die Spur! Heut' engagirt, morgen verführt! Heut' in der Mod', morgen im Koth! Heute gefreu't, morgen bereu't! Heut' Equipage, morgen Blamage! Heute Nachtigall, morgen Raben-Schall! Heute gemacht, morgen verlacht!

„Heute roth, morgen todt!"

Zwischen heut' und morgen, wachsen Qualen und Sorgen! Zwischen morgen und heut', wechselt Lust in Leid! Heut' und morgen und dazwischen, kann der Teufel die Karten mischen! Heute, morgen, und dazwischen die Nacht, führt herbei die Schmerzensfracht! Zwischen jetzt und zwischen später, stehet Tod, der schwarze Peter! Zwischen später und zwischen jetzt, ist's oft „zu guter Letzt!" Die Sonne geht unter, und Alles ist munter, die Sonne geht auf, bringt Jammer vollauf! Zwischen Wachen und Schlummer, wächst Leid und wächst Kummer! Zwischen Schlummer und Wachen, wird Weinen aus Lachen! Zwischen Bett und zwischen Sessel, lauert brennend die Nessel! Zwischen Sessel und Bett, steht des Todes Skelett!

„Heute roth, morgen todt!“

Heute zärtlich wie Spatzen, morgen feindlich wie Katzen! Heut ewiger Frieden, morgen Krieg ist beschieden! Heute niedlich und putzig, morgen mürrisch und trutzig! Heute ein Klatscher, ein frischer, morgen ein Pfeifer, ein Zischer! Heute ein Sanfter, ein Schwärmer, morgen ein Raufbold, ein Lärmer! Heute ein Hudler, ein Lober, morgen ein Tadler, ein grober! Heut' ein Lebmann, ein gezierter, morgen ein Müder, Blasirter! Heute classisch, pedantisch, morgen modern, romantisch! Heute leben für Alle, morgen Misanthrop voller Galle!

„Heute roth, morgen todt!“

Zwischen Faschingdienstag und Aschermittwochnacht, da hat die Zeit einen Einschnitt gemacht! Da schlägt's „zwölf“— Gott helf! Hört ihr die zwölf Schläge vom Thurm? Sie sagen: „Genug getanzt, du Wurm! Genug gehopst und gewalzt, genug gejubelt, geschnalzt! Genug der Geigen und Trompeten, es gibt eine Zeit auch zum—Beten! Genug vom Laufen und Wirbeln und Drehen, es gibt eine Zeit auch, in sich zu gehen! Genug nun der Tanzsäle und Hallen, es ist Zeit auch, zur Kirche zu wallen! Genug ist's nun in der Polka zu schweben, es ist Zeit, auch das Herz zu erheben! Genug nun des frivolen Treibens, denkt: im Tanzsaal ist nicht eures Bleibens! Ihr seid nicht erschaffen vom gütigen Himmel, um stets zu verflachen im Tänzergewimmel!

Wollt ihr nicht auch nun in's wirkliche Leben sehen, da wird euch das ewige Tanzen vergehen! Da steht von schwerer Zeitenhand das “Mene Tekel” groß an der Wand! Und ihr thut so, als ob die Menschen alle, alle, mit euch tanzten in prächtiger Halle! Aber d'raußen im Leben, da hört nur hinaus, da geigt ein schreckenerregender Strauß die Weisen auf zum Jammertanze, und die Tänzer tanzen im Dornenkranze!

Schaut in diesem Winter euch um, da geht ein nimmermüder Tänzer herum; er geht herum von Ball zu Ball, und merkt sich die wüthenden Tänzer all', er fragt sie nicht, er führt sie zum Tanz, und schmückt ihnen das Haupt mit einem—w e i- ß e n K r a n z!

Hört ihr in der Faschingdienstagnacht, wenns Zwölfe schlägt? Habt Acht! Heute roth auf den Brettern hin, morgen todt in den Brettern d'rin. Habt Acht, Alles dauert nur eine kleine Weil'; die Seele, der Geist will auch sein Theil! Wir sind kein Lustverderber, kein Störefried, der nicht gerne Frohsinn und Freude sieht, aber wir lieben das Maß in allen Dingen, besonders aber beim Tanzen und Rasen und Springen! Gebt einem Jeden das Seine, dem Tanzmeister ein paar Stunden die Beine; ein paar Stunden gebt dem Schuster und Schneider für Schuhe, Mieder und Kleider; ein paar Stunden gebt der lieben Eitelkeit, an Putzen, Tanzen und unschuld'ger Freud'; ein paar Stunden gebt dem blinden Schelmchen, der da logirt unter Hauben, Hüten und Helmchen; aber dann gebt auch dem Himmel das Seine, das Herz, das fromme und reine; gebt auch dem Geiste, was nichts ist als billig, denn wenn man nur will, da ist er schon willig; gebt auch der Seele das tägliche Brod, die Nahrung an Frömmigkeit, im Leben und Tod; gebet das Seine auch dem Gemüthe, an Bildung und Sanftmuth und sittlicher Blüthe; gebt auch dem H a u s e, was ihm gebührt, an Aufsicht und Wirthschaft friedlich regiert; gebt auch der Welt, was schicklich und weltlich, daß in der Jugend ihr nicht thut ältlich; und habt ihr erst also im irdischen Leben Jeglichem reichlich das Seine gegeben; und kömmt dann am Ende die Zeit einst und sagt behende: „Heute roth, morgen todt," so hat's mit Leib und mit Seel' nicht Noth!

Seifen-Gedanken während des Rasirens.

Während des Rasirens hat man, wenn auch nicht die besten, doch gewiß die wahrsten Gedanken; denn man ist nur dann wahr, wenn einem das Messer an der Kehle sitzt!

Nicht nur das Herz hat sein Bewußtsein, sondern auch der Kopf. Gute Gedanken wie gute Thaten, wenn sie auch nicht anerkannt werden, geben ein herrliches Bewußtsein.

Jeder Wunsch, den der Mensch hat, ist ein Flügel an seinem Herzen, er trägt ihn entweder aufwärts zum Himmel, oder abwärts zur Hölle. Das Unglück im Leben ist, daß die Gimpel sich Adlerflügel wachsen lassen.

Jean Paul sagt: „Witz ist der angeschaute Verstand, darum sind jetzt alle unsere Journalisten witzig; denn einen schnellen Verstand kann man nicht anschauen, den Journalisten aber bleibt der Verstand alle Augenblicke stehen, da können sie ihn recht anschauen!!

Wenn man früher große Reisen machte, so brachte man einen leeren Beutel und einen vollen Kopf zurück. Durch unsere Eisenbahnen wird man von der größten Reise einen vollen Beutel und einen leeren Kopf zurückbringen.

Ein Lotterielos ist die Exercirschule der Hoffnung und des Heirathens; jeder Einzelne glaubt, seine Nummer wird doch nicht immer ungezogen bleiben.

Große Männer, hohe Ideen und hohe Berge sind sich darin gleich, daß wenn wir sie erstiegen haben, wir erst sehen, daß sie oben flach sind.

Wenn man ein Kalb alle Tage ein paar Stunden lang auf den Schultern trägt, und damit fortfährt, so kann man zuletzt den ganzen Ochsen auch tragen; daher ist es begreiflich, wie so manche Erzieher seinen Zögling noch als Mann ertragen kann.

Witz und Verstand sind Blutsverwandte, anscheinlich halten sie zusammen, im Stillen verfolgen sie sich.

Unter den Mädchen sind gewöhnlich die Engelsköpfchen am flatterhaftesten, sie haben die Flügel nicht einmal an den Schultern, sondern sogleich hart an den Engelsköpfchen.

Unsere Journalisten haben neben dem Tintenfaß noch ein Weinfaß oder Bierfaß stehen, aus dem Tintenfaß kleckst ihnen Alles, aus dem Bierfaß kleckst ihnen gar nichts. Die Wahrheit schöpfen sie aus dem Tintenfaß wie aus dem Bierfaß, immer nur eine — Halbe.

Von den Todten soll man nichts als Gutes sagen. Den Schriftstellern gönnt man nur darum Unsterblichkeit, um ihnen nie etwas Gutes nachsagen zu müssen.

Kleine Seelen sterben an den Wunden, die ihnen das Schicksal schlägt, große Seelen sterben an den Narben dieser Wunden, und sind denn nicht am Ende die vollsten und die süßesten Herzen, wie die vollsten Traubenkörner am zerrissensten?

Wenn bei einer Ehefrau Feuer im Dache ist, das heißt im Kopfe, so sind alle Vernunftgründe dagegen wie die Löscheimer, sie kommen voll an und gehen leer zurück.

Die Menschen sind wie die Zeitungen, wenn eine schlechte That geschieht, ein Frevel, eine schauderhafte That, davon reden sie lange und ausführlich, wenn eine gute That geschieht, so wird sie kaum erwähnt.

Das Licht ist die Schwester des Verstandes, die Finsterniß die Gebieterin der Sinne, und die Dämmerung die Vertraute des Herzens.

In der Ehe hat der Mann nur einen dreispitzigen weiblichen Seufzer-Reim:

Schneider!
Kleider!
Leider!

Und die Frau einen Ditto männlichen Seufzer-Reim:

Ihm ist nur Werth,
Cigarre oder Pferd
Und— —was ihm nicht gehört!

Die Satyre gehört in's Schreibzimmer, die Laune in's Speisezimmer, die Höflichkeit in's Besuchzimmer, der Witz in's Gesellschaftszimmer, und die Wahrheit—in's Schlafzimmer!

Kein Mensch lebt davon, daß der andere etwas weiß, viel Tausende leben davon, daß die Andern nichts wissen: wenn man also die Unwissenheit befördert, so ist das nichts als reine Nächstenliebe und Sorgfalt für einen großen Nahrungszweig.

Die Falten auf der Stirne sind Särge ohne Deckel, sagt ein genialer Humorist. Ja, in jeder solcher Falte liegen theure Todte begraben; allein die ganz kleinen Sorgenstiche, die ganz dünnen, dünnen Linien, aus dem Baurisse des Grames, auf dem menschlichen Antlitz, erfüllen uns mit mehr Wehmuth, als die tiefen Furchen und Einschnitte, so wie der Anblick eines Kindersarges uns mit mehr Wehmuth erfüllt als die großen Särge der Erwachsenen.

Inhalt des dritten Bandes.